
Mein Buch
Henry Presch
HAMBURG

<36616882650014

Fräulein Hirsch, zum Andenken an den Verstorbenen gewidmet

von seiner Wittwe

Klosterstieg 5 —

Weihnacht 1887

Lebenserinnerungen.

Den Seinigen erzählt

von

Emil Lehmann.

(Als Manuskript gedruckt.)

Zweiter Band.

Druck von T. A. Schachenmayer in Bad Kissingen.

(1888)

Vierter Abschnitt.

1860—1864.

Ein ungeeigneterer Aufenthaltsort für ein eben verheirathetes junges Ehepaar, als ich ihn in meiner Unerfahrenheit gewählt hatte, läßt sich kaum denken. So reizend das Rainville'sche Haus mit seinem schönen Garten im Sommer war, so öde und ungastlich erwies es sich für uns in dieser winterlichen Zeit. Leichte Sommermöbel, klappernde Thüren und Fenster, eine intensiv kalte, alle Räume durchdringende Atmosphäre, mangelhaft heizende Oefen, — alles, wie es in Häusern zu sein pflegt, die eigentlich nur zu Sommerwohnungen bestimmt sind, wirkte zusammen, den Aufenthalt so unbehaglich wie möglich zu machen.

Wir beschlossen daher, unsere soi-disant-Hochzeitsreise noch ein wenig weiter, bis nach Kiel auszudehnen und fuhren am Nachmittage des nächsten Tages dorthin. In Kiel stiegen wir in dem damals besten Gasthof, dem Hotel Marsily ab und ließen uns hier die behagliche Einrichtung und Wärme der auf die Aufnahme von Gästen im Winter berechneten Räume und die gute Küche gern gefallen. Viel zu bieten hatte freilich auch Kiel im Winter nicht. Zum Spazierengehen lud die bittere Kälte wenig ein; der Besuch der neu errichteten Kunsthalle mit manchen hübschen, aber doch wenigen bedeutenden Bildern nahm nicht viel Zeit in Anspruch, und so entschlossen wir uns, am letzten Tage des Jahres Abends nach Hamburg zurückzukehren und in unser neues Heim einzuziehen.

Als wir uns andern Tages bei der Familie präsentirten, bekamen wir freilich keine allzu freundlichen Gesichter zu sehen. Wir waren zu früh gekommen; man hatte uns noch nicht wieder zurück erwartet und war mit den Vorbereitungen zu unserm Empfange nicht fertig geworden. Wir ließen uns das aber nicht

anfechten, erfreuten uns unserer hübschen Wohnung und unserer reichen Hochzeitsgeschenke und waren herzlich vergnügt.

Die, wie schon früher bemerkt, in dem Hause Glockengießerwall Nr. 16 belegene Wohnung umfaßte das zweite und dritte Stockwerk, das erstere mit vier Zimmern, das letztere mit einer für uns hergestellten Küche und einem Fremdenzimmer. Ueberhaupt hatte die ganze Wohnung, welche ursprünglich gar nicht als gesonderte Etage gedacht war, erst mit einiger Mühe dazu gemacht werden müssen. Ein besonderer Abschluß der Etage durch eine mit einer Glocke versehene hölzerne Gitterthür war leicht hergestellt. Viel schwieriger war es, aus der Höhe von drei Stockwerken herab den zu uns kommenden Leuten den Eingang durch die auf dem untern Hausflur befindliche, nur von innen zu öffnende Windfangthür zu ermöglichen. Daß ich die Wohnung überhaupt gemiethet hatte, ohne darauf zu bestehen, daß die Windfangthür von außen mit einem für jeden Eintretenden zu öffnenden Klöpfer versehen werde, war ein nur mit meiner kindlichen Unerfahrenheit in solchen Dingen zu entschuldigender rechter Abderitenstreich gewesen. Wie die Dinge lagen, blieb mir nichts übrig, als für eine Vorrichtung zu sorgen, vermöge deren die Thür von oben mittelst eines Drahtzuges geöffnet werden konnte, was erst nach verschiedenen vergeblichen und kostspieligen Versuchen endlich gelang.

Mein Vorhaben, mich wenigstens noch einige Tage nach unserer Rückkehr ganz ungestört des Glückes meiner jungen Ehe zu erfreuen, konnte ich nicht zur Ausführung bringen. Denn schon am zweiten Tage nach unserer Rückkehr von Kiel, am Montag, dem 2. Januar, erschien bei mir Nachmittags einer der Schiffsbaase, der, wie seine übrigen Berufsgenossen, in dem oben erwähnten Streit mit den Schiffszimmerleuten auf der Seite der Rheder stand, und bat mich dringend, ihn nach der Tonhalle zu begleiten, wo eine in dieser Angelegenheit abzuhaltende Versammlung stattfinden sollte. Ich schwankte einen Augenblick, ob ich nicht lieber in meiner angenehmen Zurückgezogenheit verharren solle; meine energische Frau aber, die immer und bei allen Gelegenheiten zu raschem und praktischem Handeln drängte und drängt, rieth mir zu gehen und ich folgte dem Schiffsbaas.

Einige Tage später ging ich wieder meinen gewohnten Berufsgeschäften nach, und unser regelmäßiges Leben nahm seinen Anfang. Naturgemäß gestaltete sich unser geselliger Verkehr weniger ausgebreitet als es der meinige in meinen Junggesellenjahren gewesen war. Mit der Familie blieb der Verkehr derselbe, wenn auch durch die größere Entfernung vom Glockengießerwall nach Fontenay etwas erschwert; denn auch Mutter bewohnte seit dem Herbst eines der kleineren Häuser in Groß-Fontenay.

Diese zwischen unseren respectiven Wohnungen bestehende größere Entfernung gab meinem Bruder Rudolf, der uns bald darauf verließ, um den Winter in Berlin zuzubringen, vor seiner Abreise Veranlassung zu einer vortrefflichen Karrikatur, auf welcher Mutter und Marie mit verdrossenen Mienen, begleitet von Mimi und Freddy, die ganz lustig dreinschauen, über die festgefrorene Außenalster auf Schlittschuhen zu uns gelaufen kommen.

Meine Thätigkeit blieb dieselbe, wie während der letzten Monate. Dem „Hamburger Wochenblatt" freilich sollte kein langes Leben beschieden sein. Weder Meyer noch ich verstanden es, ein solches Blatt für das Publikum anziehend zu machen. Namentlich zu dem, worauf es vor allem angekommen wäre, zu einer nach irgend einer Richtung hin recht entschiedenen, scharfen und witzigen Besprechung der Verhandlungen der Bürgerschaft, die gerade zu jener Zeit, wo es sich um die Fragen der definitiven Feststellung der Verfassung und der organischen Gesetze handelte, von besonderm Interesse wären, fehlte es uns beiden an dem rechten Zeuge. Ich schrieb wohl einige, nach Form und Inhalt gar nicht üble Artikel über diese Angelegenheiten, die aber doch des Packenden und Frappanten, dessen politische Leitartikel bedürfen, um Eindruck zu machen, gänzlich ermangelten; andere Artikel von mir, mehr belletristischen Inhaltes, wie z. B. eine ausführliche Besprechung des gerade erschienenen Buches von Robert Prutz über die Literatur der Gegenwart, fesselten wohl einen kleinen Leserkreis, wären aber doch nichts für das große Publikum. Dasselbe läßt sich im wesentlichen von den Artikeln meines Mitredacteurs Jürgen Bona Meyer sagen, der, ein tüchtiger Philosoph und Literarhistoriker, gelegentlich werthvolle Beiträge lieferte, wie zum Beispiel einige, in Veran-

lassung eines Buches von Dr. Röpe über den Hauptpastor Götze geschriebene Artikel über Lessing und Götze, aber das große Publikum nur einmal durch eine anziehende Schilderung des, im November des verflossenen Jahres stattgehabten Schillerfestes zu fesseln vermochte. Sonst litt das Blatt an dem, nach dem klassischen Ausspruche Voltaire's: „Tous les genres sont bons, hors le genre ennuyeux", schlimmsten aller Fehler — der Langenweile. Wahrhaft verderblich für das Blatt wurde eine endlose Reihe von Artikeln über „die Pferdeköpfe an unseren Bauernhäusern" von dem wackern gelehrten Gymnasialprofessor Petersen.

Als bald darauf Jürgen Bona Meyer Hamburg ganz verließ, um sich als Privatdocent der Philosophie an der Berliner Universität zu habilitiren, traten wir beide von der Redaction zurück; dieselbe ging in die Hände eines übrigens recht gewiegten Literaten, des Dr. Gottfried Cohen über, um kurz nachher ganz einzugehen und später in einer andern geschickter redigirten und auch erfolgreichern Zeitung, dem „Neuen Hamburg", wieder aufzuleben.

Der Winter mit seiner gewohnten Thätigkeit und der mir ganz neuen, höchst angenehmen eigenen Häuslichkeit verging schnell. Abends las ich meiner Frau öfter vor und hatte die Freude, sie mit einigen Meisterwerken unserer Literatur, wie Göthe's Wilhelm Meister und seinen Wahlverwandtschaften bekannt zu machen.

Auch bei einer am 12. Februar stattfindenden Liebhaber-Vorstellung im Hause meiner Schwester in Fontenay mitzuwirken, fand ich mich aufgelegt. Es war eigentlich ein für Dilettanten etwas gewagtes Unternehmen, namentlich die Darstellung des ersten Monologs und der Scene mit dem Erdgeist aus Göthes „Faust", welche die vor einem kleinen Kreise von Zuschauern stattfindende Aufführung eröffnete. Den Faust spielte der bekannte Schriftsteller Ludwig Walesrode, auf dessen Wunsch wir die Scene in unser Programm aufgenommen hatten. Er machte seine Sache recht gut; nur versagte ihm einige Male das Gedächtniß. Ich als Erdgeist hinter der Scene hatte mit der mangelnden Beleuchtung einer fortwährend mit Erlöschen drohen-

den Oellampe zu kämpfen — kurz, bei diesem ersten Theile der Vorstellung haperte es ein wenig. Ohne jede Störung aber verlief der nun folgende vierte Akt von „Minna von Barnhelm", der, soweit ich als Träger einer der Hauptrollen — des Tellheim — es zu beurtheilen vermag, recht gut gelang; meine Nichte Mimi war eine höchst anmuthige Minna. Ein kleines Stück nach dem Französischen: „Der Copist", in welchem ich eine unbedeutende Liebhaberrolle spielte, beschloß den Abend.

Ein paar Mal luden wir auch schon in diesem Winter, außer der Familie, einige Freunde zu uns ein, wobei es dann freilich gelegentlich an kleinen komischen Ungeschicklichkeiten, wie sie in jungen Haushaltungen vorzukommen pflegen, nicht fehlte. So erinnere ich mich eines kleinen Diners, zu welchem wir außer der Familie verschiedene Herren, unter anderen Professor Aegidi und Dr. Hahn geladen hatten. Es ging alles ganz gut; als aber die süße Schüssel aufgetragen werden sollte, entstand eine bedenkliche Pause in der Aufwartung. Meine Frau wurde hinausgerufen; es verstrich einige Zeit, ohne daß weder sie noch die süße Speise erschienen wäre. Da fing die Sache an, mir etwas unheimlich zu werden und meine Beunruhigung wuchs, als bald darauf — auch ich hinausgerufen wurde. Da standen vor mir auf einer der unteren Stufen der zur Küche hinaufführenden Treppe die Köchin mit hochgeröthetem Gesicht und meine Frau mit angstvoller Miene, beide vergeblich bemüht, einen Apfelpie von der blechernen Form, in der er gebacken war, zu befreien. Ich sollte helfen und ich half durch den Rath, den Pie in der blechernen Form, mit einer Serviette umwickelt, aufzutragen.

Im Frühjahr ließ der Gesundheitszustand meiner Frau für sie den Gebrauch des Soolbades Rehme wünschenswerth erscheinen. Wir machten uns bereits zu Pfingsten dahin auf, so zeitig wohl hauptsächlich, weil wir einen Ausflug nach Düsseldorf zu dem dort stattfindenden Niederrheinischen Musikfeste damit verbinden wollten, der uns eine kleine Entschädigung für unsere verfehlte Hochzeitsreise bieten sollte. In Düsseldorf wurde uns der Aufenthalt durch das regnerische Wetter einigermaßen verkümmert,

das nicht nur dem Naturgenusse, sondern in gewisser Weise auch dem Kunstgenusse Eintrag that; denn die Lage des Festlokales und die Länge der Pausen waren durchaus darauf berechnet, daß das Publikum sich zwischen den verschiedenen Abtheilungen im Freien ergehe. Die Konzerte, in deren beiden ersten, von Ferdinand Hiller geleiteten, wir unter anderm Händel's „Samson" und die A-dur-Symphonie von Beethoven hörten, waren übrigens sehr schön; das dritte, sogenannte Virtuosen-Konzert, schien uns nicht anziehend genug, um deshalb noch einen Tag zuzugeben. Wir reisten daher am Dienstag nach Rehme.

In diesem wenig anmuthigen, aber heilkräftigen Bade blieb ich nur so lange als nöthig war, um meine Frau zu installiren. Darauf konnte ich um so beruhigter wieder nach Hause reisen, als ich Amalie in jeder Beziehung gut aufgehoben wußte. Mit Fräulein Gertrud Petersen, der Tochter des Senators, die mit ihrer Mutter das Bad besuchte, hatte meine Frau eine angenehme Bekanntschaft angeknüpft; von ganz besonderm Werthe für sie aber war die Gesellschaft unserer Tante Löwenthal, die zugleich mit ihr die Kur gebrauchte und sich, wie immer, als echte Freundin und insbesondere bei einem ernsten Unwohlsein Amaliens als treue Pflegerin erwies.

Mein Strohwittthum erleichterten mir meine Geschwister Marie und Rudolf nach Kräften. Letzterer war von Berlin auf einige Wochen wieder nach Hamburg gekommen, um sich von hier nach London zu begeben. Ich aß täglich in Fontenay zu Mittag und verbrachte alle meine freie Zeit dort. Einige Male war ich mit Rudolf zusammen bei gemeinschaftlichen Freunden geladen, so bei Dr. von Hostrup und bei dem damals in dem sogenannten Eybeschen Hause am Harvestehuderwege wohnenden Oesterreichischen Generalconsul Westenholz.

Als nach Verlauf einiger Wochen die Kurzeit meiner Frau abgelaufen war, kehrte sie über Hannover, wohin ich ihr entgegenreiste, nach Hamburg zurück.

Hier bezogen wir das uns von Mutter während ihrer längern Abwesenheit eingeräumte Haus derselben in Fontenay, in welchem wir, abgesehen von einigen Tagen eines ernsten und recht beunruhigenden Unwohlseins meiner Frau, eine um so an-

genehmere Zeit verbrachten, als wir uns während mehrerer Wochen der Gesellschaft des jüngsten Bruders meiner Frau, Otto, erfreuten.

Zum Herbst zogen wir wieder in unsere Stadtwohnung.

Die Hoffnung, mit der wir dieselbe betraten, uns der durch den Zustand meiner Frau gebotenen Ruhe in angenehmer Häuslichkeit und stiller Heiterkeit zu erfreuen, sollte nicht in Erfüllung gehen; denn schon die nächsten Wochen brachten ein für mein Leben bedeutungsvolles, aufregendes und mit Sorgen aller Art verknüpftes Ereigniß. Nachdem ich neun Jahre lang bei der Redaktion der „Börsenhalle" thätig gewesen war, sollte diese Thätigkeit in Folge einer Differenz mit dem derzeitigen Chef, Herrn Meinhold, ein jähes Ende nehmen.

Im Gegensatz zu seinem Vorgänger Herrn Dr. von Hostrup, einem durchaus gebildeten Mann, der sich aber doch nie im mindesten in die Redaction einmischte, hatte Herr Meinhold schon verschiedene Versuche gemacht, seinen Einfluß bei der Redaction in maßgebender Weise zur Geltung zu bringen, die ich immer ebenso entschieden wie höflich zurückgewiesen hatte. So verlangte er u. A. einmal von mir, ich solle die Bearbeitung des zweiten Theiles von Göthe's „Faust" durch den damaligen Theaterdirector Herrn Wollheim, eine Arbeit, die ich für ein äußerst mangelhaftes Machwerk hielt, über die aber Herr Meinhold nach seinem ganzen Bildungsstande durchaus kein Urtheil hatte, in einem besondern Artikel s e h r l o b e n, was ich einfach verweigerte. Jetzt aber sollte eine an und für sich ganz bedeutungslose Kleinigkeit zum Bruche führen. Ich hatte in meinem Berichte über die letzte Sitzung der Bürgerschaft, in welchem ich, wie immer, bei der Behandlung der verschiedenen Reden nach bestem Wissen ganz unparteiisch zu Werke gegangen war, nach der Meinung des Herrn Meinhold mich über eine Mittheilung des Senates zu kurz gefaßt. Er sah darin mit großem Unrecht eine absichtliche Geringschätzung von meiner Seite und verwies mir dieselbe in anmaßenden Worten, die mich zu der Aeußerung veranlaßten: „Das können Sie mir gar nicht sagen, Herr Meinhold", worauf er mir kurzerhand eine Stellung, in der ich mich unerschütterlich fest glauben durfte, einfach kündigte — ein Ver-

fahren, zu dem er contractlich durchaus berechtigt, das aber nach Lage der Sache höchst rücksichtslos war. Als Herr Meinhold bei einer wenige Tage darauf in seiner Wohnung stattfindenden nochmaligen Besprechung der Angelegenheit mir meinen Standpunkt durch die übrigens ganz freundlich gesprochenen Worte klar machen zu müssen glaubte: „Sehen Sie, Sie sind mein Kommis," und ich dagegen mit den ruhig, aber entschieden gesprochenen Worten: „Das bin ich nicht, Herr Meinhold", protestirte, brach Herr Meinhold in hellen Zorn aus, wies mir mit erhobener Rechten die Thür — und alles war vorbei.

Wie mir Herr Meinhold nach Verlauf einiger Jahre für die mir hier angethane Beleidigung vollständige Genugthuung leistete, werde ich später erzählen.

Meine Lage war ernst und traurig und ich hatte alle Ursache, der Zukunft mit Besorgniß entgegenzusehen.

Zunächst lag mir jetzt das traurige Geschäft ob, meiner Frau, der ich das Vorgefallene bisher geflissentlich verschwiegen hatte, die Sachlage mitzutheilen. Sie war, wie immer in ernsten Lebenslagen, wunderbar tapfer und guten Muthes und that alles, mich aufzurichten. Wir einigten uns rasch darüber, daß wir uns der äußersten Sparsamkeit zu befleißigen hätten. Glücklicherweise eröffnete sich mir bald Aussicht auf eine neue Thätigkeit. Der bisherige Bibliothekar der Commerzbibliothek, Dr. Daniel von der Meden, war eben zum Sekretär des Obergerichtes erwählt worden; die Stelle eines Bibliothekars der Commerzbibliothek war daher vakant. Ich meldete mich sofort zu dieser Stelle, die mir, wenn ich sie erhielt, neben einer höchst erwünschten Erwerbsquelle, eine mir zusagende Thätigkeit in Aussicht stellte. Meine Redaction hatte ich nach erfolgter Kündigung nur noch vier Wochen fortzuführen; dann trat der zu meinem Nachfolger erwählte, oben erwähnte Dr. Gottfried Cohen an meine Stelle, und ich war auf meine Thätigkeit als Beamter der Auswanderungsbehörde beschränkt.

Die Entscheidung in Betreff der Besetzung der Bibliothekarstelle sollte sich aber noch fast vier Monate hinziehen, während deren wir in der peinlichsten Ungewißheit lebten. Wenn mir meine Frau in dem raschen Fassen heroischer Entschlüsse immer

überlegen war und noch ist, so that und thue ich es ihr, der Verschiedenheit unserer Temperamente gemäß, vielleicht in dem ruhigen Ertragen ungewisser aber unabänderlicher Zustände zuvor. So auch dieses Mal. Meine Frau bewunderte mich wiederholt, wenn sie mich in meinem Arbeitszimmer ruhig und gesammelt mit ernster Lektüre — ich las damals gerade unter anderm Friedrich Kapp's „Geschichte der Sklaverei in den Vereinigten Staaten" — beschäftigt fand.

Zu dem Ungemach, das durch den Verlust meiner Redacteurstelle über uns gekommen war, gesellte sich noch ein anderes, dessen verhängnißvolle Schwere wir damals zum Glück noch nicht ahnten. Meine Augen fingen an, mir verschiedentlich zu schaffen zu machen. Schon seit einiger Zeit hatte ich mit Besorgniß eine zunehmende Verengung meines Sehfeldes beobachtet, und neuerdings kamen noch dazu beunruhigende Lichterscheinungen, mouches volantes und dergleichen. Ich sprach mit meinem Hausarzte Dr. Cohen. Schon in einem frühern Jahre war ich einmal, wie ich hier nachträglich erzählen will, bei einer vorübergehenden Anwesenheit des berühmten Augenarztes von Gräfe, zu diesem gegangen, um mir für, ich weiß nicht mehr welche, schon damals empfundene Augenschwäche seinen Rath zu erbitten. Beim Heraustreten aus dem Hotel de l'Europe, wo Gräfe wohnte, war mir damals Dr. Cohen begegnet und hatte mich, als ich ihm von meiner Consultation erzählte, darob mit den Worten verhöhnt: „Na, Du hast also auch Deinen Louisd'or hingebracht?" und mochte wohl, in Betracht der unvermeidlichen Flüchtigkeit einer solchen einmaligen Consultation, die ihm noch dazu als das Mitmachen einer Modesache erscheinen konnte, nicht ganz Unrecht haben. Jetzt aber nahm er die Sache durchaus ernst. Ich ging zunächst auf seinen Rath zu dem damals noch in Hamburg lebenden Augenarzte Dr. Mannhardt, der meine Augen gründlich untersuchte und mir das Ergebniß seines Befundes mit den wenig tröstlichen und, weil er mir nichts zu rathen wußte, grausamen Worten mittheilte: „Der Zustand Ihrer Augen ist ja nicht absolut hoffnungslos, aber ich wüßte Ihnen nichts Bestimmtes zu rathen; längerer Genuß von Gebirgsluft könnte Ihnen gut thun." Dr. Cohen rieth mir dann, einen damals

sehr renommirten Augenarzt in Leipzig, Dr. Coccius, zu consultiren. Ich reiste zu diesem Zweck Anfangs November nach Leipzig, wo ich von Dr. Coccius doch viel tröstlicher als von Dr. Mannhardt beschieden wurde. Coccius empfahl mir große Schonung meiner Augen und verordnete mir insbesondere den Gebrauch des Pyrmonter Stahlbades im nächsten Sommer, glaubte mich aber übrigens durch die — ich weiß nicht, ob ernst gemeinte — Versicherung beruhigen zu dürfen, daß ich bei verständigem Verhalten für meine Augen nichts zu fürchten habe.

Bei der damals in Leipzig lebenden Familie Moscheles fand ich die freundlichste Aufnahme und verlebte ein paar angenehme Tage mit ihr. Ich erinnere mich namentlich eines hübschen musikalischen Abends, an welchem Moscheles und der ihm innig befreundete vortreffliche Violinspieler, Konzertmeister David, vielerlei zusammen spielten.

Ich hatte bei meiner Reise noch einen andern Zweck im Auge, zu dessen Erreichung ich mich jetzt von Leipzig zunächst nach Berlin begab, wo ich bei den alten Freunden Heinrich Leos die herzlichste Aufnahme fand. Man hatte mir in Hamburg gerathen, meine Bewerbung um die Stelle eines Bibliothekars der Commerzbibliothek durch die Veröffentlichung einer für commerzielle Kreise interessanten Arbeit zu unterstützen und hatte mir, als dazu besonders geeignet, meine, wie oben erzählt im Jahre 1858 in den Preußischen Jahrbüchern erschienene Abhandlung über die deutsche Auswanderung bezeichnet. Ich war bereit, auf diesen Vorschlag einzugehen, bedurfte aber zu seiner Ausführung der Genehmigung des Verlegers der „Preußischen Jahrbücher", des Buchhändlers Georg Reimer in Berlin — da die Mitarbeiter der Preußischen Jahrbücher sich statutengemäß drei Jahre lang des Rechtes auf ihre Arbeiten begeben mußten. Herr Reimer, den ich alsbald aufsuchte und in welchem ich einen der würdigsten Repräsentanten des viel zu wenig gekannten, guten alten Berlinerthums fand, erklärte sich freundlich zur Erfüllung meines Wunsches bereit und versprach mir, meine Arbeit baldigst als Broschüre erscheinen zu lassen.

So kehrte ich verhältnißmäßig befriedigt und erleichtert nach einigen Tagen nach Hamburg zurück.

Als meine Broschüre bald darauf erschien, erfuhr sie in verschiedenen für die Beurtheilung volkswirthschaftlicher Fragen wichtigen Blättern, wie u. A. in dem damals von Dr. Emminghaus redigirten „Bremer Handelsblatt“ und der von V. A. Huber redigirten „Concordia“, eingehende und anerkennende Besprechungen, deren erstere von Dr. Alfred Klauhold herrührte.

Von unseren sonstigen Erlebnissen bis zum Schluß des Jahres wären allenfalls nur der Weihnachts- und der Altjahrs-Abend zu erwähnen. Bei dem erstern waren wir in dem Falle, aus der Noth eine Tugend zu machen, das heißt, verschiedene besonders hübsche, in unserm Besitze befindliche Sachen zu Weihnachtsgeschenken zu verwenden. Wir unsererseits erhielten am Weihnachtsabend, der bei meiner Schwester in Fontenay gefeiert wurde, hübsche Geschenke, meine Frau insbesondere verschiedene, im Hinblick auf das uns bevorstehende freudige Ereigniß willkommene Gegenstände.

Den Altjahrsabend verbrachten wir gemüthlich und heiter in Fontenay im engsten Familienkreise mit Rudolf, der uns durch seinen trockenen Humor und durch gemeinsam mit meinem Neffen Freddy ausgeführte Scherze belustigte. So tanzten sie auf einem Kreidestrich am Fußboden, mit einer Balancirstange in den Händen, „auf dem gespannten Seil.“

In einer klaren kalten Winternacht kehrten wir nach Mitternacht nach Hause zurück, und befanden uns so unter den Ersten, welche von der, mit Beginn des neuen Jahres in Wirksamkeit getretenen Aufhebung der Thorsperre Vortheil zogen. Diese altehrwürdige Institution, vermöge deren man nach einer bestimmten Abendstunde die Stadtthore, in früheren Jahren gar nicht, und später nur gegen eine in bestimmten Zwischenräumen steigende Taxe hatte passiren können, welche zwar wiederholt ermäßigt worden war, aber noch bis zu diesem Tage fortbestanden hatte, war dem Publikum von Jahr zu Jahr lästiger geworden und nach langen, stürmischen Debatten in der neuen Bürgerschaft, — welche sich von der, mit dem Aufgebot aller Beredtsamkeit versuchten Vertheidigung der Thorsperre von Seiten der Herren Senatoren Geffcken und Haller in ihrem Beschluße nicht hatte wankend machen lassen —, durch Rath- und Bürgerschluß auf-

gehoben worden. Mit dem zwölften Schlage der letzten Stunde des alten Jahres konnte alles durch die weitgeöffneten Thore frei aus- und einpassiren und wir erlustigten uns eine Weile an dem Anblick der zahlreich durchwandernden Fußgänger und durchfahrenden Wagen und Schlitten.

Meine endlich in den letzten Tagen des Januar 1861 erfolgte Wahl zum Bibliothekar der Commerzbibliothek war ein für uns höchst freudiges Ereigniß. Am 1. Februar trat ich in mein neues Amt ein, dem ich mich alsbald mit dem größten Eifer widmete.

Am Sonntag den 10. März hatten wir einer musikalischen Matinée bei meiner, in unserer nächsten Nähe wohnenden Cousine, Frau Emilie Jaques beigewohnt. Als wir gegen drei Uhr nach Hause zurückkehrten, traten die ersten Vorboten des Erscheinens eines neuen Weltbürgers ein und nach langen schweren Stunden, wurde uns am Montag, dem 11. März, Nachmittags ein Sohn geboren. Ich war selig. In meiner Herzensfreude ergriff ich unsere liebe alte Tante Löwenthal und tanzte mit ihr im Zimmer umher. Diese hatte sich freundlichst zur Pflege meiner Frau erboten und war zu diesem Zwecke zu uns gezogen.

Der Zustand meiner Frau war befriedigend. Nur das Ausbleiben der bereits vorher engagirten Amme beunruhigte sie. Ich entschloß mich daher am dritten Tage kurzerhand, der Sache ein Ende zu machen, miethete mir für zwanzig Mark damaligen Geldes (24 Reichsmark) einen Wagen und fuhr nach dem etwa drei Stunden von Hamburg entfernten holsteinischen Dorfe Bargteheide, wo die Amme ihren Wohnsitz hatte. Nicht ohne Mühe gelang es mir, in der finstern Nacht in dem natürlich unbeleuchteten Dorfe das Bauernhaus aufzufinden, wo die Amme zu treffen sein sollte. Dort erfuhr ich, zu meiner nicht geringen Beruhigung von den hier versammelten, nach Bauernart in einem kleinen überheizten und verräucherten Raume zusammengepferchten Bauern und Bäuerinnen, daß mein Weg umsonst gewesen und die Amme bereits nach Hamburg unterweges sei. Ich fuhr also ganz vergnügt nach Hamburg zurück und fand hier, wie ich es gehofft hatte, die Amme und den Säugling in voller Thätigkeit und meine Frau beruhigt.

Amalie erholte sich ungemein rasch — so rasch, daß wir bereits nach Verlauf von etwas mehr als fünf Wochen nach der Geburt unseres Jungen, am 18. April eine größere Soirée geben konnten. Es geschah wohl hauptsächlich zu Ehren meiner von England zum Besuche nach Hamburg gekommenen Schwägerin Antonie Zimmern. Was uns aber den Muth gab, zum ersten Mal seit unserer Verheirathung eine größere Gesellschaft zu geben, war die gute Unterhaltung, die wir unseren Gästen zu bieten im Stande waren. Der bekannte Vorleser Herr Emil Palleske las verschiedene Scenen aus Shakespeare'schen Stücken, namentlich die berühmte Rekrutenscene aus dem zweiten Theil von Heinrich IV., vortrefflich vor. Eine gute Klavierspielerin, Fräulein Gärtner aus Coburg, spielte mehrere Piècen sehr hübsch.

Meine Thätigkeit außer dem Hause beschränkte sich bald ausschließlich auf die Commerzbibliothek, da die Commerzdeputation eine Beibehaltung meiner Stelle als erster Beamter der Auswandererbehörde mit meinem Bibliothekaramt nicht für vereinbar hielt. Es war das eine reine Etikettenfrage. Der Sache nach wären die beiden Thätigkeiten vollkommen vereinbar gewesen, wie am besten daraus erhellt, daß Senator Kirchenpauer, der derzeitige Amtmann in Ritzebüttel, in einem freundlichen Glückwunschschreiben, welches er als früherer Chef der Auswandererbehörde an mich richtete, die Erwartung ausgesprochen hatte, ich werde meine Thätigkeit bei der Auswandererbehörde mit dem Amte eines Bibliothekars der Commerzbibliothek, das er selbst Jahre lang inne gehabt hatte, vereinigen können.

Meine Tageseintheilung erfuhr durch mein neues Amt eine nicht durchaus angenehme Veränderung. Bisher war ich regelmäßig zum zweiten Frühstück nach Hause gekommen, hatte mir hier das von meiner Frau sorglich bereitete Frühstück gut schmecken lassen und war nach einem mit ihr verbrachten angenehmen Plauderstündchen um ein Uhr auf die Redaction gegangen. Jetzt verließ ich wie bisher gegen zehn Uhr Morgens das Haus, kehrte aber erst, nach absolvirter Thätigkeit auf der Bibliothek, gegen vier Uhr Nachmittags zurück.

Auf dem Hinwege pflegte ich während des Sommers jeden

Morgen in den Wallanlagen an einer Stelle vorzusprechen, wo ich auf einer Anhöhe im Schatten eines Gebüsches die Amme mit unserm Baby in seinem Kinderwagen fand. Meine Frau, die alle Zeit eine fanatische Verehrerin des Genusses frischer Luft für sich und ihre Kinder war, trieb Amme und Kind regelmäßig früh hinaus und ich erfreute mich hier allmorgendlich an dem Anblick meines prächtig gedeihenden Buben.

Auf der Bibliothek gab es, wiewohl dieselbe vom Publikum viel zu wenig benutzt wurde, für einen gewissenhaften Bibliothekar alle Hände voll zu thun. Die laufenden Geschäfte waren nicht schwierig, aber, weil großentheils rein mechanischer Natur — wie Vertheilen der neuangeschafften Bücher an die Buchbinder, Stempeln und Numeriren der Bücher u. s. w. u. s. w. — recht langweilig. Die genannten Dinge und vieles andere wäre eigentlich Sache eines Bibliothekdieners gewesen, an dem es aber damals noch gänzlich mangelte. Der Bibliothekar war noch von der Zeit her, wo die ursprünglich kleine und bescheidene Bibliothek gegründet worden war, ganz allein mit der Erledigung aller Bibliotheksgeschäfte betraut und für mannigfache bei einer Bibliothek von schon damals 30,000 Bänden ganz unentbehrliche Hülfsleistungen lediglich auf den Beistand eines Dieners des Commerziums angewiesen, der dem Bibliothekar seine Dienste eigentlich nur aus Gefälligkeit leistete. Zum Glück war der (jetzt schon seit Jahren zum Bibliotheksdiener beförderte) Heinrich Bruhns, ein gewandter und intelligenter Mensch, der auch mit der Anordnung der Bücher in der Bibliothek gut Bescheid wußte, so daß er mir gelegentlich das oft zeitraubende Geschäft der Auffindung geforderter Bücher abnehmen konnte. Mühsam gestaltete sich dieses Geschäft eigentlich nur dann, wenn einheimische Gelehrte, wie der mit geographischen Arbeiten beschäftigte Candidat Brauer, oder auswärtige Gelehrte, wie der bekannte Geograph Professor Wappäus in Göttingen, der Handelsrechtslehrer Professor Goldschmied in Heidelberg und andere, große Mengen von Büchern auf einmal verlangten, oder wenn in besonders dringenden Fällen Bücher, welche reglementsmäßig erst Tags nach geschehener Forderung auszuhändigen gewesen wären — zuweilen auch Bücher und bestimmte Auskünfte

von der Commerzdeputation selbst — augenblicklich verlangt wurden. So hatte ich einmal der Deputation über Eisenbahn-Differentialtarife zu berichten und mußte zu diesem Zweck Stundenlang die unheizbare Bibliothek durchstöbern, um die betreffende Literatur zusammenzusuchen.

Ich war meiner Zeit in dem Entziffern von Handschriften sehr geübt, und daher meistens im Stande, die schriftlich an mich gerichteten Wünsche sofort zu erfüllen. Nur ein einziges Mal war ich genöthigt meine augenblickliche Hülfe zu versagen. Eines Tages erschien auf der Bibliothek ein Schreiber meines verehrten Freundes, Herrn Dr. J. Wolffson, mit einem Billet, in welchem derselbe mich bat, ihm die folgenden Bücher, deren er dringend bedürfe, sofort zukommen lassen zu wollen. Die Titel dieser „folgenden Bücher" zu entziffern war mir aber trotz angestrengten Bemühens, nicht möglich, wegen der eigenthümlich unleserlichen Handschrift Dr. Wolffsons, über die er selbst stets zu scherzen geneigt ist.

Für mich als neu eingetretenen Bibliothekar galt es nun, mich, neben den laufenden Bibliotheksgeschäften, mit den reichen Schätzen der Bibliothek bekannt zu machen und die vorhandenen Lücken nach Kräften auszufüllen. In letzterer Beziehung machte ich es mir namentlich zur Aufgabe, die Gesetzsammlungen aller Nationen, welche einen besonders werthvollen Bestand der Commerzbibliothek bilden, da wo sie unvollständig waren, zu ergänzen. Ich brachte damit allerdings den nicht genau bemessenen Etat der Bibliothek in dem betreffenden Jahre auf eine recht beträchtliche Höhe, was, wie mir Herr Dr. Soetbeer, mein nächster Vorgesetzter, mittheilte, bei der Commerzdeputation nicht allzu liebsame Aeußerungen der Verwunderung hervorgerufen hatte. Ich glaubte mich aber durch jene Anschaffungen um die Bibliothek einigermaßen verdient gemacht zu haben, wovon es mir auch gelang, Dr. Soetbeer zu überzeugen.

Außer meinen eigentlichen Bibliotheksgeschäften hatte ich gelegentlich in der Eigenschaft eines zweiten Protokollisten der Commerzdeputation, wie mein eigentlicher Titel lautete, aber doch meistens nur in Vertretung des ersten Protokollisten, Dr. Soetbeer, zu fungiren. Regelmäßig hatte ich für die Deputation

nur alljährlich den sogenannten Nucleus, das alphabetische Inhaltsverzeichniß zu den im Laufe des Jahres geführten Protokollen nebst Anlagen auszuarbeiten.

Zu allererst aber lag es mir ob, für etwas zwar äußerliches, aber, namentlich bei einer Bibliothek, doch sehr wichtiges, für Ordnung und Sauberkeit in den Bibliotheksräumen zu sorgen, welche mein Vorgänger, ein in vieler Beziehung ausgezeichneter Mann, ziemlich arg vernachlässigt hatte. Das Vorzimmer der Bibliothek glich bei meinem Amtsantritt schon mehr einer Rumpelkammer. Wie sehr es bisher das Ansehen einer solchen gehabt hatte, ging für mich aus einer Aeußerung Dr. Baumeisters bei seinem ersten Besuche auf der Bibliothek hervor, mein Zimmer sei gar nicht wieder zu erkennen, unter meinem Vorgänger habe es bös ausgesehen.

Auch mit der Reinlichkeit stand es nicht zum besten. Zollhoch lagen Schichten schwarzen Staubes auf den Riolen der Bibliothek vor und hinter den Büchern. Bei näherer Erkundigung erfuhr ich, daß seit einer Reihe von Jahren keine gründliche Reinigung der Bibliothek vorgenommen worden sei, und mit schwerem Herzen entschloß ich mich, das herbeizuführen, was wohl für die Mehrzahl aller Männer der Schrecken aller Schrecken ist, nämlich — um mich des hamburgischen Ausdruckes zu bedienen — ein großes „Scheuerfest“ in der Bibliothek zu veranstalten, zu welchem mir sechs Scheuerfrauen zugebilligt wurden, die in mehrtägiger Arbeit die Bibliothek wenigstens für einige Jahre in einen menschenwürdigen Zustand der Sauberkeit versetzten.

In meiner neuen Thätigkeit und in unserer durch das Kind so anmuthig belebten Häuslichkeit verflossen die nächsten Monate rasch und angenehm, ohne daß ich aus dieser Zeit etwas besonders bemerkenswerthes mitzutheilen wüßte. Nur einer erfreulichen Nachricht muß ich gedenken, die wir im Beginn des Sommers aus England erhielten. Mein Bruder Rudolf, der sich, wie erwähnt, im Frühjahr nach London begeben, hatte sich dort mit der jüngern Schwester meiner Schwägerin Nina, der bereits mehrerwähnten Amelia (genannt Tuckie) Chambers verlobt.

Am 7. Juni trat ich meine, mir von Dr. Coccius in Leipzig verordnete Badereise nach Pyrmont an. Dort bezog ich eine Wohnung in der sogenannten Altenau und verkehrte viel mit zwei liebenswürdigen Cousinen meiner Frau, die ich hier kennen lernte, einer reizenden, jetzt leider längst verstorbenen, Frau Eugenie Wolff und ihrer liebenswürdigen Schwester, Frau Medicinalräthin Krieger aus Berlin. Die übrige Badegesellschaft war, so weit ich mit ihr in Berührung kam, der uninteressantesten Art; der Aufenthalt aber schien auf meinen Gesundheitszustand einen günstigen Einfluß zu üben. Nach Verlauf von etwa vier Wochen verließ ich Pyrmont um auf einem Umwege nach Hamburg zurückzukehren. Zur Nachkur hatte ich mir eine kleine Tour durch Thüringen ausersehen, die mich zunächst nach Eisenach, wo ich die Wartburg besuchte, dann nach Liebenstein, auf den Inselsberg, nach Reinhardtsbrunn, über die Schneekoppe und den Oberhof nach Elgersburg führte, jener Wasserheilanstalt, in welcher ich vor nunmehr siebenzehn Jahren als zwanzigjähriger Kranker die oben geschilderte Zeit zugebracht hatte. Mit eigenthümlichen Empfindungen sah ich den, übrigens seit jener Zeit wenig veränderten Ort wieder. Von hier fuhr ich nach Ilmenau, ging durch den schönen kühlen Tannenwald auf den „Göckelhahn", wo ich mich in dem hölzernen Häuschen auf dem Gipfel der schönen Verse Göthe's: „Ueber allen Gipfeln ist Ruh" erfreute, die der Dichter selbst als junger Mann hier an die Wand geschrieben und als Greis erneuert hatte. Weiter ging's nach der reizenden Ruine Paulinzelle, dem schönen Schwarzburg und durch das Schwarzathal nach Weimar. Hier besuchte ich alle geweihten Stätten, namentlich auch die Bibliothek, auf welcher mir der Bibliothekar unter anderen Dokumenten auch eine seinerzeit in dem Prozeß des bekannten Jenenser Naturforschers und Professors Oken von Göthe verfaßte Denkschrift zeigte, in welcher dieser sich, soviel ich bei einem flüchtigen Einblick sehen konnte, für die Amtsentsetzung Okens aussprach. Mit voller Gewißheit möchte ich das zwar *nicht* behaupten; denn sobald der Herr Bibliothekar gewahrte, daß mich der Inhalt des Schreibens fesselte, entzog er es mir schleunigst wieder.

Den herrlichen Park, in welchem ich schon am Abend

2*

meiner Ankunft auf einer einsamen Bank in der Lektüre eines hier vorgefundenen Briefes meiner Frau geschwelgt hatte, durchwanderte ich nach allen Richtungen. Ueber Berlin kehrte ich sodann Mitte Juli nach mehr als fünfwöchentlicher Abwesenheit nach Hamburg zurück.

Nicht lange darauf traf der jüngste Bruder meiner Frau, Otto, dieses Mal allerdings in trauriger Veranlassung wieder bei uns ein. Ein Brustleiden, an dem er schon seit Jahren litt, hatte in letzter Zeit so bedenkliche Fortschritte gemacht, daß die englischen Aerzte ihm eine mehrjährige Uebersiedelung nach dem neuerdings als Heilaufenthalt für Brustleidende in Aufnahme gekommenen Süden Afrika's gerathen hatten. Daß Südafrika diese Empfehlung nur sehr bedingungsweise verdiene und daß es auch hier einer sorgfältigern Auswahl des Kurortes bedurft hätte, als sie die Aerzte getroffen hatten, sollte unser Otto leider zu spät erfahren. Einstweilen rüstete er sich zur Abreise und war nach Hamburg gekommen, um von seinen Geschwistern Abschied zu nehmen.

Trotz der traurigen Veranlassung seines Besuches gestalteten sich die wenigen Wochen, die wir mit dem liebenswürdigen, für heitern Lebensgenuß allezeit empfänglichen Otto bis zu seiner Abreise in den ersten Tagen des September zubrachten, zu einer angenehmen und gemüthlichen Zeit.

Ein anderer, durchaus heiterer Besuch, war der meines Bruders Rudolf und seiner jungen Frau, die nach ihrer Vermählung im September, vornehmlich um Mutter zu sehen, von England nach Hamburg kamen, wo sie bei Marie in Fontenay wohnten und wo wir einige Wochen munter mit ihnen verlebten.

Im November hatte ich einmal wieder Veranlassung, das Register meiner getäuschten Hoffnungen um eine zu vermehren. Der bisherige Sekretär des Bürgerausschusses, Dr. Theodor Müller, war zum Sekretär des Senates erwählt worden. Als ich ihm meinen Glückwunsch abstattete, forderte er mich auf, mich um die erledigte Stelle zu bewerben. Nachdem ich mich durch eine Unterredung mit Dr. Soetbeer vergewissert hatte, daß die Commerzdeputation, welche sich, nach Dr. Soetbeers

Mittheilung, mit der Eventualität meiner Meldung und Wahl bereits beschäftigt habe, mich zwar ungern scheiden sehen würde, meinem Fortkommen aber in keiner Weise im Wege stehen wolle, beschloß ich, mich zu der Stelle eines Sekretärs des Bürgerausschusses zu melden. Durch die freundliche Aufnahme, welche ich bei meiner Bewerbung von Seiten der Mitglieder und vor allem des Vorsitzenden des Bürgerausschusses, Dr. Baumeister, fand, wurde ich in meinen Hoffnungen auf einen glücklichen Ausfall der Wahl bestärkt. Ganz kurz vor der Wahl aber trat — mitbestimmt durch die von manchen Seiten gehegte Besorgniß, die Wahl möchte auf einen der radikalen Partei angehörenden Bewerber fallen — ein mir gefährlicher Concurrent in der Person meines Schwagers Dr. Carl Leo auf, der den Sieg davontrug. — Heute, wo ich von jeder öffentlichen Thätigkeit längst ganz habe zurücktreten müssen, mein Schwager aber, auf der Stufenleiter der öffentlichen Aemter in unserm kleinen Staate, zu welcher jene Anstellung die erste Staffel für ihn bildete, eine der höchsten Stufen erreicht hat, muß ich in dem damaligen Verlaufe der Dinge wohl eine höhere Fügung erblicken.

Aus den beiden ersten Monaten des Jahres 1862 wüßte ich nichts bemerkenswerthes zu erwähnen.

Am 2. März gab es ein von dem Comité der neubegründeten Lesegesellschaft Athenäum veranstaltetes, recht hübsches Diner im Hôtel de l'Europe, an welchem die Mitglieder der Gesellschaft mit ihren Damen Theil nahmen. Es ging munter dabei her; Professor Aegidi, Dr. Jürgen Bona Meyer, Dr. Schleiden, ich und andere toasteten wiederholt, und den Beschluß bildete ein Tänzchen der jüngeren Gäste. In unserer Familiengeschichte spielt dieses Diner noch um deshalb eine besondere Rolle, weil sich bei demselben die Neigung meines Schwagers Carl zu Fräulein Franziska Herrmann zum ersten Male deutlich zeigte. Bei der Vertheilung der Plätze war meinem Schwager, offenbar zu seiner großen Befriedigung, Fräulein Herrmann als Tischnachbarin zugewiesen, und als er in letzter Stunde diese ursprüngliche Vertheilung der Plätze durch ein Mißverständniß verändert fand, war er darüber sehr ungehalten — mit wie großem Rechte sollten wir bald erfahren. Am nächsten Abend nach einer Festlichkeit

bei Herrn Julius Oppenheim verlobte er sich mit Fräulein Herrmann.

Am 24. April fand wieder eine kleine theatralische Aufführung bei meiner Schwester in Fontenay statt. In einem allerliebsten französischen Lustspiele, „La pluie et le beau temps“, spielte meine Nichte Mimi die weibliche und ich die männliche Hauptrolle. Es folgte noch ein deutsches Lustspiel: „Das Herz vergessen“ von G. zu Putlitz, in welchem Mimi abermals, und zwar vortrefflich die Hauptrolle spielte. Die Aufführung verlief ganz nach Wunsch und das Publikum war sehr befriedigt.

Eine Arbeit, die mich während der nächsten Monate angenehm beschäftigte, war die kritische Besprechung der Bilder der großen Gemälde-Ausstellung für die bereits oben erwähnte Wochenschrift: „Das Neue Hamburg“. Ich versuchte es, in diesen Kritiken allgemein ästhetische Gesichtspunkte zur Geltung zu bringen, mir dadurch meine Aufgabe interessant und die Artikel für die Leser ersprießlicher zu machen, als es die derzeit, wenigstens in Hamburg noch üblichen, gewöhnlichen Bilderkritiken waren.

Seit dem 1. Mai hatten wir unsere Wohnung am Glockengießerwall mit einem ländlicher gelegenen Hause in Pöseldorf vertauscht. Wir hatten dasselbe von zwei alten Fräulein Harmsen in ziemlich verwahrlostem Zustande übernommen, es dann aber mit nicht ganz unerheblichen Kosten anständig bewohnbar gemacht und verlebten nun dort mit unserem prächtig gedeihenden Carl einen angenehmen Sommer. Das Kind konnte sich doch in dem nichts weniger als schönen aber hinreichend geräumigen Garten zu jeder Tageszeit bequem ergehen und des reichlichsten Luftgenusses erfreuen. Auch uns Erwachsenen wurde der Aufenthalt auf dem Lande bald so werth, daß wir demselben bis auf den heutigen Tag treu geblieben sind.

Eine Gelegenheit, eine größere Zahl von Gästen in unserer neuen Wohnung zu empfangen, bot bald darauf die Hochzeit meines Schwagers Carl mit Franziska Herrmann, die am Nachmittage des 30. Juni bei uns gefeiert wurde; die Trauung vollzog Pastor Ritter. Ein kleines Familiendiner beschloß die Feier, welche schon vor Abend beendet war, so früh wohl hauptsäch-

lich, weil das junge Paar noch an demselben Tage seine Hochzeitsreise antreten wollte.

Aber auch ich selbst begab mich noch an jenem Abend auf die Reise nach dem seit einiger Zeit in Aufnahme gekommenen, schweizerischen Stahlbade St. Moriz, von welchem Dr. Cohen sich eine ersprießliche Wirkung für meine Augen versprach. Ich fuhr mit dem Nachtzuge nach Frankfurt; von da weiter über Heidelberg, Friedrichshafen und den Bodensee nach Rorschach, wo ich zum ersten Male den schweizerischen Boden betrat und von wo ich alsbald nach Ragatz weiterfuhr. Nachdem ich hier einige Stunden verweilt, und mir die berühmte Taminaschlucht angesehen hatte, fuhr ich Nachmittags nach Chur, wo ich im „Luckmanier" übernachtete. Am nächsten Morgen in aller Frühe ging es mit der Post weiter. Ich hatte den gerade für die Betrachtung des großartigen Gebirgspanoramas, das sich hier auf der ganzen Fahrt den Blicken darbietet, unvergleichlich schönen Platz auf der hohen Imperiale inne und schwelgte in dem Anblick der herrlichen Gebirgsriesen, die ich mir von Zeit zu Zeit, wenn der Weg gar zu steil anstieg, gleich den übrigen Reisenden, auch wohl marschirend betrachtete. In Malans, wo wir Mittag machten, sagte die süddeutsche Köchin zu mir, als ich mir in der Küche eine Cigarre anzündete: „Gelt, 's ist a' schlechtes Reisen hier!" „Schön!" erwiderte ich emphatisch in meiner Touristenbegeisterung. „Freut mich, wenn 's Ihne gefallt," lautete die ironische Antwort. Weiter ging es dann auf der einzigen damals vorhandenen Straße über den Julier nach St. Moriz, wo ich etwa um sechs Uhr Abends vor der im Dorfe belegenen Post anlangte.

Vom Dorfe bis zu den Bädern hatte man einen beschwerlichen sandigen Weg, von reichlich zwanzig Minuten zu Fuß, zurückzulegen, der, namentlich wenn die großartigen Bergriesen im Hintergrunde durch trübes oder regnerisches Wetter verschleiert waren, recht langweilig war. Auch ich hätte daher gewünscht, in dem einzigen damals in dieser Einöde vorhandenen Gasthofe, dem (heute gänzlich außer Gebrauch gekommenen) alten Kurhause, Platz zu finden; aber das gelang mir nicht und auch im Dorfe fand ich erst nach längerm Suchen im „Weißen Kreuz",

einem am äußersten Ende des Dorfes nach dem Bade zu gelegenen Gasthofe, ein niedriges, einfenstriges, mit hölzernen Wänden und den einfachsten Möbeln versehenes Stübchen. Nachdem ich dem im Kurhause wohnenden Badearzte Dr. Brunner, einem derben, mehr mit der Jagd und dem Fischfang als mit der Medizin vertrauten Schweizer, meine Aufwartung gemacht hatte, schrieb ich auf meinem Zimmer an meine Frau unter den ersten wenig angenehmen Eindrücken einen etwas verdrießlichen Brief, der sie zu der gewiß berechtigten Ermahnung veranlaßte, doch nicht so nervös zu sein und mich nicht den ersten Eindrücken hinzugeben. Als aber diese Mahnung eintraf, bedurfte es ihrer schon nicht mehr. Ich hatte mich inzwischen mit dem Aufenthalte befreundet. Zunächst hatte ich aus dem Fenster meines Zimmers, vor welches ich den Tisch stellte, an dem ich las und schrieb, die prächtige Aussicht auf den gewaltigen Piz Languard, an der ich mich oft erfreute. Auch die Gesellschaft im „Weißen Kreuz" war zwar nichts weniger als distinguirt, es ließ sich aber mit den freundlichen, nicht ungebildeten Schweizern und Süddeutschen, aus denen sie bestand, eine Zeitlang ganz gut verkehren. Mit einigen von ihnen machte ich auch wiederholt Ausflüge zu Fuß und zu Wagen in die nähere und weitere Umgegend.

Meine Vormittage vergingen, wie die jedes Badegastes mit dem Gebrauch der vorgeschriebenen Trink- und Bade-Kur; die Nachmittage verbrachte ich bisweilen lesend und schreibend auf meinem Zimmer, oder auf einer Altane hinter dem Hause im Freien, meistens aber auf weiteren Spaziergängen oder Fahrten in einem der kleinen Einspänner, deren Kutscher höchst gewandt die Gebirgsstraßen mit rasender Schnelligkeit bergauf und bergab fahren. Es sind ausschließlich der Gebirgswege von Jugend auf kundige Landeskinder, deren eigentliche Sprache das Romanische ist und die daher das ihnen von Haus aus fremde Idiom, das Deutsche, besonders hübsch sprechen. Ich machte einige schwache Versuche, mir das Verständniß der Landessprache anzueignen, brachte es aber nicht weit darin. An einem der Sonntage, an welchen vierzehntägig Romanisch in der protestantischen Kirche gepredigt wird, wohnte ich dem Gottes-

dienste bei, ohne daß ich mich rühmen konnte, von der romanischen Predigt so viel verstanden zu haben, wie der bekannte Präsident Simson. Dieser, den ich, ich glaube im Jahre 1849, in Hamburg kennen gelernt hatte, befand sich mit mir zugleich in der Kirche und versicherte mich nachher, er habe der Predigt vollkommen folgen können.

Die wunderbare Gebirgsnatur des Engadin zu schildern, kann mir nicht in den Sinn kommen; ich gedenke nur speziell einiger Ausflüge, um eine oder die andere besondere Erinnerung daran zu knüpfen. In dem kleinen Dorfe Campher, dem ersten Orte, welcher auf der vom Dorfe St. Moriz bis nach dem Maloja-Paß führenden, prächtigen, ganz ebnen, an drei herrlichen grünen Gebirgsseen vorüberführenden Landstraße liegt, kehrten wir einmal in dem einzigen Wirthshause, dem Posthause, ein. Ich ließ mich in ein Gespräch mit der Frau Postmeisterin ein, die sich mir als die Schwester des einen der beiden damaligen Wirthe des Hôtel de l'Europe in Hamburg, des Schweizers Bandli zu erkennen gab und hoch aufhorchte als ich ihr erzählte, daß dieses Hotel fast so lang sei wie ihr Wohnort.

Ein Spaziergang, der regelmäßig gemacht zu werden pflegte, wenn kein weiterer Ausflug unternommen wurde, war der nach der „Acla", einer, jenseits des von dem jungen Inn durchströmten St. Morizer Sees liegenden Meierei, wo es vortrefflichen Kaffee mit Schlagsahne gab.

Von der Acla führte ein etwa einstündiger, schöner Waldweg nach Pontresina. Dieser liebliche Ort, dessen geschütztere Lage beispielsweise einen Blumenflor ermöglicht, wie ihn St. Moriz ganz entbehrt, und Pontresina neuerdings zu einem der beliebtesten Luftkurorte gemacht hat, wurde damals fast nur von Passanten besucht, namentlich solchen, die den Morteratsch-Gletscher in Augenschein nehmen oder den Piz Languard besteigen wollten.

Den Piz Languard zu besteigen, gehörte schon damals und gehört noch heute zu den eigentlichen Obliegenheiten eines Badegastes von St. Moriz oder Pontresina. Ich aber mußte mir, nach der ausdrücklichen Weisung meines Hamburger Arztes Dr. Cohen, dieses Vergnügen, oder diese Beschwerde, wie man es nehmen will, versagen. Ich begnügte mich mit bescheideneren

Höhen, deren eine, den hinter dem Kurhause lieblich gelegenen Johannisberg, ich häufig aufsuchte. Ich erinnere mich namentlich eines Nachmittagsspazierganges dorthin, wo ich, wie ich nachher meiner Frau schrieb, auf einer Bank rastend, einen jener seltenen Momente, jener Silberblicke des Lebens hatte, in welchem ich mich ganz glücklich fühlte.

Bei einem, mit verschiedenen, namentlich schweizerischen Mitbewohnern meines Gasthofes gemeinschaftlich unternommenen Spaziergange nach Silvaplana befand sich in unserer Gesellschaft auch die mit einem englischen Arzte in Stockholm verheirathete Frau Minton, die ältere Schwester von Anna Kapp, geb. Dolder, eine feine, gebildete Frau, deren Unterhaltung mir im Gegensatze zu den äußerst gewöhnlichen Gesprächen, auf welche ich bei den Damen und Herren der übrigen Gesellschaft angewiesen war, als ein wahres Labsal erschien.

Von der gelegentlich höchst wunderlichen Ausdrucksweise der Schweizer hatte ich hier eine eigenthümliche Probe. In Silvaplana kehrten wir ein, um die auf solchen Ausflügen gewöhnliche nachmittägliche Kaffeemahlzeit, wie es hier im Gegensatz zu unserm Norden durchaus landesüblich ist, im Zimmer einzunehmen. Eine der in unserer Gesellschaft befindlichen schweizer Damen, welche dabei die Honneurs machte, that am Schluß der Mahlzeit an Frau Minton die Frage: „Nimmt etwa das Frauenzimmer noch ebbes Kaffee?"

Der Güte der Frau Minton verdankte ich die Theilnahme an einem der interessantesten Ausflüge, die zu machen mir vergönnt war. Sie vermittelte meinen Anschluß an eine Gesellschaft von ihr befreundeten schweizerischen Herren, die am Tage vor meiner Abreise nach dem Bernina-Hospiz fuhren.

Als meine Kur vollendet war, beschloß ich, zur Nachkur noch einen Ausflug an die Italienischen Seen zu machen. Ich nahm mir einen Platz in der Post nach Chiavenna und war glücklich genug, das Coupé, von dem aus man die schönste und freieste Aussicht hat, für mich allein zu haben. An einem Nachmittage zu Anfang des Monates August ging es fort, anfänglich auf der mir bereits bekannten Straße bis zum Maloja-Paß, dann aber diesen hinunter in das gelobte Land Italien hinein.

Zum ersten Male lernte ich hier die in mehrfacher Beziehung merkwürdige Postfahrt auf einem der zahlreichen von der Schweiz nach Italien führenden Gebirgspässe kennen. Schon die Fahrt an und für sich hat etwas ungemein aufregendes. Die schweizerischen Postillone fahren nämlich die im Zickzack gebauten Wege von der Höhe abwärts in sausendem Galopp, jagen mit ihren vier muthigen Rossen fortwährend in die Ecken hinein und wieder heraus, daß einem Hören und Sehen vergeht. Dazu kommt der wunderbare Wechsel der Scenerie. Von der öden, kahlen Gebirgsnatur durch alle Mittelstufen hindurch bis zu der südlichen Vegetation Italiens, ein Wechsel, der um so überraschender wirkt, je schneller er sich vollzieht. Ich erinnere mich noch deutlich, wie mich der Anblick des ersten Laubholzes, den ich wochenlang hatte entbehren müssen, entzückte; ich hätte es küssen mögen. Abends allerdings wurde diese freudige Erregung bedeutend herabgestimmt, als ich mich im Gasthofe zu Chiavenna, in meinem, nach italienischer Sitte direkt auf eine zu Mahlzeiten verwendete Halle führenden, Zimmer zur Ruhe begab. Trotz der steinernen Wände und des steinernen Fußbodens des hohen Gemaches, hatte ich hier nämlich von der unerträglichsten Hitze zu leiden und empfand die schmerzlichste Sehnsucht nach meinem kleinen, niedrigen, holzgetäfelten Stübchen in St. Moriz.

In Chiavenna gab es nicht viel zu sehen. Schon am nächsten Vormittage fuhr ich weiter nach Colico am Comer-See und von hier mit dem Dampfboot nach dem entzückenden Bellaggio, wo ich zwei Tage verweilte. Es war heiß, aber die Hitze wurde doch durch den See gemildert, in welchem ich wiederholt badete und auf welchem ich mich fast zu allen Tageszeiten, am liebsten in der Abendkühle, in einem der kleinen Kähne von einem Schiffer spazieren fahren ließ. Der ganze Aufenthalt auf diesem gesegneten Fleck Erde mit seiner herrlichen Vegetation und seinen wunderbaren Villen hatte etwas bezauberndes.

Durch einen zeitweiligen Reisegefährten, einen Studiosus Landsberg aus Breslau, Neffen des in römischen Künstlerkreisen bekannten, seit Jahren in Rom lebenden [seitdem verstorbenen] Herrn Landsberg, wurde ich in Bellaggio mit der Familie Warschauer bekannt. Frau Warschauer war eine Tochter des

Bankier Alexander Mendelssohn in Berlin; das anmuthige Fräulein Warschauer vermählte sich bald darauf mit dem Maler Passini, verstarb aber nach wenigen Jahren. Am Nachmittage des zweiten Tages machten wir, von Herrn Warschauer dazu aufgefordert, mit seinen Damen eine hübsche Wasserfahrt nach dem Lago di Lecco.

Von Bellaggio aus reisten Landsberg und ich nach dem gegenüberliegenden Menaggio und von da weiter mit einem Einspänner nach dem Luganer-See und nach Lugano, wo ich mich an den Meisterwerken des hier so herrlich vertretenen Malers Luini erfreute. Tags darauf ging es von Lugano aus per Einspänner weiter nach Como und Camerlata, der damaligen ersten Station der nach Mailand führenden Eisenbahn. Nachdem wir hier einige Stunden lang in einem Eisenbahn-Café, von einem Heer von Fliegen geplagt, den Vorschmack der Hitze gekostet hatten, die unser harrte, fuhren wir Nachmittags bei einer Gluth der Atmosphäre, wie ich sie nicht leicht wieder erlebt habe, mit der Eisenbahn nach Mailand, wo wir in dem uns empfohlenen Schweizerhof abstiegen. Der Gasthof machte aber der Empfehlung keine Ehre, das Haus roch in allen Räumen entsetzlich nach Heu und der nicht angenehme erste Eindruck konnte als ein ungünstiges Omen für unsern Mailänder Aufenthalt gelten. Zwar die Kunstwerke, die Mailand bietet, Raffaels Sposalizio in der Brera, das „Abendmahl“ Leonardo da Vinci's und der Dom erfreuten mich; aber jeder Genuß wurde uns durch die völlig unerträgliche Hitze verleidet.

Als eine Probe, wie sich die politische Gesinnung damals in Italien geltend zu machen suchte, will ich erzählen, daß in Mailand während unseres Aufenthaltes auf den Straßen und öffentlichen Plätzen grüne Zettel mit den Worten: „Roma o morte, Viva Vittorio Emanuele, Viva Garibaldi“ ausgerufen und vertheilt wurden, ohne daß das Publikum irgendwie Notiz davon zu nehmen schien.

Am Montag Morgen fuhr ich allein in der Richtung nach dem Lago Maggiore weiter, zunächst mit der Eisenbahn nach Novara und zwar in einem Wagen erster Klasse, in welchem nicht geraucht werden durfte. Ein italienischer Herr, der mit zwei Damen die übrige Gesellschaft des Coupé bildete, mußte es

mir aber angesehen haben, daß ich ein leidenschaftlicher Raucher sei und nur der weiblichen Gesellschaft wegen keine Cigarre anzündete, denn er rief mir unaufgefordert zu: „Si vuol fumare, fuma pur“, und rührte mein Herz durch diese Güte, von der ich Gebrauch zu machen nicht verfehlte.

Am Lago Maggiore angelangt, ging ich sofort an die, jedem Reisenden hier obliegende Aufgabe der Besichtigung der Boromeischen Inseln. Ich stieg in einem kleinen bescheidenen Gasthofe auf der Isola Bella ab und sah mir zuerst diese Insel mit ihren Terrassen und ihrem großartigen Schloß näher an, ohne eine gewisse Enttäuschung über die der berühmten Schilderung Jean Paul's im „Titan“ doch in der That wenig entsprechende Wirklichkeit unterdrücken zu können. Dann fuhr ich nach der Isola Madre, deren, wenn auch künstliche, doch wunderbar üppige Vegetation mir mehr Eindruck machte.

Für die Rückreise hatte ich mir die Tour über den Mont Cenis, durch welchen damals noch kein Tunnel ging, gewählt und fuhr am folgenden Morgen von Arona am Ufer des Lago Maggiore aus mit der Eisenbahn nach Turin. An der Station übergab ich mein Gepäck einem italienischen Gepäckträger mit dem Bedeuten, — das ich, meines elenden Italienisch halber, nicht ohne Herzklopfen aussprach — er möge mir mein Gepäck aufheben und Abends um sechs Uhr an der Bahn entgegenbringen, und spazierte nun los und ledig, nicht wie ein Reisender, sondern wie ein Flaneur, in die große Residenzstadt hinein. Ich wußte in der eleganten, ganz modernen Stadt, die mir aber durchaus nichts Originelles zu haben schien, nichts Besseres anzufangen, als eine Sitzung der gerade tagenden Zweiten Kammer zu besuchen, von deren Verhandlungen ich zwar nicht viel verstand, in der ich aber den damaligen Ministerpräsidenten Ratazzi zu sehen bekam. Zur festgesetzten Abendstunde ging ich an die Bahn, und siehe da! hier bewährte sich auf's Glänzendste das mit Recht so viel gerühmte génie du sousentendu der Italiener. Mein Gepäckträger hatte mein gewiß confuses Gelalle richtig verstanden und trat mir, freundlich lächelnd, mit meinem Gepäck entgegen.

Ich fuhr nun zunächst mit der Eisenbahn weiter bis an

den Fuß des Mont Cenis, dann von hier aus in dem mit Ochsen bespannten Postwagen die Nacht hindurch, während deren ich von der empfindlichen Kälte stark zu leiden hatte, über den Berg und am folgenden Tage, von der am jenseitigen Fuße des Berges liegenden französischen Station Saint Michel aus, mit der Eisenbahn weiter nach Genf, wo ich in dem schönen „Hôtel de la Métropole“ abstieg; meines Lebens konnte ich aber, der entsetzlichen Hitze halber, auch hier nicht froh werden und beschloß, meine Rückreise um so mehr zu beschleunigen, als ein hier vorgefundenes, mir von Hamburg aus nachgeschicktes Billet des damaligen Präses des Commerziums, Herrn Edgar Roß, mich ersuchte, baldmöglichst nach Hamburg zurückzukehren, da auch Dr. Soetbeer verreist und das Commerzium ganz verwaist sei.

Ich benutzte den Tag in Genf zu einer Besichtigung der Stadt und einer Fahrt auf dem schönen Genfer See und fuhr an nächsten Morgen in einer Tour von Genf über Frankfurt am Main und Leipzig, (wo ich dem Hofrath Coccius meine Augen noch einmal präsentirte und von ihm einen ganz tröstlichen Bescheid erhielt), nach Hamburg, wo ich wieder an einem Sonntage eintraf.

Hier fand ich Frau und Kind, die während meiner Abwesenheit einige Wochen in Gesellschaft meiner Mutter in Düsternbrock zugebracht hatten, im besten Wohlsein und war glücklich, wieder bei den Meinigen zu sein.

Wir verlebten die nächsten Wochen ganz ruhig. Am 1. Oktober wurden wir durch die Geburt eines zweiten Sohnes erfreut, den wir nach meinem ältesten Bruder Heinrich zu nennen beschlossen. Dieser kleine Weltbürger machte uns bald nach seiner Geburt viel zu schaffen. Er blieb in seiner Ernährung zurück und am zehnten Tage bestand Dr. Cohen darauf, es müsse schleunigst eine Amme für ihn beschafft werden. Das Ergebniß der zu diesem Zwecke erforderlichen ländlichen Forschungsreisen konnte ich leider nicht abwarten. Ich mußte nämlich am folgenden Morgen, einem von der Commerzdeputation erhaltenen Auftrage gemäß, eine Reise nach München antreten, wo ich, neben den Herren Commerzdeputirten Edgar Roß und Conrad Warnecke, das Commerzium auf dem zweiten deutschen Handelstage ver-

treten sollte. In München stieg ich im Hotel „Zu den vier Jahreszeiten“ ab.

Die Verhandlungen des Handelstages drehten sich um den zwischen Preußen und Frankreich abzuschließenden Handelsvertrag. Die preußischen Kammern hatten sich zu Gunsten desselben ausgesprochen, die Regierung, namentlich der damals für die preußische Handelspolitik maßgebende Minister Delbrück, war dem Abschluße des Vertrages durchaus geneigt, der definitive Entschluß der Regierung stand indessen noch aus und es war möglich, nach einer oder der andern Richtung hin, Einfluß auf denselben zu gewinnen; einen solchen Einfluß konnte der Handelstag durch sein Votum zu üben hoffen. Irgendwelche offizielle Bedeutung hatten und haben seine Beschlüsse bekanntlich nicht. Aber der Ausspruch einer die gesammte deutsche Handelswelt vertretenden Körperschaft wird von einer verständigen Regierung immer nach Gebühr gewürdigt werden, und in dieser Ueberzeugung suchten Freunde und Gegner des französischen Handelsvertrages ihre Ansichten auf dem Handelstage um so leidenschaftlicher zur Geltung zu bringen, als es sich hier um den großen Gegensatz der Parteien des Freihandels und des Schutzzolles handelte.

Ein noch viel höheres retrospectives Interesse gewinnen die damaligen Berathungen des Handelstages, wenn sie aus dem Gesichtspunkte der politischen Entwicklung der deutschen Zustände und als ein nicht unbedeutendes Moment in der Geschichte Deutschlands betrachtet werden. Während nämlich alle Freihändler zu Preußen hielten und folgeweise für die Annahme des Handelsvertrages stimmten, schaarten sich alle Schutzzöllner um das Banner Oesterreichs und boten alles auf, die Verwerfung des Handelsvertrages zu bewirken. Im letzten Grunde handelte es sich dabei, wie ich damals — ohne mir im mindesten eine prophetische Voraussicht der deutschen Dinge anmaßen zu wollen — schon recht wohl erkannte, nicht sowohl um Freihandel oder Schutzzoll, sondern um Preußen oder Oesterreich. Es war in Wahrheit eine Machtfrage, um die hier gekämpft wurde, und aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, wird auch die Vertheilung der Stimmen verständlicher. Alles, was in Deutschland liberal gesinnt war und sich schon damals der Hegemonie Preußen's

zuneigte, also eigentlich das ganze Norddeutschland, mit Ausnahme Hannovers, war für den Handelsvertrag, alles was einer Entwicklung der deutschen Angelegenheiten unter preußischer Führung entgegen war, und sich Oesterreich zum Hort Deutschlands erkoren hatte, also vor allem die Oesterreicher und demnächst alle Süddeutschen, stimmten gegen den Abschluß des Handelsvertrages.

An einem Dienstag wurden die Verhandlungen im großen Saale des Odeon eröffnet. Von schlimmer Vorbedeutung für den Gang und das Resultat der Verhandlungen war es, daß es den Vertragsgegnern gelang, den bekannten alten Finanzmann Hansemann, der, obgleich ein Preuße, als ein leidenschaftlicher Gegner des Handelsvertrages bekannt war, zum Präsidenten zu wählen. Mit rücksichtsloserer Parteilichkeit als mit welcher dieser Präsident seines Amtes waltete, ist wohl nie ein Vorsitz geführt worden. Ihren Gipfelpunkt erreichte diese Parteilichkeit, als Hansemann an einem der Verhandlungstage, nachdem noch nicht viele Redner für und gegen den Handelsvertrag gesprochen hatten, das Präsidium abgab, selbst die Tribüne bestieg, eine donnernde Philippika gegen den Handelsvertrag hielt und dann wieder den Präsidentenstuhl, aber nur zu dem Zwecke einnahm, um sofort die Sitzung unter irgend einem nichtigen Vorwande zu schließen. Er wollte offenbar die Versammlung unter dem Eindrucke seiner geharnischten Rede entlassen, um damit dem Siege der Gegner des Handelsvertrages gehörig vorzuarbeiten.

Namhafte Gegner des Vertrages waren vor allem der bekannte Nationalökonom und spätere österreichische Minister Schäffle, der Direktor des hannoverschen Polytechnikums Karmarsch und der Direktor der königl. hannoverschen Eisenbahnen, Hartmann.

Freunde des Handelsvertrages waren u. A. der bekannte spätere Geheimrath Otto Michaelis, der vielgenannte Abgeordnete Karl Braun, der frühere Präsident der zweiten preußischen Kammer Heinrich Behrend aus Danzig, der spätere Reichstagsabgeordnete H. H. Meyer aus Bremen und der einst als rother Republikaner verschrieene damalige Bürgermeister von Cöln, Becker.

Unter den regelmäßigen Zuhörern der Verhandlungen des Handelstages begegnete mir auch ein alter Bekannter, der in

der That recht alt gewordene Maler Bernhard Fries, mit welchem ich ehemals in Heidelberg viel verkehrt hatte und der jetzt ganz nach München übergesiedelt war. Am Abend des zweiten Verhandlungstages fand eine Fractionsversammlung der Vertragsfreunde in dem Hotel zu den vier Jahreszeiten statt, an der ich mich betheiligte und in der ich auch einmal sprach. In Folge meiner beifällig aufgenommenen Rede forderten mich einige Fractionsmitglieder auf, am nächsten Tage in der Plenarversammlung zu sprechen, was ich zusagte. Auch wurde ich mit Michaelis und Braun in eine Commission gewählt, welche mit der Aufgabe betraut war, einen Antrag der Partei zu formuliren; am nächsten Morgen vor der Sitzung fanden sich die beiden Herren auf meinem Zimmer ein und wir entwarfen gemeinschaftlich den Antrag. Aus meiner beabsichtigten Rede in der Plenarversammlung wurde dann freilich nichts; ich verzichtete auf das Wort, nachdem der vor mir zum Worte gemeldete Karl Braun bereits alle meine Argumente erschöpft hatte. Die Schlußabstimmung am letzten Verhandlungstage fiel, aller Anstrengungen der Gegner unerachtet, zu Gunsten des Handelsvertrages aus.

Die Verhandlungen hatten damit ihr Ende erreicht und ein großer Theil der Mitglieder reiste am Sonnabend Abend ab. Ich blieb noch bis zum Sonntag Nachmittag und benutzte die Zeit, um mir einiges von den Kunstschätzen Münchens, auf deren Besichtigung ich bisher fast ganz hatte verzichten müssen, einmal wieder anzusehen. Auf eigene Hand war ich während der vergangenen Tage nur einmal ins Theater gegangen, um ein bayrisch-patriotisches Stück „Herzog Albrecht" zu sehen und hatte am Sonnabend Morgen, wo keine Versammlung stattfand, mit dem Hamburger, Herrn Hargraves, eine Fahrt nach der Aukirche unternommen.

Unter den, dem Handelstage zu Ehren veranstalteten Festlichkeiten erwähne ich, außer einer Festvorstellung von Meyerbeer's „Nordstern", insbesondere ein uns von den städtischen Behörden im Rathhause gegebenes Fest, bei welchem sich besonders Groß-Deutsche durch begeisterte und mit Begeisterung aufgenommene Toaste hervorthaten. Ich proponirte der Versammlung einen telegraphischen Gruß an den in Rom weilenden König Ludwig I., der auch sofort expedirt und andern Tages dankend erwidert

wurde. Der Verstoß, welchen ich durch diesen Antrag, den Vater des regierenden Königs zu begrüßen, bevor dieser selbst begrüßt worden war, begangen hatte, wurde von Herrn Warnecke durch einen Antrag auf einen ehrfurchtsvollen Gruß an König Max sogleich wieder gut gemacht.

Am Sonntag Nachmittag reiste ich über Nürnberg, wo ich übernachtete und bis zum Nachmittage des nächsten Tages blieb, nach Hamburg zurück, wo ich alle Meinigen in erwünschtem Wohlsein antraf.

Bei der am 16. November vollzogenen Taufe unseres kleinen Heinrich hielt meine Nichte Mimi das Kind über die Taufe. Gevattern waren außer Mimi meine Schwägerin Antonie, mein Vetter Heinrich Leo und mein Bruder Heinrich. Heinrich Leo war aus Berlin, mein Bruder mit seiner Frau aus Paris eigens zu der Taufe nach Hamburg gekommen, und ihre Anwesenheit verlieh der Feier eine erhöhte Weihe.

In den ersten Tagen des neuen Jahres übertrug mir Dr. Soetbeer im Auftrage der Commerzdeputation die Veranstaltung einer neuen Auflage des Kataloges. Der alte Hauptkatalog sollte mit den inzwischen erschienenen Nachträgen und den schriftlichen Katalogen zu einem neuen in einem Bande verschmolzen werden. Ich machte mich alsbald an die recht mühsame Arbeit, die mich das ganze Jahr hindurch in Anspruch nehmen sollte. Gedruckt wurde der Katalog bei Frommann in Jena.

Eine andere Bibliotheksarbeit, die ich zwar nicht selbst übernahm, aber doch anregte, war die Ordnung der reichen Hamburgensiensammlung. Dieselbe befand sich in einem so gänzlich vernachlässigten Zustande, daß zu ihrer geordneten Aufstellung nicht nur viel Zeit, sondern auch eine ganz spezielle Sachkenntniß, deren ich mich nicht rühmen konnte, unerläßlich erschien. Ich beantragte daher bei der Commerzdeputation, mich zu autorisiren, den seit Jahren mit der Ordnung der Hamburgensien auf der Stadtbibliothek beschäftigten, bewährten Kenner dieses Zweiges der Literatur, Herrn de Bouk, für die Ordnung unserer Hamburgensien zu gewinnen. Die Deputation ging bereitwillig auf meinen Vorschlag ein und ich einigte mich mit Herrn de Bouk, der unverzüglich an die Arbeit ging. Allnachmittäg-

lich erschien der kleine freundliche Mann, nachdem er schon stundenlang auf der Stadtbibliothek gearbeitet hatte, bei uns und arbeitete nun noch viele Stunden unverdrossen an der ihm übertragenen Reinigung eines wahren Augiasstalles, als welchen man unsere Hamburgensiensammlung füglich bezeichnen konnte. de Bouk war kein eigentlich wissenschaftlich gebildeter Mann, aber ein äußerst fleißiger und gewissenhafter Arbeiter und tüchtiger Kenner seines Spezialfaches. Rührend war dabei die bescheidene Unterordnung, mit welcher er bei der Katalogisirung eines Literaturzweiges, in welchem er unendlich viel bewanderter war als ich, wiederholt an meine Entscheidung appellirte.

Am 18. März wurde der fünfzigste Jahrestag der Befreiung Hamburgs durch Tettenborn mit einem großartigen Festzuge gefeiert, den die Meinigen aus den Fenstern der Bibliothek bequem vorüberziehen sahen.

Auf Anregung von Dr. Jürgen Bona Meyer bildete sich in diesem Frühjahr ein Comité zum Zweck der Veranstaltung einer Ausstellung von, im Privatbesitze hamburgischer und altonaer Kunstfreunde befindlichen modernen Oelgemälden, welchem u. A. der Maler Günther Gensler angehörte und welchem auch ich auf die Aufforderung meines Freundes Meyer beitrat. Wir begannen unsere Thätigkeit damit, die Besitzer moderner Oelgemälde in Hamburg und Altona zu besuchen und um die Herleihung ihrer Bilder zu bitten. In den meisten Fällen wurde uns diese Heimsuchung, die doch auch der Eitelkeit vieler Bilderbesitzer schmeichelte, durch freundliche Aufnahme und ebenso freundliche Gewährung unserer Bitte erleichtert. In vereinzelten Fällen freilich zeigten die in Anspruch genommenen sich wenig bereit, unsere Wünsche zu erfüllen. Im Ganzen aber hatten wir alle Ursache, mit dem Erfolge unserer Bemühungen zufrieden zu sein. Eine überraschende Fülle von zum Theil werthvollen Oelgemälden, die mir wenigstens vielfach noch unbekannt waren, 700 bis 800 an der Zahl, wurden uns zur Verfügung gestellt, und Anfang April konnten wir unsere Ausstellung eröffnen. Sie erfreute sich während ihrer Dauer großen Zuspruches und wir durften nach Beendigung derselben auf unser Unternehmen mit Befriedigung zurückblicken. Einer Aufforderung der Redacteure des „Neuen

Hamburg" entsprechend, lieferte ich dem Blatte auch über diese Ausstellung eine Reihe von Artikeln.

Unser geselliger Kreis erfuhr in diesem Frühjahr eine angenehme Erweiterung. Herr A. N. Zacharias, der mir persönlich bisher nur ganz oberflächlich bekannt war, erschien eines Tages bei mir auf der Bibliothek und kurz darauf mit seiner Frau in unserm Hause und lud uns ein, an einem der nächsten Tage bei ihnen zu Mittag zu essen. Wir hatten von der hübschen Geselligkeit des Hauses Zacharias schon oft gehört und die Aufforderung, dasselbe zu besuchen, konnte uns daher nur willkommen sein. Von diesem Tage an datirt unser im Laufe der Jahre sich immer freundschaftlicher gestaltender Verkehr mit einer liebenswürdigen Familie, bei der wir oft, bald in traulicher Unterhaltung, bald bei musikalischen Aufführungen, Lesepartien und ähnlichem die angenehmsten Stunden verlebt haben. Neben einer wirklich gediegenen Bildung, mit der man in diesem Hause, sowohl bei den Wirthen als bei einem großen Theil ihrer Gäste immer in Berührung kam, und für welche die für einen Privatmann wahrhaft glänzend ausgestattete Bibliothek des Herrn Zacharias eine stets willkommene Nahrung bot, hatte der gesellige Verkehr in demselben noch den besondern Reiz einer großen Zwanglosigkeit.

Jener erste Mittag und Abend, den wir Anfang Mai in diesem Hause zubrachten, gehörte nun freilich nicht zu den besonders angenehmen. Die ihrerzeit viel genannte Vorleserin klassischer Stücke, Fräulein Elise Schmidt war, ich weiß nicht mehr durch die Verknüpfung welcher Umstände, während ihres diesmaligen Aufenthaltes in Hamburg der Gast des Herrn Zacharias und seiner Frau, die übrigens, namentlich die letztere, über diese Vermehrung ihres häuslichen Kreises nicht besonders glücklich zu sein schienen. Ein größerer Gegensatz als der zwischen dem Wesen der, bei regen geistigen Interessen, doch äußerst anspruchslosen und bescheidenen, man darf sagen hamburgisch einfachen Frau Zacharias und dem affectirten, anmaßenden, durch und durch unwahren Wesen Fräulein Elise Schmidt's, läßt sich gar nicht denken. Wenn sie — wie wir es bei einer öffentlichen Vorlesung im Hôtel de l'Europe einige Tage zuvor mit angehört hatten — in ihrem antiken Kostüm, zwischen zwei Wandschirmen,

gelegentlich von einer Dame auf dem Klavier begleitet, altgriechische Stücke vortrug, wurde einem schon unheimlich zu Muthe. Die nähere Bekanntschaft dieser Dame in einem Privatkreise war nur dazu geeignet, diesen Eindruck noch ungemein zu steigern. Dazu kam, daß Fräulein Schmidt die von Herrn Zacharias an sie gerichtete Aufforderung, etwas vorzutragen, entschieden ablehnte, was begreiflicherweise nicht gerade zur Erhöhung der Gemüthlichkeit beitrug.

Ein Todesfall, der mich zwar nicht direkt betraf, mir aber doch sehr nahe ging, war der Dr. Gabriel Riesser's. In einem wie freundschaftlichen Verhältnisse meine Frau und ich seit Jahren zu diesem ausgezeichneten Manne standen, habe ich öfter zu erwähnen Gelegenheit gehabt. Ich war schon seit der Zeit, wo er sich nach der Emancipation der Juden im Jahre 1848 in Hamburg als Notar niedergelassen hatte, mit ihm befreundet, 1857 während der großen Geld- und Handels-Krisis hatte er, weil er die damals auf ihn einstürmende Last der Geschäfte nicht ertragen konnte, das Notariat niedergelegt und es mit der Advokatur versucht. Damit wollte es ihm aber nicht glücken — ein Beweis, von wie unberechenbaren Umständen der Erfolg in der Advokaturpraxis abhängt. Riesser, ein anerkannt glänzender Redner und ausgezeichneter Schriftsteller und Jurist, konnte es doch als Advokat in Hamburg zu nichts Rechtem bringen und fristete während der nächsten Jahre ein bescheidenes, fast kümmerliches Dasein. Es war daher ebenso glücklich für ihn wie ehrenvoll für den Hamburgischen Senat, daß im Jahre 1859 das erst kürzlich selbständig constituirte Obergericht Herrn Dr. Riesser, einen Mann, dessen politisch liberale Gesinnungen und jüdische Confession seine Wahl zu einem Richteramt in jener Zeit sehr bemerkenswerth erscheinen ließen, zu seinem Mitgliede machte. Er erhielt die Anzeige der auf ihn gefallenen Wahl in seiner, im zweiten Stock eines Hauses in der Knochenhauerstraße belegenen, äußerst bescheidenen kleinen Wohnung. Nach seiner Wahl verließ er dieselbe und bezog eine, seinen nunmehrigen Verhältnissen angemessene, schöne geräumige Wohnung in der Welckerstraße. Des endlich so schwer errungenen geistigen und materiellen Behagens, das ihm sein neues Amt gewährte, sollte Riesser sich aber nur wenige

Jahre erfreuen. Ende April 1863 starb er nach einer Krankheit von wenigen Tagen. Der Trauerzug bei seiner Beerdigung, welcher ich natürlich beiwohnte, war wohl einer der größten, den ich je erlebt habe. Bemerkenswerth war das Trauergeleite auch dadurch, daß sich — was damals in Hamburg noch ganz ungebräuchlich war — auch Damen an demselben betheiligten. Die nächsten Freundinnen Riesser's, etwa zwölf an der Zahl, folgten dem Leichenwagen, anfänglich zu Wagen, dann auf dem jüdischen Friedhofe, auf welchem Riesser begraben wurde, zu Fuß, bis zur Gruft dicht hinter dem Sarge hergehend. Am Grabe sprachen Professor Aegidi, Dr. Wolffson und Pastor Valentiner.

Im Juni reiste meine Frau auf ärztliche Verordnung wieder nach dem Soolbad Rehme, wohin sie diesesmal die beiden Knaben mitnahm. Mit ihr reiste auch unsere Tante Löwenthal und ich geleitete die ganze kleine Karawane, um sie zu installiren. Während wir uns, gleich nach unserer Ankunft in dem Gasthof, in welchem wir abgestiegen waren, die uns angewiesenen Zimmer ansahen, vermißten wir auf einmal den kleinen Carl. Nicht lange, so fanden wir das zweijährige blondgelockte Kerlchen im Eßsaal höchst vergnügt und zuversichtlich im Kreise von Kellnern stehen.

Noch an demselben Abend fanden wir ein gutes Privatlogis, das wir am nächsten Morgen bezogen. Am Nachmittage dieses Tages, eines Sonntags, unternahmen wir eine Ausfahrt nach der Porta Westphalica; am nächsten Morgen reiste ich wieder nach Hamburg zurück und verließ meine Frau um so getroster, als sie in den nächsten Tagen der Ankunft unserer Cousine Emilie Leo aus Berlin zu mehrwöchentlichem Aufenthalte entgegensah.

In Hamburg angekommen, fand ich die Einladung des damaligen Präses des Commerziums, Herrn Trautmann, zu einem noch an demselben Tage an der Elbe bei Curel (einem französischen Koch, der sich seit einiger Zeit hier etablirt hatte) stattfindenden Diner vor, welches das Commerzium Herrn Dr. Soetbeer zum Danke für die, hauptsächlich durch seine Bemühungen kürzlich zu Stande gekommene, für Hamburgs Handel wichtige Neuordnung der Elbzölle gab. Das Commerzium verehrte Herrn Dr. Soetbeer bei dieser Gelegenheit einen schönen silbernen

Tafelaufsatz. Aus den hier gehaltenen Reden ist mir nur noch eine ganz pikante Aeußerung Dr. Soetbeer's erinnerlich. In seiner Erwiderung auf den ihm geltenden Trinkspruch bemerkte er, das Interesse an der Volkswirthschaft sei in Hamburg ziemlich neuen Datums. Anfänglich habe man gar nicht recht gewußt, was das Wort „Volkswirthschaft" bedeute und habe sich einen Wirthschaftsgarten für das Volk darunter vorgestellt.

In diesen Tagen wurde in Hamburg die große Landwirthschaftliche Ausstellung auf dem Heiligengeistfelde eröffnet, um welche sich der in seiner genialen Förderung gemeinnütziger städtischer Angelegenheiten vielleicht einzig dastehende Ernst Merck so hoch verdient gemacht hatte.

Herr Ferdinand Philippson, ein Vetter meiner Frau, der eine von ihm erfundene und patentirte landwirthschaftliche Maschine in der Ausstellung produziren wollte, logirte einige Tage bei uns und war uns ein lieber und angenehmer Gast.

Ende August erfreuten uns mein Bruder Rudolf mit seiner Frau und dem einjährigen Töchterchen Elizabetta durch ihren Besuch. Sie wohnten bei meiner Schwester Marie in Fontenay. Von Zürich, wo sie den Sommer zugebracht hatten, kamen sie zu uns und beabsichtigten von hier im September nach Rom zu gehen, wo Rudolf sich wieder dauernd niederlassen wollte und wohin meine Mutter sie für den Winter begleiten sollte. Wir verlebten angenehme Wochen mit ihnen, die ich meinerseits freilich durch einen für meine Gesundheit nothwendigen Besuch des Seebades Helgoland abkürzen mußte. Am 12. September reiste ich dahin ab und blieb siebenzehn Tage bis zum Abgange des letzten Dampfbootes. Besonders interessante oder bedeutende Menschen lernte ich dieses Mal auf Helgoland nicht kennen, verkehrte aber viel und angenehm mit verschiedenen Hamburgern, namentlich den liebenswürdigen Damen der Familie Lippert, welche hier ein eigenes Haus besaß.

Gleich nach meiner Rückkehr von Helgoland wählte das für die Erbauung einer Kunsthalle in Hamburg seit einiger Zeit bestehende Comité, auf Veranlassung meines Freundes Jürgen Bona Meyer, der sich in Berlin als Privatdozent zu habilitiren beabsichtigte, mich an seiner Stelle zum Mitgliede und Pro-

tokollisten. Mitglieder des Comité waren die Herren Senator Heyn, Dr. August Abendroth, C. F. Vorwerk, Nikolaus Hudtwalcker, der Kunstmakler Harzen, Dr. Eduard Schramm, Martin Gensler, Otto Speckter, F. Laeisz, Vivié und ich, die seitdem bis auf Senator Hayn, Vivié und mich sämmtlich verstorben sind.

Behufs der Feststellung eines Bauplanes war schon seit längerer Zeit ein ausführliches Programm erlassen und eine Concurrenz eröffnet worden, deren Ergebniß eine große Anzahl von Plänen war, welche zunächst in einer dem Publikum zugänglichen Ausstellung vereinigt wurden. Die endgültige Wahl eines Bauplanes wurde einem Preisgericht übertragen, zu welchem aus der Fremde die Herren Galleriedirector Waagen aus Berlin, Architekt Semper aus Zürich, Architekt Haase aus Hannover und Bildhauer Hähnel aus Dresden hieher berufen wurden, denen aus dem Comité die Herren Dr. August Abendroth und Martin Gensler hinzutraten.

Beim Nachhausegehen von einem, zu Ehren der fremden Preisrichter in Dr. Abendroth's schönem Landhause auf der Hohenluft gegebenen Diner, machte der in solchen Dingen gewiß competente Semper die Bemerkung, die Gegend sei hier ja eigentlich häßlich, kein Wasser, keine Berge, und doch hätten diese Wiesen und diese Alleen einen ganz eigenen traulichen Reiz.

Schon beim Kaffee hatten die Herren des Preisgerichtes mir ihre Noth geklagt, daß sie bei ihren Verhandlungen einen Protokollführer schmerzlich vermißten und mich gebeten, dieses Amt zu übernehmen. Mit Vergnügen entsprach ich der Aufforderung; denn es konnte für mich nur interessant sein, den Verhandlungen so ausgezeichneter Kunstkenner über die eingereichten Pläne beizuwohnen. Das Resultat der Verhandlungen ist bekannt.

Zu den in diesem Jahre besonders reichen Bethätigungen patriotischen, wirthschaftlichen, künstlerischen und wissenschaftlichen Geistes in Hamburg gehörte auch die im September erfolgende Eröffnung des Zoologischen Gartens, welchen Hamburg vornehmlich den Bemühungen Ernst Merck's verdankte. Er selbst freilich erlebte diese Eröffnung kaum noch; denn gerade am Abend des Eröffnungstages erlag er einer schweren Krankheit. Hamburg verlor in ihm einen seiner verdientesten Bürger.

Eine traurige Veranlassung war es, die meine Frau noch im October eine Reise nach England unternehmen ließ. Ihr jüngster Bruder Otto, hatte die Wiederherstellung seiner Gesundheit in Afrika vergebens gesucht; war vielmehr bereits seit einiger Zeit hoffnungslos krank von dort nach London zurückgekehrt, wo er jetzt bei seiner Schwester Antonie wohnte. Wie mein Schwager Dr. Leo, der kurz zuvor nach London gereist war, hatte auch Amalie den Wunsch, ihren Bruder Otto noch einmal wieder zu sehen und begab sich daher auf einige Wochen nach London. Ich hatte nicht die Absicht, meine Frau zu begleiten, wollte vielmehr ruhig bei meinen Kindern in Hamburg bleiben. Der jetzt zweiundeinhalbjährige Carl, ein allerliebstes Kerlchen, war mir in seinem muntern, kecken Wesen eine liebe Gesellschaft und erleichterte mir mein Strohwitthum sehr. Als ich eines Abends mit ihm von Fontenay nach Hause zurückkehrte und ihn beim Passiren des Mittelweges, wo gerade damals stark gebaut wurde, an einer Stelle auf den Arm nahm, um ihn über ein Brett zu tragen, war er so wenig ängstlich und sah so vergnügt in die Welt hinein, daß einer der umstehenden Arbeiter sagte: „He is ganz driest."

Aber mein Strohwitthum sollte nur kurze Zeit dauern. Eine Einladung meiner Schwester Elisabeth, die wenige Tage nach der Abreise meiner Frau an mich erging, sie in London zu besuchen, um dann mit meiner Frau zurückzureisen, war zu lockend um ihr zu widerstehen. Als ich an einem Sonnabend Abend — in Folge des verspäteten Eintreffens eines Briefes von mir — unerwartet bei Benzons in Kensington Palace-Gardens eintraf, stürzten verschiedene Diener in schwarzem Frack und weißer Kravatte auf mich zu und entledigten mich beflissen meines Oberrockes, ohne auf meine Frage nach Mrs Benzon zu hören. So vornehm hatte ich mir den Haushalt meiner Schwester doch nicht vorgestellt! Gleich darauf aber erschien Elisabeth selbst und klärte mich lachend über die eigenthümliche Art meines Empfanges auf: Ich wurde wie gesagt noch nicht erwartet, wohl aber eine zum Diner geladene Gesellschaft, als deren Erstling die der Gäste harrenden Diener mich betrachtet hatten. Nach kurzer herzlicher Begrüßung trieb Elisabeth mich an, schleunigst die nöthige Toilette zu machen, um

bei dem Diner mit erscheinen zu können. Das war aber leichter gesagt als gethan, die Zeit drängte und das Zusammensuchen der nöthigen Kleidungsstücke aus meinem Koffer und Reisesack würde zu lange gedauert haben. Da halfen nun mein Schwager Ernst und mein Bruder Friedrich mit allem Nöthigen aus und in kurzer Zeit war ich vollkommen courfähig.

Unter den Tischgästen befanden sich der amerikanische Gesandte, Mr. Adams und der bekannte Novellist, Charles Reade; neben dem letztern hatte ich meinen Platz, und unterhielt mich sehr gut mit ihm.

Kaum waren die Gäste fortgegangen, als mir die unerwartete Freude wurde, meine Frau, die in großer Entfernung in Highbury bei Zimmerns wohnte und die ich erst am nächsten Tage wiederzusehen hoffen durfte, zu umarmen. Sie war, einer General-Einladung Elisabeth's, sich jeder Zeit unangemeldet als Logirgast bei ihr einzustellen, gefolgt, ohne von meiner bereits geschehenen Ankunft zu wissen.

Von den Sehenswürdigkeiten Londons sage ich hier nichts; nur eines Ausfluges will ich gedenken, den ich, wenige Tage nach meiner Ankunft in London, einer liebenswürdigen Einladung Charles Reade's folgend, mit diesem und Friedrich nach Oxford unternahm, wohin Reade, als Fellow des Magdalen (sprich Maudlin)-College sich gerade begeben wollte.

Bei der Hinfahrt hatten Friedrich und ich Gelegenheit, einen Einblick in die eigenthümliche Werkstatt des Romanschriftstellers zu thun, dessen Gäste wir waren. Er war nämlich während der Fahrt eifrig damit beschäftigt, die bereits zu Hause angefertigten Vorarbeiten zu einem neuen Roman durchzusehen. Diese Vorarbeiten bestanden aber nicht etwa in einem skizzenhaften Entwurfe oder in flüchtig hingeworfenen Notizen, sondern in einer wunderlichen Art von auf Pappe gezogenen tabellarischen Zusammenstellungen über alles die einzelnen Personen und Gegenstände seines Planes betreffende. Man wird gewiß nicht mit Unrecht diese Art der Vorbereitung auf ein Werk der Phantasie recht mechanisch und darin einen Schlüssel zu der oft recht mechanischen Compositionsweise Reade's finden.

In Oxford angekommen fuhren wir mit Herrn Reade nach

dem schönen alterthümlichen Magdalen-College, in welchem er ein, das ganze Jahr hindurch für ihn bereit stehendes Quartier hatte, das wir jetzt während mehrerer Tage als seine Gäste mit ihm theilen sollten.

Den folgenden Tag benutzten wir dazu, uns die interessante alte Universitätsstadt mit ihren Sehenswürdigkeiten, namentlich die verschiedenen schönen Colleges und die berühmte Bodleianische Bibliothek näher anzusehen, machten einen Spaziergang in die liebliche Umgegend, besuchten den Gottesdienst in der Capelle unseres Magdalen-College und nahmen dann an dem gemeinschaftlichen Mahl des Directors, der Fellows, der Tutors und der Studenten in der großen Hall Theil. Gemeinschaftlich war das Mittagsmahl jedoch nur, insofern es in einem und demselben Saale eingenommen wurde. Im übrigen saßen die drei Klassen der Theilnehmenden kenntlich gesondert an verschiedenen Tischen, zunächst auf einer im Hintergrunde des Saales errichteten Estrade an einer langen Tafel das gesammte Personal aller zu dem College in einem Verhältniß stehenden, nicht zu den Studenten gehörenden Männer, und an diesem Tische wurden auch uns unsere Plätze angewiesen. Sodann im Saale an zwei langen Tafeln die Studenten, an der einen die damals noch durch eine goldene Trobdel an ihrem Barett kenntlichen Adeligen; an der andern die bürgerlichen. Nach Tische begaben wir uns mit den Herren, welche an unserer Tafel gesessen hatten, in das Lehrerzimmer, wo man sich in einem Kreise zu beiden Seiten des Kamins niederließ, Kaffee trank, rauchte und — Rothwein trank, bei dessen Beförderung ich einmal wieder eine höchst praktische, echt englische Einrichtung zu bewundern hatte. Die kristallene Weinflasche, die von Hand zu Hand ging, ruhte nämlich auf einem silbernen Untergestell mit kleinen Rädern. Mit diesen wurde sie, auf silbernen Schienen, über das Kaminsims hin und hergefahren, so daß zu ihrer Beförderung niemand aufzustehen brauchte. Ich unterhielt mich sehr gut; meine Bemühungen aber, über die Organisation des College ins Reine zu kommen, scheiterten, sei es an meiner mangelhaften Kenntniß des Englischen, sei es an der allzuverwickelten Natur der Verhältnisse.

Von Oxford aus machten Friedrich und ich vor unserer

Rückkehr nach London noch einen Abstecher nach dem benachbarten Blenheim, jenem, nach der gleichnamigen Schlacht im spanischen Erbfolgekriege benannten herrlichen Schloß und Park, welche das Parlament im Namen der englischen Nation seinerzeit dem Herzog von Marlborough zum Geschenk gemacht hatte. Das Schloß ist im Zopfstil erbaut, und auch in dem übrigens freier angelegten Park giebt sich der Zeitgeschmack durch eine Pyramide mit einer wahrhaft endlosen, die Verdienste des Herzogs überschwänglich preisenden Inschrift kund, wie eine solche auch über dem Schloßthor prangt; das Ganze macht aber einen großartigen Eindruck. Ganz besonders fesselte mich die schöne Gemäldegallerie und in dieser vor allem die (kürzlich in den Besitz der National Gallery übergegangene) wundervolle Madonna in trono von Raffael.

Das Leben in dem schönen Hause meiner Geschwister behagte mir ungemein. Hier lernte ich auch den als Flüchtling in London lebenden Historiker und Socialisten Louis Blanc kennen. Wenige Tage vor meiner Abreise saß ich bei Tische neben ihm. Der auffallend kleine Mann mit dem großen Kopf, welcher artige gesellige Formen und in der Unterhaltung nichts auffallend Revolutionäres hatte, war gesprächig und mir ein interessanter Tischnachbar. Bemerkenswerth fand ich bei dieser oberflächlichen Bekanntschaft, außer seiner Erscheinung, eigentlich nur die frappante Präzision seiner wie in Kupfer gestochenen Ausdrucksweise.

Bei Zimmerns, wo ich oft verkehrte, um die Verwandten meiner Frau und namentlich meinen Schwager Otto möglichst viel zu sehen, traf ich eines Abends den bekannten Buchhändler Nikolaus Trübener der mich beim Nachhausegehen noch zu einem späten Besuche bei dem bekannten Sanskritisten Goldstücker mitnahm. Wir fanden den Gelehrten in seinem schönen Arbeitszimmer, einem fast saalartigen, hell erleuchteten Raume, zwischen einer Reihe auf Pulten aufgestellter Folianten umherwandelnd, arbeiten.

Auch das Theater besuchte ich mehrmals mit meinen Geschwistern, sah die Rivals von Sheridan recht gut gegeben, und hörte im Coventgarden-theatre von einer italienischen Truppe mit der deutschen Therese Tietjens die französische Oper „Faust“ von Gounod.

In Hamburg war die Freude des Wiedersehens mit unseren Kindern groß.

Eines kleinen Vorfalles, der mir eine, wenn auch späte, doch nicht geringe Genugthuung gewährte, muß ich hier gedenken. Ich war seit meiner Differenz mit Herrn Meinhold diesem Herrn niemals wieder begegnet. Jetzt im October 1863 traf ich ihn eines Tages bei meinem Onkel Ferdinand Leo, welcher Herrn und Frau Meinhold als Nachbarn zum Mittagessen eingeladen hatte. Nach Tische als die Gäste sich nach Hamburgischer Sitte „Gesegnete Mahlzeit" wünschten, trat auch Herr Meinhold, als wenn nichts vorgefallen wäre, mit ausgestreckter Rechten auf mich zu. Ich verhielt mich aber diesem versöhnlichen Entgegenkommen gegenüber völlig ablehnend und auch am nächsten Morgen, wo Herr Meinhold mich auf der Commerzbibliothek aufsuchte, beobachtete ich dasselbe Verfahren. Ich erklärte Herrn Meinhold, ich müsse ihn bitten, da er mich in seinem Hause beleidigt habe, sich jetzt in meinem Hause gegen mich auszusprechen. Darauf erschien er am Nachmittage in meiner Wohnung, bat mich das Vergangene zu vergessen, und ersuchte mich schließlich, der „Börsenhalle" wieder Artikel zukommen zu lassen, ein Anerbieten, das mir in jeder Beziehung willkommen war, von welchem öftern Gebrauch zu machen ich aber durch bald eintretende, verhängnißvolle Umstände verhindert wurde.

Fünfter Abschnitt.

1864—1868.

Das Jahr 1864 schien sich gut für mich anzulassen. In einem neuerdings zwischen Senat und Bürgerschaft vereinbarten, mit dem 1. Januar dieses Jahres in Kraft tretenden Verwaltungsgesetz war unter anderm eine „Deputation für Handel und Schifffahrt" vorgesehen, welcher die Wahrnehmung der Interessen des Handels in viel weiterm Umfange übertragen war, als der Staat als solcher sich dieselbe bisher hatte angelegen sein lassen, und zum Sekretär dieser Deputation hatte das Gesetz den ersten Protokollisten des Commerziums ausersehen. Als nun jetzt in den ersten Tagen des Januar die neugeschaffene Behörde sich constituirte und, der gesetzlichen Vorschrift gemäß, den ersten Protokollisten des Commerziums, Herrn Dr. Soetbeer, als Sekretär zu ihrer ersten Sitzung berief, weigerte sich dieser, diesem Rufe Folge zu leisten. Theils hatte man ihn, wie er behauptete, um seine Einwilligung zu dieser neuen Thätigkeit nicht gehörig befragt, und er wollte es sich nicht gefallen lassen, daß man so willkürlich mit ihm verführe, theils und namentlich war er mit der dem Commerzium durch das neue Verwaltungsgesetz angewiesenen untergeordneten Stellung höchst unein- verstanden und wollte zur Ausführung dieses Gesetzes auf keine Weise die Hand bieten. Er hat, beiläufig bemerkt, seinen Willen auch später durchgesetzt, hat eine Aenderung des Verwaltungsgesetzes erreicht, vermöge deren die Deputation einen eigenen Sekretär erhielt, und eine Neuordnung der Verhältnisse des Commerziums bewirkt, welche als der Vorläufer zu der neuesten Umgestaltung dieser Behörde in eine vergrößerte Handelskammer betrachtet werden kann. Für mich persönlich war die Weigerung Dr. Soetbeer's insofern von großer Bedeutung, als ich an

seiner Stelle mit Genehmigung des Chefs der neugebildeten Behörde, Herrn Senator Lutteroth, vom Commerzium in die Sitzungen der „Deputation für Handel und Schifffahrt" als ihr provisorischer Sekretär delegirt wurde. Ich führte das Protokoll in den ersten Sitzungen und durfte mir wohl einige Hoffnung machen, mit der Zeit definitiv zum Sekretär der Deputation erwählt zu werden — als ein Ereigniß eintrat, welches allen meinen Hoffnungen auf eine günstigere Gestaltung meiner Laufbahn für immer ein Ziel setzen sollte.

Am Sonntag dem 24. Januar, wo wir zu Mittag einige Gäste bei uns sahen, bemühte sich Herr Dr. Köstlin nach Tische, einige ganz klein gedruckte Worte auf einer Photographie zu entziffern. Als es ihm nicht recht gelingen wollte, machte auch ich den Versuch, sowohl mit dem unbewaffneten Auge als mit einer Loupe und hatte nicht das mindeste Arg daraus, als auch mir die Entzifferung der mikroskopischen Schrift nicht glücken wollte. Ich führe diesen kleinen Vorfall nur zum Beweise dafür an, wie wenig ich drei Tage vor der Katastrophe eine Ahnung von dem hatte, was mir so nahe bevorstand.

Am Mittwoch, den 27. Januar lag ich in gewohnter Weise meinen Berufsgeschäften auf der Commerzbibliothek ob. Es war die Zeit des Jahres, wo die Buchhändlerrechnungen einliefen, die natürlich sorgfältig geprüft werden mußten. Dieses ziemlich zeitraubende Geschäft pflegte ich zu Hause zu besorgen, und auch an diesem Tage nahm ich beim Verlassen der Bibliothek die eingelaufenen Rechnungen zu mir, um sie Abends in meiner Wohnung mit Muße durchzusehen. Nach Tische las ich zu Hause noch die „Hamburger Nachrichten" ohne besondere Mühe.

Als ich aber dann — während meine Frau zu meiner Schwester nach Fontenay gegangen war, wohin ich ihr später folgen wollte — an die Prüfung der Rechnungen ging, wurde es mir bei denselben wiederholt auffallend schwer, gewisse Worte zu erkennen, ohne daß ich diese Schwierigkeit einer besondern Undeutlichkeit der Schrift hätte zuschreiben oder dieselbe mit Hülfe von Augengläsern hätte heben können. Schon verstimmt über diesen so plötzlich eingetretenen traurigen Zustand meiner Augen, ging ich zu Marie. Hier aber sollte ich mich

davon überzeugen, daß wenigstens momentan ein höchst bedenklicher Schwächezustand meiner Augen eingetreten sei. Ein Versuch, aus Byron's Leben von Eberty, das wir gemeinschaftlich zu lesen pflegten, in gewohnter Weise etwas vorzulesen, mißglückte durchaus. Die Zeilen tanzten mir beständig vor den Augen, die Buchstaben verwirrten sich, ich verlas mich fortwährend und mußte das Amt eines Familienvorlesers — für immer niederlegen. Daß es für immer sein werde, wußten wir zum Glück noch nicht. Wir, namentlich meine Frau, hofften vielmehr, es werde nur eine vorübergehende, noch wieder zu hebende Schwäche sein. Mir selbst sagte schon an diesem Abend und in den folgenden Tagen, Wochen und Monaten, von Stunde zu Stunde deutlicher, eine geheime innere Stimme, daß hier keine Besserung mehr möglich, daß ich des Augenlichtes für immer beraubt sei. Gewisse Schwankungen, die in der nächsten Zeit und noch im Laufe der nächsten Jahre vom Schlimmen zum Schlimmern, dann wieder eine Weile zum Bessern und dann zum Schlimmsten in dem Zustande meiner Augen eintraten, haben an der einen traurigen Thatsache, daß ich von jenem Abende an den Gebrauch meiner Augen zu meinen Berufsgeschäften und fast zu jeder sonstigen Thätigkeit verloren hatte, nichts ändern können.

Mein nächster Weg war natürlich am folgenden Morgen zu Dr. Cohen. Ich schilderte ihm den Zustand meiner Augen, vor denen jetzt die Gegenstände wie in einem dicken spinnewebartigen Nebel gehüllt erschienen. Er hielt es noch für möglich, daß die Schwäche der Augen die Folge eines Blutandranges nach dem Kopfe sei und behandelte mich demgemäß.

Auf der Commerzbibliothek, wohin ich einstweilen noch regelmäßig ging, saß ich in diesen Tagen stundenlang in entsetzlicher Pein. Nicht nur, daß ich, unfähig mich zu beschäftigen, meinen trüben Gedanken nachhing, ich mußte auch beständig das Erscheinen eines Besuchers fürchten, der etwa ein Buch zu sehen verlangen würde, und wenn ein solcher erschien, angstvoll bemüht sein, ihm den Zustand meiner Augen vorerst noch zu verbergen. Auch zwei Sitzungen der Deputation für Handel und Schifffahrt besuchte ich noch. In der einen führte ich das Protokoll, zu

welchem ich die Notizen in riesengroßen Lettern niederschrieb, in der Hoffnung, diese bei der Abschrift sehen zu können. Es gelang mir das auch noch mit Mühe und Noth, aber die in ungewöhnlich großen Lettern verfaßte Reinschrift vermochte ich in der nächsten Sitzung schon nicht mehr vorzulesen. Eines der Mitglieder der Deputation, Herr Carl Woermann, hatte die Güte, dieses Geschäft für mich zu übernehmen und auch das Protokoll dieser Sitzung statt meiner zu führen. Es war die letzte der ich anwohnte.

Nach einiger Zeit gab Dr. Cohen die versuchten Heilmittel als erfolglos wieder auf und rieth mir, Gräfe in Berlin zu consultiren.

Ich schickte mich alsbald an, nach Berlin zu gehen. In einem Briefe an Heinrich Leo, welchen ich meiner Frau diktirte, leitete ich meine Meldung mit der Bemerkung ein, daß das Diktiren seinen Grund nicht sowohl in der Unfähigkeit des Selbstschreibens, als in einer vorsichtigen Schonung meiner Augen habe. Ich that das um die Berliner Verwandten nicht allzusehr zu erschrecken, besonders aber um bei meiner armen Frau, die ihrerseits noch ganz besonderer Schonung bedürftig war, nicht die absichtlich von mir bei ihr genährte Illusion zu zerstören, daß ich zur Noth noch meine Augen würde gebrauchen können.

Als bezeichnend für mein damals, wenn auch in höchst geringem Grade doch immer noch vorhandenes Sehvermögen, führe ich an, daß ich die Reise nach Berlin in den ersten Tagen des Februar allein unternehmen konnte.

Bei Leos fand ich, wie immer, die liebevollste Aufnahme. Noch am Abend meiner Ankunft begab ich mich zu Gräfe in seine Wohnung. Er nahm mich mit der ganzen, ihm eigenen Liebenswürdigkeit vor, befragte und untersuchte mich und gab seine vorläufige Entscheidung dahin ab, daß der Sehnerv des rechten Auges bereits völlig atrophisch und verloren, der des linken schon etwas atrophisch, aber vielleicht noch zu retten sei. Er rieth mir, nach Nizza und später nach Heiden und St. Moriz zu gehen und dort Heilung zu suchen. Meine Berufsthätigkeit müsse ich natürlich sofort einstellen. Ich fand Gräfe's Ausspruch

trostlos, wie er es auch wohl wirklich war. Seine Aeußerung, daß kein Grund vorhanden sei, warum die hier vorliegende Lähmung des Sehnerven nicht so gut heilbar sein solle wie andere Nervenlähmungen, erschien mir als eine wohlgemeinte, aber nichtssagende Phrase, als welche sie sich auch erwies. Ich war in meinem Innern fest überzeugt, daß diese Lähmung nie würde geheilt werden. Gleichwohl war ich entschlossen, so weit es in meinen Kräften stehe, kein Heilmittel unversucht zu lassen.

Am folgenden Tage reiste ich traurig nach Hamburg zurück. Meine Frau trat mir auf der in unsern Hintergarten führenden Treppe, nachdem sie wohl sofort meinem Gesichte angesehen hatte, wie es stand, mit der Frage entgegen: „Mußt Du wohl Dein Geschäft aufgeben?“ und ich mußte sie bejahen. Was aus mir, was aus uns werden sollte, lag in dunkler Zukunft. Gewiß war nur, daß ich mich, so gut es gehen wollte, für längere Zeit auf die vollste Unthätigkeit einzurichten hatte. Das Commerzium gewährte mir den von ihm erbetenen sechsmonatlichen Urlaub mit freundlicher Bereitwilligkeit, wie auch Herr Dr. Soetbeer mir im Verlaufe dieser ganzen Angelegenheit jederzeit sehr liebenswürdig entgegenkam. Auf meinen Vorschlag wurde Herr Dr. Otto Matsen zu meinem Stellvertreter ernannt.

Zu thun hatte ich nun nichts mehr. Daß man sich auch, wenn man den Gebrauch seiner Augen verloren hat, geistig beschäftigen könne, war mir noch nicht aufgegangen; auch hätte ich wohl jetzt noch schwerlich die Stimmung zu einer ernsten geistigen Thätigkeit gefunden. Ich verlebte meine Tage im trübseligsten Müßiggange, ließ mir vielleicht dann und wann etwas aus der Zeitung vorlesen und ging viel spazieren, was ich damals noch allein zu thun vermochte. Uebrigens harrte ich der Dinge, die da kommen würden, im ganzen völlig hoffnungslos — hoffnungsvoll nur in Bezug auf ein nahe bevorstehendes Familienereigniß. Und diese Hoffnung sollte mich Gottlob nicht trügen!

Am 23. Februar genas meine Frau eines Töchterchens, das unerachtet der schweren Zeit, in welche seine Geburt fiel, alsbald herrlich gedeihen zu wollen schien und dieses Versprechen Gottlob bis auf den heutigen Tag erfüllt hat. Welche Freude uns und namentlich meiner Frau die Geburt des Kindes in der tiefen Trauer bereitete, in welche uns mein Augenleiden versetzt hatte, brauche ich wohl nicht zu sagen. Gleichwohl schien doch die Trauer bei meiner Frau die Freude zu überwiegen. Wenigstens zeigte sich bei ihr eine ganz ungewohnte körperliche Schwäche, die auch nach längerer Zeit nicht weichen wollte und gewiß wesentlich durch ihren Gemüthszustand herbeigeführt war. Sie erholte sich äußerst langsam und ihr fast fortwährend leidender Zustand war wenig geeignet, bei ihr oder bei mir in unserer trüben Lage eine heiterere Stimmung aufkommen zu lassen. Dazu kamen noch Sorgen, welche uns die mannichfachen Schwierigkeiten einer Ausführung der Verordnung Gräfe's in Betreff meiner Reise nach Nizza verursachten. Dieser Sorgen wurden wir glücklicherweise nach einiger Zeit überhoben durch das liebenswürdige Anerbieten meiner Schwester Marie, in Gesellschaft ihrer Tochter Mimi mit mir nach Nizza reisen und dort längere Zeit verweilen zu wollen. Daß ich mich auf diese Reise irgendwie gefreut hätte, kann ich nicht sagen. Von Freude war bei mir in jener Zeit überhaupt keine Rede. Ich war ganz beherrscht von der tiefsten Verstimmung über mein Unglück, und wie konnte überdies der Gedanke an eine Reise nach mir unbekannten Gegenden, die ich nicht würde sehen können, der Gedanke an die mir verschlossene Möglichkeit der Aufnahme einer Fülle von neuen Eindrücken anders als betrübend auf mich wirken! Gleichwohl war ich meiner Schwester für ihre Güte innig dankbar.

Am 16. März reisten wir, nachdem die nöthigen Vorbereitungen getroffen worden waren, ab. Zu diesen Vorbereitungen gehörte auch das Engagiren eines Kuriers, eines Hamburgers, Namens Cronberg, der sich uns, und speziell mir, sehr nützlich erweisen sollte.

Die Reise ging nur langsam vor sich, weil wir nur bei Tage reisten. In Marseille herrschte noch recht kaltes, unfreundliches Wetter, welches eine Ausfahrt im offenen Wagen nichts

weniger als angenehm machte. In Nizza aber, wohin die letzte Strecke damals noch im Wagen zurückgelegt werden mußte, fanden wir das schönste sonnige Frühlingswetter. In einem großen, eleganten Hotel an der Promenade des Anglais stiegen wir ab, bezogen aber bereits in den nächsten Tagen eine Privatwohnung, welche, nach Gräfe's Vorschrift, entfernt von der See, deren Blendung wohl für mich zu fürchten war, in dem landeinwärts befindlichen, Carabacel genannten Stadttheil hoch und frei gelegen war. Ich für meine Person hätte dem mannigfache Zerstreuungen bietenden Aufenthalte in einer Pension den Vorzug gegeben; das würde aber den Neigungen meiner Schwester zu wenig entsprochen haben.

Das einförmige Leben, in welchem ich mich der Natur der Sache nach hier während meines ganzen Aufenthaltes zu bewegen hatte, nahm alsbald seinen Anfang. Unter der Last des über mich hereingebrochenen Schicksalsschlages, an den mich zu gewöhnen ich noch keine Zeit gehabt hatte, ohne Frau und Kinder, konnte von einer heitern Existenz in keiner Weise die Rede sein. Dazu kam noch der Mangel an Bekanntschaften, namentlich mit Männern, deren Unterhaltung mir einige Zerstreuung hätte bieten können, und die Abneigung meiner Schwester gegen Seefahrten, die ich sehr liebe. Uebrigens thaten Marie und Mimi alles, was in ihren Kräften stand, mir mein trauriges Dasein freundlicher zu gestalten. Fast täglich machten wir Spaziergänge und -fahrten in die nähere oder weitere Umgegend. Einmal gingen wir, wie ich mich erinnere, den Hügel, an dessen Abhang wir wohnten, hinauf, um einem auf dem Gipfel desselben unter einer prachtvollen immergrünen Eiche gefeierten katholischen Volksfeste beizuwohnen.

Meine Nichte unternahm häufig kleinere Promenaden nach Punkten, von denen aus sie nach der Natur zeichnete. Sie hatte ein allerliebstes Talent, auch zum Zeichnen von Figuren; meine Frau besitzt noch ein Album von ihr vortrefflich gezeichneter Scenen aus dem Leben meiner Knaben. Auch sehr ergötzliche Karrikaturen machte sie, wozu unser Aufenthalt in Nizza verschiedentlich Stoff lieferte. Eine Zeichnung stellte meine Schwester und mich dar, wie wir uns, durchgefroren, auf dem Bahnhof in Freiburg an einer Schale Kaffee erlabten; eine andere, wie

Marie und ich an einem kalten Tage in Nizza vor dem kleinen Kamin mit „gemaltem“ Feuer, gemeinschaftlich in einen Damenmantel gehüllt, auf zwei Stühlen saßen.

Wiederholte kleine Ausflüge waren der Aufsuchung des Grabes meines Schwiegervaters gewidmet. Derselbe war im Jahre 1844 in Nizza, wohin die Aerzte ihn, trotz des bereits vorgerückten Stadiums der Schwindsucht, geschickt hatten, kurz nach seiner Ankunft gestorben und, wie man uns mitgetheilt hatte, auf dem englischen Friedhofe begraben. Auf dem englischen Friedhofe aber war trotz der sorgfältigsten Nachforschungen kein Grab eines Herrn Martin Leo zu finden. Nach fortgesetzten Erkundigungen fanden wir das Grab endlich auf dem, in der Nähe der Promenade des Anglais belegenen, seit Jahren nicht mehr benutzten alten englischen Friedhofe. Es war mit einem einfachen Denkstein und einem Rosenstrauch geschmückt und ganz wohlerhalten. Ich pflückte eine Rose von dem Grabe und legte sie in einen Brief an meine Frau ein, glücklich ihr diese, wenn auch kleine und trübe Freude bereiten zu können.

Wie gern hätte ich ihr eine größere bereitet, meiner armen Frau, auf die das Schicksal unaufhörlich mit harten Schlägen einstürmte. Nicht nur, daß ich auch nach mehrwöchentlicher Abwesenheit über den Zustand meiner Augen durchaus nichts Tröstliches melden, sie von dem quälenden Gedanken über mein Leiden und alles, was sich daran knüpfte, dem sie in ihrer Einsamkeit natürlich unaufhörlich nachhing, nicht ablenken konnte, — war sie auch kurz nach meiner Abreise ernstlich, viel ernstlicher als ich es wußte, erkrankt. Als sie sich immer noch nicht erholen konnte, sich vielmehr ganz gegen ihre Gewohnheit matt und verdrossen hinschleppte, glaubte Dr. Cohen das anfänglich auf ihre so begreifliche Gemüthsverstimmung schieben zu müssen und ermahnte sie eindringlich, sich zusammenzunehmen, ihrer Verstimmung nicht nachzugeben und ihr Heil in energischer Thätigkeit zu suchen Sie versuchte das auch redlich, aber ohne Erfolg. Ihre Apathie wollte nicht weichen und Dr. Cohen stand rathlos da, bis meine Frau eines Tages über einen heftigen Schmerz klagte, der sich bei näherer Untersuchung als durch einen recht bedenklichen Absceß verursacht erwies. Nun mußte meine Frau

sich alsbald ins Bett legen, von dem sie erst nach Monaten wieder aufstehen sollte. Mir meldete meine Frau zwar, daß sie unwohl sei und das Bett hüten müsse, nicht aber, wie bedenklich ihr Zustand sei, was sie auch wohl selbst nicht in vollem Umfange wußte. Wohl aber wußte es meine Schwester, der es Dr. Cohen selbst gemeldet hatte und welche es mir in rücksichtsvoller Güte ganz verschwieg. „Ich bin nicht ohne Besorgniß für Ihre Schwägerin", hatte Dr. Cohen, wie ich später erst erfuhr, einmal geschrieben, und was solche Worte aus der Feder eines in solchen Dingen höchst zurückhaltenden Arztes sagen wollen, brauche ich wohl nicht weiter auszuführen.

Trotz ihrer schweren Krankheit und ihrer tiefen Gemüthsverstimmung schrieb mir meine Frau fortwährend, mit einer wunderbaren Energie, die ich erst später vollkommen schätzen lernte, allerdings diktirte, ausführliche, anscheinend von heiterer Laune eingegebene Briefe voll munterer Anekdoten, Kindergeschichten und kleiner Vorkommnisse. Daß die letzteren ihr selbst nur von ihrer Umgebung am Krankenlager mitgetheilt seien, konnte sie mir freilich nicht verhehlen, wohl aber, wie gesagt, wie schwer sie fortwährend litt. In ihrer Pflege lösten sich verschiedene Verwandte und Freundinnen ab; den Preis liebevoller umsichtiger und wohlthuender Krankenpflege hat aber meine Frau allerzeit den Lippert'schen Schwestern zuerkannt, die nach einander zu uns zogen, Adele zuletzt, die wie ein wahrer Engel im Krankenzimmer meiner Frau waltete.

In Nizza befand sich, zu derselben Zeit wie wir, der Hamburger Komiker Triebler, den ich früher als vortrefflichen Schauspieler häufig im Thalia-Theater bewundert hatte. Vor kurzem, gleich mir, von dem schweren Schlage einer plötzlichen Erblindung betroffen und, gleich mir, von Gräfe nach Nizza geschickt, hatte er gegen unsern Kurier Cronberg, dem er bisweilen auf der Promenade begegnete, den Wunsch geäußert, mich, als einen Leidensgefährten, kennen zu lernen, und ich meinerseits war natürlich gern bereit, diesem Wunsche zu willfahren. Abgesehen davon, daß ich dem armen Manne gern gefällig sein wollte, interessirte es mich auch, mich mit einem Leidensgefährten über unser gemeinschaftliches Leiden zu unterhalten. So wanderte ich

eines Tages an Cronberg's Arm von unserer Wohnung aus in die Stadt, zunächst über die hölzerne Nothbrücke, welche über den Nizza durchströmenden Paglione führt. Der Fluß, der im frühen Frühjahr und Herbst oft reißend sein soll, war jetzt bereits so völlig ausgetrocknet, daß die Wäscherinnen auf dem aus sauberen Kieseln bestehenden Flußbette standen und ihre Wäsche bleichten. Dann ging es weiter, längs dem Fluße hin über den Boulevard de Midi durch die Stadt, von deren großstädtischem und elegantem Charakter ich, wie ich bekennen muß, keine Vorstellung gehabt hatte, nach der Pension, in welcher Triebler wohnte. Ich fand ihn und seine Frau, eine Tochter des bekannten Thalia-Theater Direktors Maurice, zu Hause und unterhielt mich eine Zeitlang ganz gut mit ihm. Er war, wie sich erwarten ließ, zwar durchaus kein fein- oder tiefgebildeter Mann, aber ein noch in seinem Unglück munterer, witziger und unterhaltender Plauderer. Für mich war dieser Besuch insofern von wohlthätiger Wirkung, als ich mir doch sagen mußte, daß dieser, durch seinen Beruf ganz auf den äußern Erfolg gestellte Mann, den eine mangelhafte Bildung fast aller inneren geistigen Hülfsquellen beraubte, vom Schicksal noch viel härter geprüft sei, als ich. Vielleicht keimte, damals noch unbewußt, der Gedanke in mir, der sich später entwickeln und zu für mich ersprießlichen Folgen führen sollte, daß mit meinem Leiden durchaus kein so völliger Abschluß meiner geistigen Thätigkeit gegeben sei, wie es mir bis dahin geschienen hatte.

Ein oder ein paar Mal wöchentlich pflegten wir uns Nachmittags in den Jardin de Ville zu begeben, um dort mit dem größten Theil der übrigen Gesellschaft, also vielen kranken und eleganten Müssiggängern, auf Stühlen sitzend, die recht gute Militärmusik anzuhören.

Nach französischer Sitte aßen wir spät, zwischen sechs und sieben Uhr zu Mittag. Nach Tische vermißte ich schmerzlich meine Cigarre, deren Genuß mir Gräfe untersagt hatte. Während des ganzen siebenwöchentlichen Aufenthaltes in Nizza gestattete ich mir nur allsonntäglich, eigentlich unerlaubter Weise, eine Cigarre; auch später beschränkte ich mich im Rauchen sehr, bis die Unheilbarkeit meines Leidens außer Zweifel stand und ich mir wenigstens in dieser Beziehung keinen Zwang mehr aufzuerlegen brauchte.

Den angenehmsten Theil des Tages bildeten in Nizza ohne Frage die Abende. Wenige Ausnahmen abgerechnet, brachten wir dieselben zu Hause mit einer unterhaltenden Lektüre beschäftigt zu. Meine Nichte las uns, und zwar ganz vortrefflich, die „Newcomes“ von Thackeray vor.

Ende April fing es an, in Nizza ganz sommerlich zu werden. Von dem prachtvollen südlichen Blumenflor zeugten die Riesensträuße, die zu einem verhältnißmäßig billigen Preise auf allen Straßen feilgeboten wurden. Die mit der üppigen Vegetation Hand in Hand gehende, täglich lästiger werdende Wärme bot meiner Schwester einen willkommenen Vorwand, die Rückkehr nach Hamburg, welche ihr, wegen der immer bedenklicher werdenden Nachrichten über das Befinden meiner Frau wünschenswerth erschien, zu beschleunigen. Nach siebenwöchentlichem Aufenthalte in Nizza kehrten wir in den ersten Tagen des Mai so ziemlich auf demselben Wege, auf welchem wir gekommen waren, nur mit einigen kleinen Modificationen, nach Hamburg zurück.

Hier traf ich am Pfingstmontage ein und erfuhr von meinem Schwager, der mich an der Bahn empfing, zu gleicher Zeit, wie schlimm es mit meiner Frau gestanden hatte und daß ganz kürzlich eine höchst erfreuliche entscheidende Wendung zum Bessern in ihrem Zustande eingetreten sei. Hoch erfreut durch diese Nachricht trat ich an das Bett meiner Frau, die mich mit dem Aufgebot aller ihrer Kräfte ganz heiter empfing, so daß ich doch wenigstens keinen allzu trüben Eindruck hatte.

Die Kinder waren prächtig, die Jungen kamen mir vergnügt entgegengesprungen, das rothwangige muntere Mädchen lachte mir vom Arm ihrer Amme entgegen.

Nachdem ich mich am Bett meiner Frau eine Weile mit ihr unterhalten hatte, wurde ich fortgeschickt, weil meine längere Gesellschaft zu anstrengend für sie gewesen sein würde. Ich ging zu Leos, die eines der damals noch an der rechten Seite des untern Böhmerweg stehenden, kleinen rothen Backsteinhäuser zur Sommerwohnung inne hatten, und setzte mich zu ihnen in den Garten, während meine Jungen um uns her spielten. Leos einziges, im September 1863 geborenes Kind, ihr ältester Sohn

Martin, war natürlich noch auf dem Arm. Trotz alles Elends meiner Lage mit ihrer traurigen Gegenwart und ihrer völlig ungewissen Zukunft, fühlte ich mich doch in diesem Momente glücklich. So gewaltig sind die Bande, welche Heimath und Familie um uns schlingen!

Dauernd heiter konnte ich natürlich auch hier nicht werden. An dem ersten und einzigen, was einen Menschen in meiner Lage einem unfruchtbaren Brüten über unabänderliche und seiner Einwirkung völlig entzogene Dinge entreißen kann, an geistiger Thätigkeit, fehlte es mir durchaus. Zu dem Gedanken, fremde Kräfte zu diesem Zwecke heranzuziehen, hatte ich mich noch nicht aufgerafft; meine Frau aber durfte, ihres leidenden Zustandes halber, wenig oder nichts für mich thun. Und zu ihrer baldigen Wiederherstellung war nur geringe Aussicht vorhanden. Die rasche Besserung, auf welche Dr. Cohen in Folge der neuesten, in ihrem Zustande eingetretenen Wendung gehofft hatte, schien, ihm selbst unerwartet, nicht eintreten zu wollen. Mit dem Ausdruck der ganzen Verdrossenheit, die ihn zu beseelen pflegte, wenn seine Bemühungen, den Zustand eines Patienten zu bessern, sich als vergeblich erwiesen, sagte er mir eines Tages die wenig tröstlichen Worte: „Die Sache nimmt einen schleichenden Charakter an.“

Meine Tage vergingen daher hier in einem wo möglich noch unerfreulichern Müßiggange als in Nizza. Nur in einer Beziehung ging es mir hier besser. Ich konnte damals, wenn auch nicht ohne Schwierigkeiten, noch allein in die Stadt und draußen so ziemlich überallhin gehen, und benutzte dieses Vermögen nach Kräften zu Besorgungen und Spaziergängen. Den übrigen Theil des Tages aber saß ich meistens am Bette meiner Frau, wo unsere Gespräche natürlich stets einen überwiegend trübseligen Charakter trugen.

Zu allem schweren und ernsten Ungemach, kam noch der Uebelstand, der sich auf die Dauer empfindlich fühlbar machte, daß unser Hauswesen, dem nun schon seit Monaten das Auge und die Leitung der Hausfrau fehlte, immer mehr in Verfall gerieth. Was gütige Freundinnen und Verwandte, namentlich meine Schwägerin Franziska, für den Hausstand zu thun vermochten, thaten sie mit größter Bereitwilligkeit, aber sie waren

alle durch eigene häusliche Pflichten gebunden und daher außer Stande, die Hausfrau auch nur annähernd zu ersetzen. Das einzige, was hier einigermaßen helfen konnte, war die Gewinnung einer zur Leitung der Kinder und zur Beaufsichtigung des Hauswesens geeigneten weiblichen Hülfe.

Es war namentlich meine Schwester Marie, die darauf drang und die uns bei der Gewinnung einer passenden Persönlichkeit behülflich war. Nach kurzer Zeit war es ihr gelungen, in Fräulein Wilhelmine Gutbrod ein junges Mädchen für uns zu engagiren, welche den ihr übertragenen Pflichten bis zum Sommer 1868, wo sie sich verheirathete, mit Eifer und Gewissenhaftigkeit oblag und für meine Frau auch nach ihrer Wiederherstellung eine schätzenswerthe Stütze war.

Für mich aber erschien es unter den obwaltenden Umständen als das entschieden Gerathenste, die Reise nach Heiden und St. Moriz, welche Gräfe mir für den Sommer verordnet hatte, baldmöglichst anzutreten.

Es erübrigte nur noch, einen Reisebegleiter für mich zu finden. Auch für dessen Beschaffung interessirte sich Marie in der freundlich angelegentlichsten Weise. Sie wandte sich in dieser Sache an die allzeit hülfsbereite, durch ihre vielseitige wohlthätige Wirksamkeit so rühmlich bekannte Frau Emilie Wüstenfeld. In dem hier vorliegenden besondern Falle kann ich freilich Frau Wüstenfeld den Vorwurf einer gewissen leidenschaftlich unbedachten Einseitigkeit, — ohne welche sie vielleicht auch nicht so große Dinge hätte ausrichten können — nicht ersparen. Unter ihren zahlreichen Schützlingen befand sich ein armer, äußerst fleißiger junger Mensch, Namens Tange, der sich trotz der ungünstigsten Umstände bis jetzt so weit durchgearbeitet hatte, daß er, mit den besten Zeugnissen seiner Lehrer ausgerüstet, die Universität beziehen und orientalische Sprachen studiren sollte, wozu ihm Stipendien in Aussicht standen. Frau Wüstenfeld's dringender Wunsch aber war, dem schwächlichen Tange vor Beginn seiner Studien zu einer nachhaltigen Kräftigung seiner Gesundheit zu verhelfen, und dazu schien sich hier die beste Gelegenheit zu bieten Daß der stärkungsbedürftige Tange ein gänzlich unpraktischer, ungewandter, dazu durch unglückliche Verhältnisse bedrückter, trüb-

selig verschlossener Mensch und die denkbar ungeeignetste Persönlichkeit war, um einen kürzlich erblindeten, in seinen Lebensgewohnheiten einigermaßen verwöhnten, der Erheiterung und geistiger Anregung in hohem Grade bedürftigen Mann auf einer längern Reise zu begleiten, kam für Frau Wüstenfeld nicht weiter in Betracht. Ich engagirte Tange, dessen dringende Bitten, ihn doch mitzunehmen, mir wohl auch ein übrigens unzeitiges Mitleid eingeflößt hatten, und nun stand meiner Abreise nichts mehr im Wege.

Wir verließen Hamburg in den ersten Tagen des Juni und reisten auf demselben Wege, auf welchem ich vor zwei Jahren nach St. Moriz gegangen war, bis zur Station Rheineck, von wo der Weg nach Heiden im Kanton Appenzell führt. Hier fanden wir bald in unmittelbarer Nähe eines Tannenwäldchens eine „das Paradies" genannte Pension. Das Haus gefiel mir durch seine ruhige Lage, die Besitzerin, eine Frau Züst, durch ihr freundliches, feines Benehmen; auch die Bedingungen waren mäßig; für zwei saubere freundliche Zimmer mit vollständiger Kost zahlten wir täglich fünf Franken à Person.

Der Ruhe, die ich hier zu finden gehofft hatte und fand, konnte ich mich den ganzen Tag über im Freien an verschiedenen Plätzen hingeben, namentlich in dem vorhin erwähnten Tannenwäldchen, wo eine aus Baumstämmen gezimmerte Hütte, deren Bänke mit weichem Moos gedeckt waren, jederzeit zu längerm Aufenthalte einlud. Die Gesellschaft bot keine bemerkenswerthen Elemente, bestand vielmehr aus unbedeutenden, wenn auch artigen, freundlichen Leuten, u. a. einem deutsch-russischen ältern Ehepaar aus Odessa. Für die damalige Stimmung der mittlern Bevölkerung im südlichen Rußland ist eine Unterhaltung bezeichnend, die ich einmal mit der Dame hatte. Es war an einem heißen Sommernachmittage, ich hatte mich in einem, seitab vom Hause belegenen Pavillon niedergelassen, um ein wenig der Ruhe zu pflegen. Mit halbgeschlossenen Augen, halb schlummernd saß ich da, als die Dame sich zu mir setzte, und mir alsbald einen förmlichen Vortrag über die traurigen Verhältnisse der Gutsbesitzer im südlichen Rußland zu halten anfing. Sie schilderte mir die Zustände in den beweglichsten Worten als höchst betrübende, namentlich die Verschuldung der

Gutsbesitzer als entsetzlich, und — an alledem seien nur die Juden Schuld. „Alles in Judenhänden" war der immer wiederkehrende, in der angegebenen Weise komisch betonte Refrain ihrer Ausführungen.

Nach einiger Zeit erschien der gleichfalls von Gräfe nach Heiden geschickte gute Triebler mit seiner Frau, der sich auch hier als durchaus liebenswürdiger und trotz seines harten Schicksales stets heiterer Kamerad bewährte.

Meine ärztliche Behandlung hatte ich auf Gräfe's Rath dem Dr. Küng, einem geborenen Appenzeller anvertraut, einem etwas kuriosen alten Herrn, der aber ein ganz verständiger Praktiker zu sein schien. Verschiedene Grillen, die ihm eigen waren, wie unter anderm die, daß er jedem Patienten bei dem ersten Besuche anrieth, vor allem täglich mehrere Male mit weit ausgebreiteten Armen tief zu athmen, waren unschädlicher Natur. Auch der mir von ihm empfohlene Kräuter-Schnupftabak, dessen ich mich übrigens erst, nachdem ich Dr. Cohen's Rath eingeholt hatte, bediente, war gewiß harmlos. Die mir verordneten Eisenmolken präparirte der alte Herr selbst. Im übrigen sollte ja, hier noch mehr wie an den meisten Kurorten, die schöne milde Luft das Beste für die Heilung der Patienten thun; ich hielt mich daher auch so viel wie möglich, sitzend und spazieren gehend oder fahrend, im Freien auf. Meine Unterhaltung bestand in der Lektüre einiger im Hause gehaltener Zeitungen und in Bulwer's „Letzten Tagen von Pompeji", die mir Tange in einer Uebersetzung vorlas. Daß ich mir die Briefe meiner Frau lieber als alles vorlesen ließ, brauche ich wohl nicht zu sagen. Auch ihre Beantwortung füllte manche Stunde des Tages angenehm aus. Ich diktirte meine Antworten Tange, oder schrieb sie auch selbst, wozu ich damals noch im Stande war. Noch eine Reihe von Jahren nach meiner Erblindung, solange ich noch die Schriftzüge im Moment des Niederschreibens, wenn auch nicht erkennen doch ungefähr sehen konnte, habe ich bei Tages- und Lampenlicht viel mit dicken häßlichen Schriftzügen, aber, wie man mich versichert hat, immer ganz deutlich geschrieben. Künstlicher Vorrichtungen, wie es deren so manche für Blinde gibt, habe ich mich dabei nie bedient. Verschiedene Versuche, namentlich auch

mit einem kleinen Punktir-Apparat, mit Hülfe dessen ein mir bekannter, seitdem verstorbener junger blinder Gelehrter, Oscar Grund, sehr hübsch schrieb, mußte ich, als meiner Natur durchaus entgegen, sofort wieder aufgeben. Ich konnte immer nur ganz frei und ohne alle künstliche Vorrichtung schreiben. Seitdem auch jener kleine, noch übrige Rest des Sehens geschwunden ist, habe ich es, nun schon seit Jahren, ganz aufgeben müssen, selbst zu schreiben.

Auf meinen Spaziergängen besuchte ich einmal eine, unterhalb der nach St. Gallen führenden Landstraße gelegene, der Schilderung nach höchst anmuthige Anlage im Walde, die allgemein als „Gräfe's Ruh" bezeichnet wurde. Dieser Platz war nämlich ein Lieblingsaufenthalt des großen Augenarztes, der alljährlich nicht nur zahlreiche Patienten hierher schickte, sondern auch selbst den Ort regelmäßig besuchte, der durch ihn so wunderbar in Aufnahme gekommen war, und an welchem ihm, wie man erzählte, bei seinem Aufenthalte von der dankbaren Bevölkerung fast fürstliche Ehren erwiesen zu werden pflegten.

Was ich auf diesen Spaziergängen am schmerzlichsten, ich möchte fast sagen schmerzlicher als das Augenlicht entbehrte, war eine anregende Unterhaltung. Als trübselig-verschlossen habe ich Tange, auf dessen Gesellschaft ich in Heiden ausschließlich angewiesen war, schon oben bezeichnet. So erschien er mir im Beginn unserer Reise und so blieb er während der ganzen Dauer derselben. Ich muß glauben, daß er mir gegenüber noch eine, seine natürliche Verschlossenheit steigernde, ganz besondere Antipathie oder Scheu hegte, die ich durch gewisse ironische Bemerkungen, deren ich mich nicht leicht zu erwehren vermag, möglicherweise hervorgerufen hatte. Denn ich bemerkte, daß er gelegentlich in der Unterhaltung mit anderen ganz lebendig und redselig wurde. Im Verkehr mit mir entäußerte er sich fast nie eines Schweigens, das ich nur durch Fragen auf Augenblicke zu brechen vermochte und das mir begreiflicher Weise den Eindruck der Verstocktheit machte. Da kam es denn wohl vor, daß, wenn Tange eine halbe Stunde lang auf einer Bank neben mir gesessen hatte, ohne ein Wort zu sagen, ich die Geduld verlor und bitter ironisch bemerkte: „Das war aber doch eine amüsante

Geschichte, bitte erzählen Sie mir die doch noch einmal."

Nach fünfwöchentlichem Aufenthalte war meine Kurzeit abgelaufen und ich schickte mich in der ersten Hälfte des Juli zur Abreise nach St. Moriz an; denn dahin dirigirte mich jetzt die im Frühjahr von Gräfe ertheilte Generalverordnung.

Das geräuschvolle Treiben in der großen Karavanserai des neuen Kurhauses, in welchem ich anfänglich Wohnung genommen hatte, namentlich auch an der Table d'hôte, war mir so zuwider, ich kam mir in meinem hülflosen Zustande mit meinem armseligen Reisegefährten so verlassen vor, daß ich mich schon am zweiten Tage kurzer Hand entschloß, mir eine Wohnung im Dorfe zu suchen. Ich wandte mich zunächst nach meinem frühern Gasthause, dem Weißen Kreuz, und fand mich von dem hier herrschenden, still gemüthlichen Leben, im Gegensatz zu dem unruhigen Durcheinander im Kurhause, so angesprochen, daß ich hier zu bleiben beschloß, obgleich man mir nichts zu bieten hatte, als ein Parterre-Hinterzimmer.

Von meinem Leben in St. Moriz ist nicht viel zu sagen. Es glich im wesentlichen dem in Heiden geführten, nur daß ich hier statt Eisenmolken Stahlbrunnen trank und Stahlbäder nahm. An anregender Gesellschaft fehlte es mir hier ebensosehr wie dort, ja fast noch mehr. Während meines ganzen Aufenthaltes in St. Moriz hatte ich nur eine Begegnung mit einem Badegaste, die ich zu erwähnen der Mühe werth finde. Sie war zwar für den Augenblick bedeutungslos, im Hinblick auf mein späteres Verhältniß zu dem Betreffenden aber doch bemerkenswerth. Als ich eines Tages auf einer Bank in der Nähe des Kurhauses saß, hörte ich einen neben mir sitzenden Herrn sich mit einer Dame, die ihn mit „Herr Musikdirektor" anredete, über den Zustand seiner Augen unterhalten. Er klagte bitter, ohne genauer anzugeben, worin sein Augenleiden bestehe. Ich hielt es für möglich, daß er ein Leidensgefährte von mir sei und glaubte, mir, unter den üblichen Entschuldigungen für meine Einmischung in ein fremdes Gespräch, eine desfallsige Frage erlauben zu dürfen. Der Herr Musikdirektor aber wies mich ziemlich barsch in meine Schranken zurück, indem er mir kurz erwiderte: „Ach, das ist ja etwas ganz anderes, von einem Leiden

wie dem Ihrigen ist hier gar nicht die Rede." Bei näherer Erkundigung erfuhr ich, daß der Herr, mit dem ich während meines diesmaligen Aufenthaltes kein weiteres Wort zu wechseln Gelegenheit hatte, der Musikdirektor Wichmann aus Berlin sei und daß er, bei übrigens guter Sehkraft, nur an einer gewissen Lichtscheu leide. Und dieser Herr, der mir bei dieser einmaligen Begegnung so schroff und wenig freundlich entgegen getreten war, sollte später einer meiner intimsten Freunde werden!

Ehe ich von St. Moriz Abschied nehme, will ich noch eines für mich bedeutungsvollen Momentes gedenken. Als ich eines Vormittages auf dem freien Platze hinter dem „Weißen Kreuz" Tange einen Brief an meine Frau diktirte und wieder das stehende traurige Thema aller meiner Briefe, den unveränderten Zustand meiner Augen behandelte, kam es plötzlich wie eine Eingebung über mich, die mich mit voller Aufrichtigkeit meiner Frau sagen ließ, ich sei zwar vollkommen darauf gefaßt, daß ich das Augenlicht nicht wieder erlangen werde, aber ebenso fest überzeugt, daß ich darum noch nicht dazu verurtheilt sei, meine Tage nutzlos hinzubringen. Ich sei vielmehr entschlossen, mir mit Hülfe fremder Kräfte wieder eine, den Umständen entsprechend anders als bisher geartete, aber geregelte geistige Thätigkeit zu schaffen.

Nach vierwöchentlichem Aufenthalte verließ ich St. Moriz wieder, um mich zum Gebrauche einer Nachkur nach Engelberg zu begeben. Hier langten wir bei strömendem Regen und bitterer Kälte an. Beim Eintreten in den Gesellschaftssaal unserer Pension hörten wir einen Herrn, der eben schlotternd nach dem Thermometer gesehen hatte, den übrigen frierenden Gästen im kläglichsten Ton entgegenrufen: „Zwei Grad Wärme!"

Unter den Gästen unserer Pension in dem damals noch alten Hause (bei Cattani) herrschte ein freundlich gemüthlicher Ton; nach wenigen Tagen trat auch das herrlichste sonnige Wetter ein, das mich freilich bald erkennen ließ, ein wie ungeeigneter Aufenthalt Engelberg, seiner großen Schattenlosigkeit halber, für mich mit meiner damals noch besonders großen Empfindlichkeit gegen das Sonnenlicht sei.

Ehe ich noch über meinen fernern Aufenthalt einen Ent-

schluß fassen konnte, meldete mir, zu meiner großen Freude, ein Brief meiner Schwester Elisabeth, daß sie mich in einigen Tagen mit ihrer kleinen Tochter Lily besuchen werde. Bald darauf erschien sie, munter und voll sprudelnder Lebendigkeit wie immer, ganz beseelt von dem Wunsche, mir in meinem Elend einige Erleichterung und Erheiterung zu verschaffen. Das gelang ihr in vollem Maße. Sie leistete mir mit ihrem Besuch, der in meiner traurigen Lage ein wahres Labsal für mich war, einen echt schwesterlichen Dienst, für den ich ihr, wie für so vieles andere Gute, das sie mir während ihres Lebens erwiesen hat, das dankbarste Andenken bewahre. Wir waren natürlich fast den ganzen Tag zusammen. Sie las mir dann und wann vor, wir nahmen alle Mahlzeiten zusammen und machten oft gemeinschaftliche Spaziergänge, auch bisweilen weitere Ausflüge, bei denen Elisabeth und ihr Töchterchen sich eines Esels bedienten. So erinnere ich mich namentlich einer lustigen Partie nach einer Alp, auf der wir den in Flaschen mitgenommenen kalten Kaffee mit der heißen Milch, die wir in der Sennhütte erhielten, mischten und sehr erquicklich fanden. Elisabeth ergötzte sich unter anderm darüber, wie ich eine Anzahl von Buben, welche alle Plätze auf zwei vor der Sennhütte befindlichen Bänken eingenommen hatten und keine Miene machten, für uns aufzustehen, abkanzelte. Von meinem Hochdeutsch verstanden sie vermuthlich kein Wort und lachten mich hämisch an; meine Donnerworte erzielten aber die gewünschte Wirkung; die Buben schlichen sich fort und machten uns Platz.

Da aber Engelberg mit seinen primitiven Einrichtungen Elisabeth ebenso wenig behagte wie mir, beschlossen wir nach kurzer Zeit, den Ort zu verlassen und noch einige Wochen in Ragaz zuzubringen, wo wir Mitte August eintrafen und zum Glück noch in „Hof Ragaz" Wohnung fanden. „Hof Ragaz", die ehemalige Statthalterei des Klosters Pfäfers, ein dem Kanton St. Gallen gehörender Gasthof war, obgleich er den Bedürfnissen der Neuzeit wenig entsprach, doch von allen Gasthöfen in Ragaz der gesuchteste. Daß die Badegäste sich massenhaft dazu drängten, in diesem alten, verbauten, recht unbequemen und theuren Hause, mit seinen niedrigen Zimmern und dunkelen Korridoren Platz zu finden, hatte seinen Grund einmal darin, daß sich hinter dem

Hause ein schöner schattiger Garten befand, und dann darin, daß es Bäder im Hause gab. Das seitdem dem „Hof Ragaz" gegenüber erbaute stattliche Hotel Quellenhof war damals noch nicht in Angriff genommen.

Der Aufenthalt hier hatte, außer der unschätzbaren Annehmlichkeit der Gesellschaft Elisabeths, gegen Engelberg den Vorzug schattiger Gartenplätze und der Möglichkeit bequemer Spaziergänge und -Fahrten, welchen Vorzug uns das anhaltend schöne Wetter reichlich auszunutzen gestattete.

Mit den Badegästen, unter denen in Ragaz überhaupt nur geringer Zusammenhalt herrschte, traten wir wenig in Berührung. Oberflächlich lernten wir den bekannten Uebersetzer und Shakespeare-Kenner Leo aus Berlin kennen, der mir auch einmal freundlichst aus Renan's „Vie de Jésus" vorlas. Eine angenehme, wenn auch nur kurze Begegnung war für uns die mit meinem alten Freunde, dem bekannten Musiker Carl Reinecke; wir verbrachten wiederholt angenehme Stunden mit ihm und hatten auch einmal Gelegenheit, ihn in den Gemächern der hier anwesenden Großfürstin Helene von Rußland auf einem ihr gehörenden Flügel sehr schön spielen zu hören. Ein durchaus nicht bedeutender Mensch, aber angenehmer Causeur und guter Kamerad war der Reisesekretär der Großfürstin Helene, den wir bald nach unserer Ankunft kennen lernten. Der Name ist mir entfallen. Auch mit Professor Caro aus Jena, dem Verfasser einer geschätzten Geschichte Polens, verkehrten wir öfter. Persönlich machte dieser Herr keinen besonders angenehmen Eindruck. Er hatte etwas prätiöses im Wesen, und wußte sich viel auf seine öfteren Zusammenkünfte mit der Großfürstin Helene, die ihn bei ihren, bekanntlich für die russische Politik durchaus nicht maßgebenden dilettantischen Plänen zur Reform des Schulwesens und anderer Dinge in Polen consultirte.

Gegen Ende unseres Aufenthaltes traf mein Schwager Benzon ein, mit dem wir noch einige angenehme Tage verlebten. Dann trennten wir uns. Benzons wollten noch einen Ausflug in die südliche Schweiz unternehmen, ich begab mich mit Tange zunächst nach Heidelberg, wo sich Gräfe in diesen Tagen, in Veranlassung eines dort stattfindenden augenärztlichen Congresses, befand, und wo ich ihm nach so langer Zeit einmal wieder meine

Augen zu präsentiren wünschte. Am Morgen nach meiner Ankunft wohnte ich einer, auch für Laien vielfach interessanten Sitzung des Kongresses bei und begab mich Nachmittags zu Gräfe, der auch hier, ganz wie in Berlin, von einer Menge Augenleidender in Anspruch genommen wurde. Er war ungemein liebenswürdig wie immer, ja, er hatte in seinem Benehmen und seinem Ton dieses Mal eine Nüance von besonderer Herzlichkeit, die mir wohl that. Der große Mann war ein Meister nicht nur in seiner Kunst, sondern auch in der Behandlung der Menschen; er verstand es, gewiß ohne sich über die Unheilbarkeit meines Uebels im mindesten zu täuschen, mir noch einmal Muth einzuflößen, was ja gewiß nicht schaden, vielmehr auf meinen allgemeinen Gesundheitszustand von wohlthätigem Einfluß sein konnte. Er versicherte mir, nachdem er mich wieder gründlich untersucht, und sich namentlich durch mein Aussehen und meine körperliche Ernährung für sehr befriedigt erklärt hatte, die Möglichkeit einer Besserung sei keinesweges ausgeschlossen, ich solle nur die Hoffnung nicht aufgeben. Meiner durch diesen Ausspruch gehobenen Stimmung gab ich sofort Ausdruck in einem Briefe an Elisabeth, der ich Gräfe's Aeußerung mit der wahrheitsgemäßen Bemerkung meldete, daß ich zwar vollkommen darauf gefaßt sei, nicht wieder hergestellt zu werden, daß ich aber doch noch wieder Hoffnung schöpfen zu dürfen glaube.

Ein vom schönsten Wetter begünstigter Spaziergang auf das Schloß, wo sich die zum Congreß versammelten Augenärzte gemüthlich zum Nachmittagskaffee niedergelassen hatten, beschloß den Tag. Noch an demselben Abend reisten wir nach Frankfurt und am nächsten Morgen weiter nach Hamburg.

In Hannover, wo wir Nachmittags eintrafen und übernachten wollten, beschlossen wir, am Abend in das schöne dortige Theater zu gehen. Es wurde eine Oper, ich weiß nicht mehr welche, gegeben und ich unterhielt mich sehr gut. In der Parquetloge, in welcher wir saßen, fand ich mich zu meiner Freude mit dem guten Triebler zusammen, der auch nach Hamburg zurückreiste.

Am folgenden Tage, dem 5. September, fuhren wir nach Hamburg, wo wir bei schönstem Herbstwetter Nachmittags an=

langten. Ich war unendlich glücklich in dem Wiederbesitz der Meinigen, die ich alle im Freien antraf; denn auch meine Frau war glücklicherweise seit einiger Zeit nicht mehr ans Bett gefesselt und durfte, oder vielmehr mußte den Tag über auf einer Chaiselongue im Freien liegen.

In die erste Zeit nach meiner Rückkehr fiel der längsterwartete, bei seinem Eintritt aber uns alle, namentlich meine arme Frau tief erschütternde Tod ihres Bruders Otto. Am 12. September starb er in St. Leonards on Sea im südlichen England, wohin er sich kurze Zeit vor seinem Tode in Gesellschaft seiner Schwester Antonie von London aus begeben hatte. Dort liegt er begraben.

Eine willkommene Ablenkung von den trüben Gedanken, die meine Frau jetzt ganz zu beherrschen drohten, war der bereits Mitte September erfolgende Besuch meines Bruders Heinrich, der während eines vierzehntägigen Aufenthaltes mit gewohnter Liebenswürdigkeit erfolgreich alles aufbot, uns in unserer traurigen Lage aufzuheitern. Allmorgendlich erschien er, setzte sich im Garten an das Sopha meiner Frau, plauderte stundenlang gemüthlich mit uns und spielte anmuthig mit den Kindern. Seinen Pathen, den kleinen, nunmehr fast zweijährigen Heinrich, den er „ein reizendes Kind" nannte, hatte er in besondere Affection genommen. Er pflegte den Jungen, der übrigens noch recht unentwickelt und in seinem Wesen, trotz gelegentlicher leidenschaftlicher Ausbrüche, meistens ruhig war, auf den Schooß zu nehmen und ihm die Worte „Onkel Gevatter" vorzusagen, die sich in Heinrich's Munde regelmäßig in „Onkel Vatter" verwandelten. Er ließ sich mit dem Jungen photographiren. Das hübsche Bild befindet sich im Besitze meiner Frau, die er auch mit einer reizenden Portraitzeichnung Carl's beschenkte.

Heinrichs Anwesenheit bot eine für mich um so angenehmere Zerstreuung, als ich mit der regelmäßigen Beschäftigung, die ich als das einzige Heil für mich erkannt hatte, noch nicht im Reinen war. Einstweilen war der Raum, in welchem ich mich fortan den größten Theil des Tages über arbeitend aufhalten sollte, war eine gute und bequeme Arbeitsstube von meiner sorglichen Frau bereits für mich hergestellt. Mein kleines bis-

heriges Arbeitszimmer hatte für die Beschäftigung während einiger Abendstunden, zu der es bisher allein benutzt worden war, für mich vollauf genügt. Zu einem Aufenthalte während des größten Theiles des Tages war das Zimmer theils nicht groß genug, theils, weil es sich im ersten Stock befand, im Hinblick auf den Zustand meiner Augen unbequem gelegen. Meine Frau hatte daher während meiner Abwesenheit durch Verlegung einer Wand das nach dem Garten hinaus gelegene Parterrezimmer zur Arbeitsstube für mich erweitern lassen, deren Einrichtung uns nun in den ersten Tagen nach meiner Rückkehr viel beschäftigte. Der große Schreibtisch, den ich mir im Frühjahr 1858 angeschafft und bis jetzt benutzt hatte, konnte in meinem neuen Arbeitszimmer nicht gut placirt werden. Sehr willkommen war mir daher das gütige Anerbieten meiner Mutter, mir den Mal- und Schreibtisch meines lieben Vaters zu schenken, dessen ich mich noch heute bediene.

Anfang October sollte uns nach so vielem Schweren und Traurigen doch endlich einmal wieder eine recht große Freude zu Theil werden. Am 5. Oktober erschien Dr. Cohen, wie fast täglich, um sich nach dem Befinden meiner Frau zu erkundigen. Er schien im ganzen befriedigt, überraschte uns aber doch ungemein durch den plötzlich kundgegebenen Entschluß, meine Frau, obgleich ihre Wunde noch keinesweges ganz geheilt war, nach dem Grundsatz des großen Chirurgen Dieffenbach, welcher erkläre, bei der Heilung von Wunden müsse nach Umständen abwechselnd Ruhe und Bewegung eintreten, einen Gehversuch machen zu lassen. In dem kurzen, raschen, entschlossenen Ton, den wir an Dr. Cohen kannten, rief er: „Geben Sie mir 'mal Ihren Arm und stehen Sie auf.“ Als meine Frau ihn etwas ungläubig ansah, wiederholte er in entschiedenem Ton: „Ich meine es in vollem Ernst, kommen Sie nur.“ Dabei reichte er ihr den Arm und sie versuchte es, sich zu erheben und einige Schritte zu gehen. Als es ihr anfänglich noch schwer wurde, ermuthigte er sie, und siehe da! es ging — noch mühsam, wie es ja nach über sechs Monate langem Liegen nicht anders sein konnte; aber — meine Frau konnte sich wieder schmerzlos bewegen, der große Bann war gebrochen. Wir nahmen voraus,

was sich glücklicherweise bald bestätigen sollte, wir betrachteten die Heilung meiner Frau als vollendet. Den emphatischen Ausdruck unserer Dankbarkeit lehnte Dr. Cohen bescheiden mit den Worten ab: „Dafür habt Ihr allein der alma mater natura zu danken.*)

Bald darauf erfreuten uns mein Bruder Friedrich und meine Schwester Elisabeth einige Wochen lang durch ihren Besuch. Friedrich widmete mir fast seine ganze Zeit, las mir vor, unter anderm Horazische Oden im Original, deren Verständniß er sich erst in reiferen Jahren in unglaublich kurzer Zeit angeeignet hatte, ging mit mir spazieren und leistete mir stundenlang die angenehmste Gesellschaft. Er stand mir auch in echt brüderlicher Weise mit Rath und That auf das wirksamste bei der Regelung meiner Vermögensangelegenheiten zur Seite.

Meine Frau war gegen Ende October glücklicherweise schon so weit wieder hergestellt, daß sie ihren außerordentlichen Thätigkeitsdrang in der mannigfachsten Weise befriedigen konnte. So ergötzte es Friedrich, mit anzusehen, wie sie eines Tages mit dem Kleisterpinsel bewaffnet, die letzte Hand an die Tapezierung meiner Stube legte.

Tags darauf, am 24. October, fand die Taufe unseres Töchterchens statt, welches nach meiner Schwester den Namen Marie, den es schon seit seiner Geburt geführt hatte, nunmehr feierlich erhielt. Nach der Taufe vereinigten wir uns mit den anwesenden fremden Geschwistern zu einem heitern Familienmahl.

Nachdem dann noch Friedrich eines Abends in Fontenay von sämmtlichen Familiengliedern, nach ihren Schattenrissen größtentheils ungemein ähnliche, lebensgroße Silhouetten ausgeschnitten hatte, die wir noch aufbewahren, verließ er uns, um sich zunächst nach Leipzig zu begeben und hier zu seiner musikalischen Ausbildung eine Anzahl von Violinstunden bei dem Concertmeister David zu nehmen. Elisabeth blieb noch bis Ende November bei uns in Hamburg.

*) Bis hieher habe ich diese Lebenserinnerungen vollständig aus dem Gedächtniß geschrieben; bei allem folgenden konnte ich meine von 20. October 1864 an geführten Tagebücher, welche alle Vorkommnisse des Lebens tageweise kurz verzeichnen, zu Hülfe nehmen. C. L.

Durch die liebenswürdig heitere Gesellschaft meiner Geschwister wurde mir die erste Gewöhnung an meine neue Lage wesentlich erleichtert; aber nun galt es, sich ernstlich in das neue schwere Leben finden. Ich hatte mich schon bald nach meiner Rückkehr aus der Schweiz um einen tüchtigen Mitarbeiter bemühet und es war mir gelungen, einen solchen in der Person eines Neffen des bekannten Schullehrers Dr. Bülau, eines jungen Philologen, spätern Dr. Franz Bülau, zu finden. Mit diesem ging ich nun an die Arbeit. Bülau, ein liebenswürdiger, gebildeter junger Mann, das rechte Gegentheil von dem trübseligen Tange, las vortrefflich vor, und das war damals für mich noch die Hauptsache; spazieren ging ich noch allein.

Schriftlich arbeitete ich in diesem Winter hauptsächlich an einer „Neuesten Geschichte Hamburgs", die mich bis zum Mai 1865 beschäftigte und aus welcher der Abschnitt über die Handelskrisis von 1857 seinerzeit in einem damals unter dem Namen „Der Zollverein" in Düsseldorf erscheinenden volkswirthschaftlichen Blatte zum Abdruck gelangte. Eine von mir im „Neuen Hamburg" veröffentlichte Kritik des Romanes „Die Verlorene Handschrift" von Freytag, in welcher ich die Schilderung der durch Cäsarenwahnsinn herbeigeführten Vorgänge als unzeitgemäß bezeichnete, trug mir einen, in Form einer anonymen Frage gekleideten, Angriff von Professor Aegidi im „Neuen Hamburg" ein.

Von den mancherlei, größtentheils wissenschaftlichen Büchern, deren Lektüre mich während dieses Winters beschäftigte, nenne ich: Sybel's „Geschichte der Revolutionszeit," Schnaase's „Kunstgeschichte", Strauß' „Leben Jesu" in der Volksausgabe, und von demselben Verfasser „Der Christus des Glaubens und der Jesus der Geschichte," Gervinus' „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts", Pauly's „Neueste Geschichte Englands", Buckle's „Geschichte der Civilisation in England." Meine Frau las mir Abends leichtere, meist belletristische Bücher vor.

Bisweilen ging ich Abends, namentlich in der ersten Zeit, mit dem jungen Bülau in ein Conzert oder in eine Vorlesung, so einmal in ein von Stockhausen gegebenes Volksconzert, ein andermal in eine Reuter-Vorlesung von Kroeplin.

Meine Frau mußte sich doch noch immer schonen und

setzte ihre Luftkur, wenn auch jetzt nicht mehr liegend, mit unglaublicher Ausdauer fort. Während des größern Theiles des November saß sie, wiederholt bei drei Grad Kälte, mehrere Stunden lang mit einer Handarbeit in unserer Hütte im Garten. Der junge Bülau, der beim Eintritt in das Haus von der Gartenseite her an meiner Frau vorüberging, pflegte schaudernd mit den Worten zu mir ins Zimmer zu treten: „Ihre Frau Gemahlin sitzt draußen in Sibirien."

Das hohe politische Interesse, welches die preußischen und deutschen Dinge damals allerorten erregten, machte die Zeitungslektüre für mich besonders fesselnd. Die anscheinend volksfeindliche Haltung des Herrn von Bismarck, der im September 1862 preußischer Ministerpräsident geworden war, hatte auch mich, wie so viele, anfänglich über seine wahren Absichten getäuscht und mich veranlaßt, mich auf die Seite seiner entschiedenen Gegner zu stellen. Als dann im November 1863 in Folge des Todes König Friedrich's VII. von Dänemark die schleswig-holsteinische Frage in ein neues Stadium trat, war auch ich auf die Lösung derselben höchst gespannt. Ich gedenke hier beiläufig einer in jener Zeit in der Walhalla auf der Uhlenhorst abgehaltenen großen Volksversammlung, in welcher Professor Aegidi und andere Redner von patriotischer Begeisterung überströmende Reden hielten. Bald erkannte ich richtig, daß Bismarck bei der Behandlung der schleswig-holsteinischen Frage von großen, wirklich staatsmännischen Gesichtspunkten geleitet sei und wurde aus einem Gegner zu einem eifrigen Anhänger des großen Staatsmannes. Schon als das preußische Abgeordnetenhaus im Januar 1864 den Kredit, welchen Bismarck zur Weiterführung des schleswig-holsteinischen Krieges verlangt hatte, verweigerte, mißbilligte ich das Verhalten der preußischen Kammer als kurzsichtig und kleinlich.

Der glücklich vollendete Schleswig-Holsteinische Krieg mit seinen Siegesvorbereitungen brachte unserer Familie einen schmerzlichen Verlust. Ende December erreichte uns die Schreckensbotschaft von dem durch einen Unfall plötzlich herbeigeführten Tode meines Vetters Theodor Leo in Berlin. Er war, als er eines Abends mit seiner Frau von der Singakademie nach Hause zurückkehren wollte, von einer der Flaggenstangen, die für den bevorstehenden

Einzug der aus Schleswig-Holstein zurückkehrenden siegreichen Truppen aufgepflanzt waren, erschlagen worden. Wie tief uns alle, und namentlich mich, der ich so innig mit Theodor Leo befreundet gewesen war, die Nachricht von diesem Todesfalle ergriff, bedarf keiner weitern Ausführung

Unser geselliges Leben erfuhr durch mein Leiden kaum eine Veränderung. Ich war entschlossen, mich nicht zur Abschließung von der Welt verurtheilen zu lassen, vielmehr, soweit es die Verhältnisse irgend gestatteten, mit der Außenwelt in Verkehr zu bleiben, ein Grundsatz, dem ich bis auf den heutigen Tag treu geblieben bin und bei dessen Befolgung ich mich allezeit wohl befunden habe. Wir sahen nach wie vor öfter Freunde bei uns und blieben nicht nur mit unseren Verwandten, sondern auch mit den uns befreundeten Familien im regsten geselligen Verkehr.

Die ersten Monate des Jahres 1865 verliefen ganz in derselben Weise wie ich mein neues Leben oben geschildert habe. Wie jedes, auch das traurigste, eine Seite bietet, von der aus es in günstigerm Lichte betrachtet werden kann, so brachte auch für mich die Wendung meines Geschickes, die mich dazu verurtheilte, meine Tage im Hause zu verleben, manches Gute mit sich. Dazu zähle ich insbesondere die mir jetzt gewordene Möglichkeit, mich mehr mit den Kindern zu beschäftigen und ihre Entwicklung genauer zu beobachten. An Carl, der im Ganzen den Eindruck eines körperlich und geistig wohlorganisirten Kindes von lebhafter Fassungsgabe machte, war schon in den ersten Jahren ein ausgezeichnetes Gedächtniß bemerkenswerth. Am letzten Weihnachtsabend hatte er, als Conditorlehrling in weißer Jacke und Mütze, einen Kuchen mit einem, ihm von seiner Wilhelmine einstudirten Gedicht überreicht, aus welchem mir die erhabenen Verse im Gedächtniß geblieben sind:

„Und gründlich muß ich untersuchen,
Ob er (der Kuchen) auch wohl gerathen sei.“

Es ergötzte mich, sein Gedächtniß auf die verschiedenste Weise zu erproben, und so kam ich auch einmal auf den Einfall, ihn die beiden ersten Verse der Odyssee im Original zu lehren.

Das ging ganz vortrefflich, Carl hatte die beiden Verse rasch inne, bis auf das eine unglückselige Wort planchthe, das

der arme Junge auf keine Weise in den Kopf bekommen konnte. Da verfiel ich auf den Gedanken, ihm ein Spielzeug-Schäfchen, das er sich schon lange sehnlich gewünscht hatte, zu versprechen, wenn er die griechischen Verse fehlerlos hersage. Nun war sein höchster Eifer erregt, alle in der Kinderstube beschäftigten Personen, selbst die Amme seines Schwesterchens, waren angelegentlich bemüht, ihm bei der Erlernung des schweren Wortes behülflich zu sein, und siehe da! eines schönen Morgens konnte mir Carl triumphirend die griechischen Verse fehlerlos hersagen und erhielt alsbald zum Lohne das versprochene Schäfchen, das dann auch sofort den Namen planchthe bekam, den es bis an seine Lebensende behielt.

Ganz im Gegensatz zu Carl entwickelte sich Heinrich geistig äußerst langsam. Körperlich war er zwar auch verschieden von dem in frühen Jahren sehr kräftigen und derben Carl, in den ersten Jahren seines Lebens zart und nervös reizbar, aber doch, wie er es sein Leben lang geblieben ist, behend und gewandt. Mit dem Gehen wollte es freilich anfänglich nicht recht von der Stelle; aber der Junge erfand eine Methode, sich durch Rutschen und Rudern mit den Armen vorwärts zu bringen, — bis er eines Tages aufstand und ging. Schon früh entwickelte sich bei ihm die lange festgehaltene Neigung, Unfug aller Art zu treiben, Dinge umzustoßen, vom Tisch zu reißen, zu zerbrechen, was ihm von mir den Namen „Kleine Schädlichkeit" eintrug. In Veranlassung seiner gelegentlichen leidenschaftlichen Ausbrüche, machte ich mir den Spaß, ihn eine nicht eben schmeichelhafte Charakteristik seiner Persönlichkeit auswendig lernen zu lassen, und es klang sehr drollig, wenn er auf meine Frage, „Heinrich, was bist Du?", natürlich ohne eine Ahnung von dem Sinn seiner Worte zu haben, ganz ernsthaft erwiderte: „Ich bin ein schöner Wütherich und habe eine sehr inferieure Intelligenz." Bezeichnend für Heinrich's Art und Weise in seinen frühesten Jahren, war eine wahre Fragewuth. Wenn er in seinem Kinderstühlchen am Tische saß und ein vor ihm liegendes Bilderbuch besah, konnte er beim Anblick der Abbildung einer Trompete wohl ein Dutzend Mal hintereinander, ohne irgend ungeduldig zu werden, an die im Zimmer anwesende, vielleicht anderweitig beschäftigte Wilhelmine

die Frage richten: „Willemmine, is das 'n Trompete“, „Willemmine, is das 'n Trompete,“ bis er endlich Antwort erhielt. In eine etwas spätere Zeit fallen ein paar niedliche Aeußerungen von Heinrich, die ich, da ich mich eben mit ihm beschäftige, gleich hier erzählen will. Eine Freundin meiner Frau, Fräulein Friede Lippert, jetzt Frau Dr. Gläser, die ein hübsches Zeichentalent hatte und namentlich sehr gelungene Portraitzeichnungen machte, unternahm es eines Tages, unsern Heinrich zu zeichnen, der zu diesem Zwecke auf ein Stühlchen auf den Tisch gesetzt wurde, an welchem Fräulein Lippert zeichnete. Er ließ seine Blicke im Zimmer umherschweifen und sagte, als er an der Gypsdecke des Zimmers einige Sprünge entdeckte: „Der liebe Gott is kaput,“ dann warf er einen Blick auf die eben begonnene Zeichnung und bemerkte, als er die Augen, mit denen Fräulein Lippert den Anfang gemacht hatte, sah: „O, das sind Räder, nu mußt Du auch den Wagen dazu machen.“

Von dem kleinen Mariechen ist aus jener Zeit noch nichts weiter zu melden, als daß sie ein hübsches, unter der Pflege einer vortrefflichen Amme, Margreth, prächtig gedeihendes Kind war.

Von den drei Kindern war schon damals der älteste, Carl, der ausgesprochene Liebling seiner Großmutter. Am 15. Februar, dem dreiundsiebenzigsten Geburtstage Mutters, zu welchem Carl ein Gedicht für sie auswendig gelernt hatte, nahm ich ihn zum Gratuliren mit zu ihr.

Am Morgen dieses Tages, hatte ich, gemeinschaftlich mit dem, mich damals noch an der Commerzbibliothek vertretenden Dr. Matsen, Herrn Dr. Soetbeer zu seinem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum gratulirt und unser Geschenk, ein Aquarell seines Zimmers in der Börse, überreicht.

Es war ein bitterkalter Tag und den armen kleinen Carl fror, als wir uns am Nachmittage nach Klein-Fontenay auf den Weg machten, so sehr, daß er unterweges bitterlich zu weinen anfing. Ich suchte ihn zu trösten und namentlich seine kalten Händchen, mit leidlichem Erfolg, durch Reiben zu erwärmen. Bei Mutter angelangt, setzte sich Carl zunächst, nachdem er seinen Glückwunsch abgestattet hatte, still auf einen Schemel nieder, um sich zu erwärmen und zu erholen. Nach einigen Minuten

aber stand er, ohne ein Wort zu sagen, auf, trat vor Mutter hin und deklamirte fehlerlos die „Legende vom Hufeisen“ von Goethe:

„Als noch verkannt und sehr gering,
„Unser Herr auf der Erde ging. . . .“

Weniger musterhaft hatte sich Carl vor fast einem Jahre bei einer ähnlichen Gelegenheit benommen. Zum Geburtstage meiner Schwester, am 15. April 1864, sollte er dieser seinen Glückwunsch mit einigen von mir gedichteten Versen abstatten. Vielleicht, daß sich schon damals das später sehr entwickelte Versgefühl meines Sohnes an der Stümperhaftigkeit meiner Reime stieß. Wenigstens behandelte er sie mit wenig Respekt. Während des Deklamirens unterbrach er sich plötzlich, ganz unmotivirter Weise, mit dem Citat aus einer vom ihm erlernten, gar nicht hierhergehörenden, ich glaube Speckterschen Fabel: „Fuchs, Du hast die Gans gestohlen.“ Und als er an die schönen, in Bezug auf meine Schwester von mir gedichteten Worte kam: „Der Tanten allerbeste“, deren tiefen Sinn er wohl nicht ganz erfaßt hatte, bemerkte er sehr komisch: „Der Tanten allerbeste kennt er gar nicht.“ Er pflegte damals von sich immer in der dritten Person zu reden.

Von meinen bisherigen geschäftlichen oder halbgeschäftlichen Thätigkeiten hatte ich nur zwei beibehalten können. Den Sitzungen des Comité für den Bau der Kunsthalle, in denen es sich nach erfolgter Wahl eines Bauplanes hauptsächlich um Verhandlungen mit dem Architekten, Herrn von der Hude aus Berlin, über die Ausführung, respective Modification seines Planes handelte, wohnte ich nach wie vor regelmäßig bei. Ich konnte zwar das Protokoll nicht mehr führen, interessirte mich aber auch nach Ausbruch meines Leidens nicht minder angelegentlich für diese, wie für alle sonstigen Kunstangelegenheiten. Rührend war es, daß Dr. Abendroth mich regelmäßig bei Beginn jeder Sitzung fragte, ob ich noch nicht so weit wieder hergestellt sei, daß ich das Protokoll führen könne; während doch an eine solche Wiederherstellung gar nicht zu denken war.

Auch der schon vor einigen Jahren gegründete Volkswirthschaftliche Verein bot mir Veranlassung in einen andern als rein geselligen Verkehr mit einer Anzahl von Herren zu treten. Der

Verein hatte sich die Aufgabe gestellt, bei jeder Zusammenkunft eine volkswirthschaftliche Frage, nachdem sie von einem seiner Mitglieder in einem Vortrage behandelt worden war, in freier Diskussion zu besprechen. Den Schluß bildete jedes Mal ein einfaches Abendessen. Die Versammlungen fanden der Reihe nach je bei einem der Mitglieder des Vereines statt. Die Mitglieder waren der Natur der Sache nach größtentheils Hiesige, von denen ich hier nur den in der Förderung aller gemeinnützigen Angelegenheiten stets überaus rührigen Herrn A. N. Zacharias, und den bekannten Dr. Alfred Klauhold nennen will. Nicht dauernd in Hamburg ansässig war nur ein Mitglied des Vereines, der bekannte, namentlich neuerdings vielgenannte Professor Adolf Wagner. Er war von dem Vorstande des Vereines für die Fortbildung junger Kaufleute, der sich hier vor einigen Jahren unter Führung des Herrn Zacharias gebildet hatte, seit kurzem für dessen Zwecke gewonnen. Wagner war damals in der Entwicklung seiner christlich-socialpolitischen Ansichten noch nicht so weit vorgeschritten, wie neuerdings, und war, als tüchtiger Nationalökonom und namentlich Finanzmann, ein willkommenes, stets anregendes Mitglied unseres Vereines. Auch gesellig war Wagner ein ganz angenehmer Mann. Wir luden ihn und seine Frau einige Male zu uns ein und wurden wieder von ihnen eingeladen. Die Reihe, einen Vortrag für den Verein zu halten, traf mich zweimal in diesem Winter. Ich sprach einmal im eigenen Hause über Patentwesen, das andere Mal bei Herrn Zacharias über Auswanderung und Colonisation.

Als Beleg dafür, wie viel ich meinen Augen, trotz ihres kümmerlichen Zustandes, damals noch zutrauen durfte, erzähle ich, daß ich eines Abends allein von unserer Wohnung am Mittelwege nach der Gurlittstraße zu Dr. Matsen ging, bei welchem an jenem Abende die Versammlung des Vereines stattfand.

Im Beginn des Frühlings schien wirklich eine auffallend erfreuliche Besserung des Zustandes meiner Augen einzutreten. Ich konnte die Zeiger meiner Taschenuhr wieder besser erkennen, konnte die großgedruckten Namen der Zeitungen plötzlich wieder lesen, erkannte verschiedene mir begegnende Menschen und konnte

bei meinem Freunde Louis Asher den ich in seinem Atelier besuchte, alle seine Bilder erkennen.

Dr. Cohen, dem ich sofort von dieser Besserung Mittheilung machte, war hoch erfreut und stellte die Möglichkeit einer fortschreitenden Besserung, namentlich wenn ich in diesem Sommer wieder eine energische lange Luftkur im Gebirge brauche, in Aussicht. Ich entschloß mich daher alsbald, möglichst zeitig wieder in die Schweiz zu reisen und durfte mir von dieser Reise einen um so bessern Erfolg versprechen, als ich mich dieses Mal dabei, statt der traurigen Gesellschaft eines so trübseligen Kameraden wie es Tange war, der Begleitung meiner Frau erfreuen konnte. Sie selbst war der Erholung in hohem Grade bedürftig, da sie sich während der Wintermonate durch einen Gang über die zugefrorene Außen-Alster bei scharfem Ostwinde eine bösartige Rippenfellentzündung zugezogen hatte, von der sie erst Anfang April wieder genesen war.

Nachdem wir uns noch einige Wochen der Gesellschaft meiner Schwägerin Antonie und ihrer Kinder erfreut hatten, die im März auf längere Zeit von London zum Besuch nach Hamburg gekommen waren und nachdem wir im April die betrübende Nachricht von dem plötzlich in Paris erfolgten Tode der guten alten Tante Valentin erhalten hatten, traten meine Frau und ich am 23. Mai, obgleich die Besserung meiner Augen in letzter Zeit schon wieder nachgelassen hatte, hoffnungsvoll und vergnügt unsere Reise an.

Da ich meiner Frau einige ihr noch unbekannte schöne Gegenden und interessante Orte etwas näher zeigen wollte, gingen wir zunächst nach Frankfurt am Main, wo wir das Städelsche Institut und die Bibliothek besuchten. In letzterer machte ich meiner Frau, wie ich es schon öfter bei Freunden gethan hatte, die honneurs der wenig bekannten, schönen sitzenden Statue Goethe's von Marchesi in der Vorhalle der Bibliothek. Wir besahen uns dann die Bibliothekssäle und ich begrüßte das Handwerk, indem ich mich dem uns herumführenden Bibliothekar als Collegen vorstellte. Von Frankfurt ging's nach Heidelberg, wo wir im „Prinzen Carl" wohnten und anderthalb Tage lang die schöne Gegend genossen. Von hier aus fuhren wir nach Baden-Baden, von dem aber meine Frau nicht in dem Grade entzückt war, wie

ich es gehofft hatte. Der Gegend zwar ließ sie Gerechtigkeit widerfahren, obgleich sie die Lage nicht so schön fand, wie die Heidelbergs, das Treiben in und vor dem Kurhause aber, von dem ich erwartet hatte, es werde ihr zwar nicht zusagen, sie aber doch auf kurze Zeit ergötzen, widerte sie an. Von hier fuhren wir direkt über Friedrichshafen nach Heiden, wo wir Nachmittags eintrafen. Es war wie im vorigen Jahre für den Besuch eines Kurortes in den Bergen noch etwas früh in der Jahreszeit und in Heiden daher noch recht leer. So gelang es uns leicht, wieder in dem mir im vorigen Jahre so lieb gewordenen „Paradiese" Wohnung zu finden. Die Pension füllte sich allmählich, ohne daß eigentlich interessante Menschen hingekommen wären. Meine Frau und ich waren daher überwiegend auf einander angewiesen, befanden uns aber bei dieser Einsamkeit sehr wohl. Den Vormittag verbrachten wir meistens in dem vor dem Hause liegenden Wäldchen in der schon früher geschilderten Hütte, in welcher wir lasen und schrieben. Diese Hütte wurde allmählich von der ganzen Gesellschaft so sehr als unser spezieller Aufenthaltsort betrachtet, daß man ihr allgemein den Namen „Lehmannsruh" beilegte.

Unsere Lektüre während unserer ganzen Reise, die ich hier gleich zusammenstellen will, bildeten „Buckle's Geschichte der Civilisation in England". Zweiter Band. Napoleon's III. „Histoire de Jules César." Thackeray's „Pendennis." Osenbrüggen's „Kulturhistorische Bilder aus der Schweiz". Kreissig's „Französische Kultur- und Literaturzustände". Börne's „Französische Schriften" und Auerbach's „Auf der Höhe."

An einem der ersten Morgen empfingen wir den Besuch des alten Doktor Küng, der nicht verfehlte, auch meiner Frau den unweigerlich jedem Patienten ertheilten Rath zu geben, täglich einige Male mit ausgebreiteten Armen dreimal tief zu athmen. Uebrigens war der alte Herr, ein geborner Appenzeller, ein braver und verständiger Mann, in dessen einfach schweizerischen Haushalt wir bei öfteren Besuchen gern einen Einblick thaten. Wir lernten auch seine würdige Frau und seine liebenswürdige Tochter Anna kennen, mit der meine Frau sich befreundete und die uns öfter auf Spaziergängen und Fahrten begleitete.

Gehend und fahrend durchstreiften wir die Umgegend nach

den verschiedensten Richtungen. Auf unseren Spaziergängen vermochte mich meine Frau oft zum Klettern beim Durchpassiren der in der Schweiz unter dem Namen Tobel bekannten Schluchten, wobei wir regelmäßig, nachdem ich anfänglich, nach meiner Gewohnheit, weidlich geschimpft hatte, herzlich lachten und uns ergötzten.

Von der Einfachheit der Heidener Zustände erhielten wir einen recht deutlichen Begriff, als wir einmal auf einem Spaziergange, vom Regen überfallen, in einem Hause des Dorfes Schutz suchten, uns von dem in Hemdsärmeln mit der Pfeife im Munde unter der Thür stehenden Hausherrn einen baumwollenen Regenschirm borgten und auf die an ihn gerichtete Frage, wem wir unsern Boten beauftragen sollten, den Schirm zurückzuerstatten, die Antwort erhielten: „O, saget gad, zume Rathsherrn Grafenwerth, da find's en Jäder."

Besonderes Vergnügen gewährten uns hier, wie überall auf unseren späteren Reisen, die Spazierfahrten im offenen Einspänner, mit dem wir nach irgend einem hübschen Punkte fuhren, wo wir uns den Nachmittagskaffee wohl schmecken ließen.

Nach etwa fünfwöchentlichem Aufenthalte in Heiden rüsteten wir uns zur Weiterreise nach St. Moriz. Von Chur aus fuhren wir — ich weiß noch heute nicht warum — Nachts über den Julier und langten zur Mittagszeit, also in dem für ankommende Reisende denkbar ungünstigsten Momente im Kurhause von St. Moriz, noch dazu bei schlechtem Wetter, an, von welchem wir während dieses ganzen St. Morizer Aufenthaltes vielfach heimgesucht wurden. Ein anderer Grund momentaner Unbehaglichkeit, der Mangel an Bekanntschaften, fiel bald weg; schon in den nächsten Tagen bot sich uns Gelegenheit, verschiedene angenehme Bekanntschaften zu machen, beziehentlich zu erneuern, die uns, wie es immer in solchen Fällen zu gehen pflegt, alsbald die Verhältnisse in ganz anderm Lichte erscheinen ließen. So unter anderm mit dem mir von früherher bekannten Publicisten Dr. H. B. Oppenheim, mit Frau von Beust, einer Schwägerin des sächsischen Ministers, und ihrer jungen, recht niedlichen Tochter, etwas adelstolzen und ziemlich pretiösen Damen, die uns aber durch ihr gegen uns zur Schau getragenes verbindliches Wesen

eine Weile für sich einnahmen und mit denen sich ganz gut verkehren ließ.

Unstreitig die angenehmste Bekanntschaft aber, die wir, und zwar schon in den ersten Tagen unseres Aufenthaltes machten, war die desselben Herrn Wichmann, der mir, wie ich erzählt habe, bei einer flüchtigen Begegnung im vorigen Jahre in so wenig verbindlicher Weise entgegengetreten war. Diesmal genügte eine abermalige zufällige Begegnung, um uns in wenigen Minuten so bekannt mit einander werden zu lassen, als wären wir langjährige Freunde, und es entstand daraus ein Freundschaftsbund, der uns, bei weitgetrennten Wohnorten und nach unzähligen Wechselfällen des Geschickes, noch heute verknüpft.

Herrmann Wichmann, ein Sohn des berühmten Bildhauers, war in Verhältnissen aufgewachsen, die ihn von früh auf in nahen Verkehr mit ausgezeichneten Künstlern und Gelehrten gebracht und ihn an ein behäbiges Leben gewöhnt hatten. Das hatte den großen Vortheil gehabt, auf seinen regen Geist bildend zu wirken und ihn in den Stand zu setzen, leicht und bequem mit Menschen aller Art zu verkehren, aber auch vielleicht den Nachtheil, seine Neigung zur Hypochondrie zu nähren und ihn auf körperliche Beschwerden zu großes Gewicht legen zu lassen. Er hatte an der Spitze der Musik in Barmen gestanden und sein musikalisches Talent durch Veröffentlichung mancher hübscher Compositionen dokumentirt. Anhaltende Kränklichkeit veranlaßte ihn jedoch, seine Stellung aufzugeben, aus der er mit dem Titel eines königlichen Musikdirektors entlassen wurde und, was ihm seine Vermögensverhältnisse gestatteten, nunmehr ohne andere Berufsthätigkeit ganz seiner Gesundheit zu leben. Ob er nicht, wenn ihn die Noth dazu getrieben hätte, eine größere Thätigkeit hätte entwickeln können, will ich unentschieden lassen.

Ich lernte in Wichmann einen selten liebenswürdigen, feingebildeten Menschen kennen, mit dem zu verkehren mir immer einen besondern Genuß gewährt hat. Wie glücklich ich war, in jener ersten Zeit meines Leidens einen so theilnehmenden, herzlichen, geistvollen, für Scherz und Ernst gleich empfänglichen Freund zu finden, kann ich nicht genug hervorheben. Wir waren von nun an unzertrennlich. Wichmann befreundete sich bald auch

aufs innigste mit meiner Frau und wir brachten fast den ganzen Tag gemeinsam zu. Wenn meine Frau auf größeren Ausflügen abwesend oder sonst verhindert war, schlenderten wir beide, Wichmann und ich, Nachmittags öfter nach der nahegelegenen, leicht erreichbaren „Untern Alpina", machten auch gelegentlich eine Spazierfahrt, so einmal nach Ponte, während meine Frau mit einer größern Gesellschaft eine Partie auf die Alp-Grüm unternahm.

Nach langen regnerischen Wochen war endlich wieder herrliches Sommerwetter eingetreten, das uns nun leider nicht mehr zu statten kommen sollte, da wir im Begriff standen, abzureisen. Die des Gebirgswetters kundigen hatten schon lange vorausgesagt, daß nur ein starker Schneefall schönes Wetter bringen könne und die Richtigkeit dieses Ausspruches sollte sich bewähren. Am Freitag den 3. August, gerade als die Kurgäste an der Table d'hôte versammelt waren, trat plötzlich der langersehnte Schneefall ein und wurde von den Anwesenden mit einem wahren Beifallssturm begrüßt. Binnen kurzem hatte sich die ganze Umgebung des Kurhauses in eine vollständige Winterlandschaft verwandelt, zu der auch die mit dem Schneefall eingetretene Kälte paßte. Noch am Sonnabend Morgen war es so kalt, daß die Damen in vollständiger Wintertoilette, die Damen Beust unter anderm zu Wichmann's nicht geringer Belustigung in auffallenden pelzbesetzten Sammetmänteln, vor dem Kurhause auf und ab spazierten. Am Sonntag Morgen aber, wo wir St. Moriz verließen, hatte sich das herrlichste, sonnige Sommerwetter eingestellt.

Noch vor unserer Abreise hatten wir von meiner Schwester Marie aus Carlsbad einen Brief erhalten, in welchem sie fast beiläufig erwähnte, daß ihre Tochter Mimi nicht wohl sei, bald darauf traf ein Telegramm von ihr ein, welches uns aufforderte, sie in Zürich im „Hôtel Baur au Lac" zu treffen. Vielleicht hätte uns die Combination dieses Briefes mit der Depesche beunruhigen sollen. In solchen Dingen wundert man sich oft nachträglich über sich selbst. Thatsache ist, daß wir zwar die Depesche etwas auffallend fanden, uns aber durchaus nichts Arges dabei dachten und, weil wir erst am Mittwoch in Zürich sein sollten, uns

anschickten, auf einem Umwege dahin zu gelangen. Von diesem Umwege habe ich keine deutliche Erinnerung mehr, weiß nur noch, daß wir die Straßen des nach einem verheerenden Brande kürzlich neu aufgebauten Glarus durchwanderten und daß das neuerbaute Städtchen meiner Frau den Eindruck einer aufgestellten Spielzeugstadt machte. Dem frappanten Gegensatze, in welchem die Mittheilungen unseres Reisehandbuches, von den mehreren Tausenden Einwohnern der Stadt Glarus, zu der auffallenden Leere der Straßen stand, gab ich zum Ergötzen meiner Frau einen scherzhaften Ausdruck durch die an die wenigen, auf den Gassen spielenden Kinder wiederholt gerichtete Frage: „Seid Ihr Einwohner?"

Nach einer schönen Fahrt auf dem Züricher See trafen wir am Mittwoch Nachmittag in Zürich ein, stiegen im „Hôtel Baur au Lac" ab und verbrachten den noch übrigen Theil dieses und den Vormittag des folgenden Tages bei dem anhaltend schönen Wetter angenehm auf Spaziergängen und Fahrten. Als wir am Donnerstag Nachmittag von einer solchen Promenade nach Hause zurückkehrten, wurde uns ein Brief unseres Neffen Freddy Oppenheim übergeben, der die Schreckensbotschaft enthielt, daß seine Schwester Mimi bereits vor einigen Tagen nach einem jäh verlaufenen Nervenfieber in Carlsbad gestorben sei, und uns meldete, daß wir seine Mutter und ihn in wenigen Stunden in Zürich zu erwarten haben würden. Von dem furchtbaren Schmerz, in den uns diese ganz unerwartete Nachricht versenkte, will ich schweigen und hier nur mit wenigen Worten aussprechen, daß der grausame Tod in Mimi Oppenheim ein Mädchen von wahrhaft seltener Anmuth des Geistes, des Gemüthes und des Wesens hinweggerafft hatte. Sie war nicht eigentlich schön; aber der wunderbare Reiz, den ihre ganze Persönlichkeit übte, erstreckte sich auch auf ihre äußere Erscheinung. Ein gütiges Geschick hatte ihr die unschätzbare Gabe einer harmonischen Ausbildung aller ihrer Kräfte und einen feinen, scharfen, für echten Humor höchst empfänglichen und von dem besten Herzen getragenen Verstand verliehen. Gerade die letzten Jahre ihres Lebens hatten sie sehr gereift und Männer wie Auerbach und der ernste Gervinus, zu denen sie in diesem Sommer in Carlsbad in nähere Beziehung getreten war, hatten ihr besondere Aufmerksamkeit zugewendet.

Sie hatte namentlich Gervinus ganz besonders gefesselt. Er pflegte sie, mit Beziehung auf die Beatrice in Shakespeare's „Viel Lärm um Nichts", Lady Beatrice zu nennen. Noch von Leipzig aus hatte er ihr, ganz kürzlich nach seiner Abreise von Carlsbad, versprochenermaßen ein Buch über Chodowiecky geschickt, über dessen Werke sie sich in der Unterhaltung mit Gervinus mehrfach Auskunft von ihm erbeten hatte.

Meine Frau und ich boten alsbald alles auf, um die Fassung wieder zu gewinnen, deren wir vor allem bedurften, um meiner armen Schwester, die wir so bald wiedersehen sollten und der natürlich jetzt alle unsere Gedanken galten, einigermaßen gefaßt entgegentreten zu können.

Das Zusammensein mit meiner Schwester konnte natürlich nur ein höchst trauriges sein. Sie verließ ihre Zimmer fast gar nicht. Wir leisteten ihr nach Kräften Gesellschaft, nahmen auch die Mahlzeiten mit ihr in ihrem Salon und ergingen uns nur bisweilen ein wenig in dem reizenden kleinen, zum „Hôtel Baur" gehörenden Gärtchen am See, in welchem mir auch mein Neffe dann und wann vorlas. Verschiedene in Zürich oder dessen Umgebung ansässige Bekannte meiner Schwester besuchten sie in diesen Tagen, so der alte Dr. Steinheim und François Wille, die sich beide schon seit längeren Jahren, der erstere in Zürich selbst, der Andere in Meilen am Züricher See niedergelassen hatten. Das Wiedersehen mit beiden Männern, das so manche angenehme Jugenderinnerungen wieder erweckte, würde mich sehr erfreut haben, wenn nicht die Umstände, welche es herbei führten, so unendlich traurige gewesen wären.

Am Sonntag den 12. August reisten wir mit Marie und Freddy nach Rigi-Kaltbad ab, welches unser nächstes Reiseziel war und wohin uns auf einige Zeit zu begleiten, wir jetzt meine Schwester vermochten. Auf dem Wege über Goldau langten wir Sonntag Nachmittag, unmittelbar vor Ausbruch eines heftigen Gewitters auf Rigi-Kaltbad an. Einer der ersten uns auf der großen Terrasse vor dem Hause begegnenden war Berthold Auerbach, mit dem kurz zuvor Marie und Mimi in Carlsbad

die angenehmsten Tage verlebt hatten und der erst vor wenigen Tagen die niederschmetternde Trauerbotschaft vernommen hatte.

Wir sahen Auerbach viel, er las uns auch einige Male bei meiner Schwester aus seinem eben erschienenen Roman „Auf der Höhe“ vor. Durch Auerbach machte ich die Bekanntschaft des Philosophen Professor Lazarus und lernte in ihm einen liebenswürdigen und interessanten Mann kennen.

Nachdem wir acht Tage auf Rigi-Kaltbad verweilt hatten, traf auch meine Schwester Elisabeth daselbst ein, die nach Empfang der Trauerkunde kurz entschlossen von England hieher zu Marie geeilt war. Sie blieb etwa acht Tage und veranlaßte meine Frau und mich dann, sie auf einer Tour nach Interlaken und dem Grindelwald-Gletscher zu begleiten, die sie mit französischen Freunden, unter anderen ihrem Londoner Arzte, Dr. de Mussy, unternehmen wollte.

Meine Frau und ich verließen Rigi-Kaltbad etwas später als Elisabeth, um uns ihr in Bern wieder anzuschließen. Wir begaben uns, um der Hitze zu entgehen, rasch entschlossen eines Abends nach Wäggis, dort übernachteten wir, machten am nächsten Morgen in aller Frühe die Rundfahrt auf dem Vierwaldstädter-See bei köstlich kühlem Wetter, landeten in Luzern, und fuhren direct mit der Eisenbahn nach Bern, wo wir unmittelbar vor einem entsetzlichen Gewitterregen im Berner Hofe eintrafen. An der Table d'hôte erneuerten wir die schon auf Rigi-Kaltbad gemachte angenehme Bekanntschaft Dr. de Mussy's. Die Bekanntschaft der übrigen, die Partie mitmachenden Franzosen, unter denen sich der bekannte Schriftsteller und Deputirte Jules Simon mit seiner Frau und seinen beiden Knaben und der mit diesem eng befreundete französische Abgeordnete Magnin befanden, machten wir am folgenden Tage auf der Weiterfahrt. Daß wir aber mit diesen Franzosen in einen irgend nähern Verkehr getreten wären, daß sie sich unserer Zugehörigkeit zu ihrer Reisegesellschaft im mindesten bewußt gezeigt hätten, kann ich nicht behaupten. Nur mit Herrn Magnin unterhielt ich mich einige Male auf kurze Zeit. Dieses ungesellige, beschränkt-nationale Benehmen, welches am krassesten hervortrat, als wir am Abend in Interlaken in einem Privatzimmer ein gemeinschaftliches Diner

einnahmen, diese standhaft festgehaltene Isolirung, an welcher damals eine etwaige Antipathie gegen die Deutschen noch durchaus keinen Theil haben konnte, kann ich nur als echt französisch bezeichnen. Mir ist weder bei Deutschen noch bei Engländern je etwas ähnliches vorgekommen.

Von Interlaken aus kehrten Elisabeth und wir nach Bern zurück, von wo wir weiter nach Ragaz fuhren. Hier erfreuten wir uns des Zusammenseins mit Mutter und Geschwistern, mit denen wir nun noch eine, unter den obwaltenden Umständen natürlich nicht heitere, aber ganz gemüthliche Zeit verlebten.

Denn Marie war nach einem etwa vierzehntägigen Aufenthalte auf Rigi-Kaltbad mit ihrem Sohne nach Ragaz gegangen, wo sie mit Mutter und meinem Bruder Sebastian nebst dessen Frau und Kindern zusammentraf und wohin auch wir und Elisabeth ihr nun folgten.

Sebastian, der, wie oben erzählt, im Herbst 1851 von Hamburg nach Amerika zurückgekehrt war, hatte sich dort in kurzer Zeit so weit wieder erholt, daß er in dem amerikanischen Geschäfte meines Schwagers Benzon jahrelang, anfänglich in Boston und dann in New-York, erfolgreich arbeiten konnte. In dieser Thätigkeit, in den durch dieselbe veranlaßten guten Verhältnissen und in einem durch zwei prächtig gedeihende Kinder verschönerten Familienleben hatte er eine Reihe glücklicher Jahre verlebt, bis sich vor etwa Jahresfrist wieder eine so große nervöse Schwäche bei ihm einstellte, daß er sich entschließen zu müssen glaubte, seine geschäftliche Thätigkeit ganz einzustellen, nach Europa zurückzukehren und hier die Wiederherstellung seiner Gesundheit zu suchen. Er war in unserer Abwesenheit mit den Seinigen in Hamburg gewesen und hatte dort im Hôtel Belvedère gewohnt, wo unsere Wilhelmine ihn mit unseren Kindern besucht hatte. Sehr ergötzt hatte ihn besonders das decidirte Wesen des noch nicht anderthalbjährigen Mariechen.

Von Hamburg war er mit den Seinigen nach Heiden gegangen, leider nachdem wir dasselbe schon verlassen hatten und war dort mit Mutter zusammen getroffen. Jetzt kamen sie auf einige Wochen nach Ragaz; den Winter gedachten sie in Baden-Baden zuzubringen.

In Ragaz versammelten wir uns täglich, zu verschiedenen Malen im Garten, Abends im Salon bei Marie, um zu plaudern oder eine gemeinsame Lektüre vorzunehmen.

Von Bekannten wüßte ich aus jener Zeit nur den Professor Pfeuffer zu nennen, den ich, wie oben erwähnt, früher in Heidelberg gekannt hatte und der nun schon seit Jahren in München wirkte. Er erfreute sich als Arzt eines ausgezeichneten Rufes. In dieser Eigenschaft war er auch von Sebastian consultirt worden, ohne ihm wesentliche Linderung seines Leidens verschaffen zu können. Uebrigens war er kein interessanter Mann, wenigstens nicht im gewöhnlichen Verkehr, wie ich mich wiederholt zu überzeugen Gelegenheit hatte. Ich fand ihn jetzt wie vor Jahren phlegmatisch und wortkarg.

Endlich war für uns die Zeit der Rückkehr nach Hamburg gekommen. Nach mehr als dreimonatlicher Abwesenheit schickten wir uns in den ersten Tagen des September an, unser Haus und unsere Kinder, von denen wir durch die treue Wilhelmine immer die besten Nachrichten erhalten hatten, wieder aufzusuchen. Besserung für meine Augen hatte ich nicht gefunden. Die schwache Hoffnung, mit der ich Hamburg vor einigen Monaten verlassen, hatte ich bald wieder völlig verloren; so sehr, daß ich schon von St. Moriz aus meinem Schwager Dr. Leo nach Hamburg geschrieben hatte, ich sei, in der Ueberzeugung daß ich eine Wiederherstellung meiner Augen nicht mehr zu hoffen habe, fest entschlossen, nach meiner Rückkehr mein Entlassungsgesuch bei der Commerzdeputation einzureichen.

Am 8. September trafen wir wieder in Hamburg ein. Wie immer fand ich mich auch dieses Mal rasch in den plötzlichen Wechsel von gründlichstem Müssiggang zu geregelter Thätigkeit. Ich nahm alsbald meine Beschäftigungen in gewohnter Weise wieder auf, nur mit dem Unterschiede, daß meine Frau sich von nun an so einzurichten wußte, daß sie den Vormittag mit mir arbeitete, eine für sie in mancher Beziehung lästige, aber doch vielfach belohnende und für mich willkommene Einrichtung, die sie bis auf den heutigen Tag beibehalten hat.

Mein bisheriger Vorleser, der Schleswiger Rahe, der Nachfolger Franz Bülau's, hatte während meiner Abwesenheit

die Redaction einer Schleswiger Zeitung übernommen, und so mußte ich mit einem neuen Vorleser arbeiten. Gefunden war derselbe rasch. Auf Professor Aegidi's Empfehlung engagirte ich einen Herrn von Weber, der sich aber der Empfehlung nicht sehr würdig zeigte und mich oft in der störendsten Weise sitzen ließ.

Geistige Anregung boten mir, außer meiner wissenschaftlichen und belletristischen Lektüre, verschiedene Vorlesungen. Schon im vorigen Winter hatten wir, wie ich hier noch nachträglich bemerken will, einige interessante Vorlesungen von Professor Wiebel über „Göthe's Verhältniß zur Geologie unserer Zeit" gehört. In diesem Winter besuchte ich zwei Cyklen von Vorlesungen über Gegenstände, die meinem Interesse noch näher lagen. Der für die musikalischen Kritiken des Hamburgischen Correspondenten gewonnene Arry v. Dommer las im großen Hörsaal des Gymnasiums über Geschichte der Musik. Ein wie ausgezeichneter Musikgelehrter Herr v. Dommer ist und namentlich wie vortreffliche musikalische Kritiken er jahrelang im Hamburgischen Correspondenten veröffentlichte, ist männiglich bekannt. Seine Vorlesungen waren aber nicht sehr geeignet, das Publikum zu fesseln. Das gesprochene Wort war nicht seine Stärke; er las seine vorher vortrefflich ausgearbeiteten Vorlesungen in ziemlich trockenem Ton ab.

Ein viel besserer Redner war der damalige Hauptpastor an der St. Jacobi-Kirche, Dr. Gustav Baur, welcher seine fesselnden Vorlesungen über das Buch Hiob, Dante und Faust in der Aula des Johanneum vor einem zahlreichen Publikum hielt. Ganz im Gegensatz zu Herrn v. Dommer sprach Pastor Baur völlig frei und belebte seine geistreichen und belehrenden Vorträge häufig durch die musterhafte Recitation von Dichterstellen. Diese Vorträge, die in scharfsinniger Weise die Verwandtschaft des Ideengehaltes der drei genannten Dichterwerke entwickelten und den Aufbau derselben aus rein ästhetischen Gesichtspunkten darlegten, waren im ganzen vortrefflich. Nur einmal ließ sich der Redner verleiten, der von ihm übernommenen ästhetischen Aufgabe uneingedenk, seinen kirchlich orthodoxen Standpunkt ganz am unrechten Orte zur Geltung zu bringen. Am Schlusse seiner Vorlesungen über Dante's Göttliche Komödie sagte er, dieselbe

sei wohl das größte menschliche Dichterwerk, „denn" fügte er einschränkend hinzu, „das Buch Hiob ist keine menschliche Schöpfung."

Mehr als Curiosum denn als bedeutende geistige Anregung will ich noch einige Vorlesungen von Bogumil Golz hier erwähnen. Der seinerzeit bekannte und viel gelesene, von dem heutigen Geschlechte wohl schon größtentheils vergessene Humorist hatte sich, wie er in der Unterhaltung ganz offen zugestand, aus pekuniären Gründen entschlossen, seine krause Weisheit auch in mündlichen Vorträgen an den Mann zu bringen, bereiste zu diesem Zwecke in diesem Herbst verschiedene Städte und beehrte auch Hamburg mit seinem Besuche. Was ich von ihm gelesen, hatte mir den Eindruck ziemlich confuser Anschauungen gemacht. Diesen Eindruck zu modifiziren waren die Vorlesungen wenig — die persönliche Bekanntschaft des Herrn Golz noch weniger geeignet. In den ersteren erging er sich, wie in seinen Schriften, ungebunden und ungezwungen über alles und jedes in derben Ausdrücken, die nur gelegentlich durch weichere und elegischere Stellen gemildert wurden. Wir hörten drei Vorlesungen von ihm, zwei öffentliche: „Das deutsche Volk und sein Humor" und „Die Kindheit des Menschen" und eine im Athenäum für die Mitglieder der Lesegesellschaft gehaltene über Shakespeare. Als er sich in dieser anschickte, die Schönheiten des „König Lear" zu entwickeln und die vielleicht bestreitbare aber gewiß nicht ganz zu verwerfende Ansicht vertrat, daß der Charakter des Lear in der Eingangsscene nicht so gezeichnet sei, daß er die volle Theilnahme des Zuschauers für sein Schicksal erwecken könne, bemerkte er, wie ich zur Charakteristik seiner Vortragsweise hier anführe: „Sehen Sie, meine Herren und Damen, der Lear ist ja ein Biest. . . . . ."

Die persönliche Bekanntschaft des Herrn Golz machten wir eines Abends durch die Vermittlung meines Vorlesers, Herrn von Weber, der mit Golz von früherher befreundet war und mich gebeten hatte, ihn uns zuführen zu dürfen. Wir waren im kleinsten Kreise und hofften auf einen recht genußreichen Abend. Damit war es aber nicht weit her. Herr Bogumil Golz war ziemlich wortkarg und das Abendbrot, auf das er sich gespitzt

zu haben schien, wenig geeignet, seine verdrossene Stimmung zu verbessern. Ehe man zu Tische ging, hatte er sich ausführlich und emphatisch darüber ausgesprochen, wie elend das aus Butterbröten und Thee bestehende Abendbrot sei, mit welchem man in Berlin abgespeist zu werden pflege und wie ganz anders doch die Ernährung in dem reichen Hamburg sei. Zu seiner bittern Enttäuschung sollte er genau das oben beschriebene Abendbrot auch bei uns finden.

Zu einer für mich ganz neuen wissenschaftlichen Beschäftigung fand ich kurz nach meiner Rückkehr Veranlassung durch die Aufforderung der Herren Dr. Schleiden und Zacharias als Vorstandsmitgliedern des Vereins für die Fortbildung junger Kaufleute, für diese jungen Leute eine Reihe von Vorlesungen über ein von mir selbst näher zu bestimmendes handelsgeschichtliches oder volkswirthschaftliches Thema zu halten.

Ganz abgesehen von der Scheu, die ich immer vor dem Beginn neuer Arbeiten empfinde, hatte ich in diesem Falle gewiß begründete Bedenken, auf den Vorschlag einzugehen. Mein Vorgänger, Dr. Adolf Wagner, war ein ausgezeichneter Fachmann gewesen, während ich mich doch auf dem Gebiete der Handelsgeschichte und Volkswirthschaft nur als Laien betrachten durfte. Dazu kam, daß ich nicht nur im mündlich-wissenschaftlichen Vortrage und insbesondere im Lehrfache ganz ungeübt war, ich sollte auch das Halten solcher Vorträge in einem Momente übernehmen, wo mir mein Augenleiden jede Unterstützung meines Gedächtnisses durch schriftliche Aufzeichnungen, wie sie gerade die von mir zu behandelnden Themata so dringend wünschenswerth erscheinen ließen, unmöglich machte. Nach reiflicher Ueberlegung aber überwog bei mir der Wunsch, mich auf einem neuen Gebiete geistiger Thätigkeit zu versuchen, alle Bedenken; ich nahm den mir gewordenen Antrag an, wählte zu meinem Thema die „Geschichte des Zollvereins" und machte mich alsbald an die Arbeit, bei welcher mir, unter vielen einschlägigen Schriften, Aegidi's Monographie „Aus der Vorzeit des Zollvereins" und eine vortreffliche Abhandlung von Fischer „Ueber die Geschichte des Zollvereins" in Hildebrandt's Jahrbuch für Volkswirthschaft von besonderm Nutzen waren.

Ich beschäftigte mich nun täglich mit den Vorarbeiten zu meinen Vorlesungen, arbeitete sie sorgfältig aus, ging ans Memoriren und war schon am 24. October im Stande, meine erste Vorlesung, im großen Hörsaale des Gymnasiums, zu halten

Die durch mein Leiden bedingte rein mechanische Art des Memorirens verhinderte mich übrigens keineswegs, gelegentlich, unter Festhaltung des Fadens meines Vortrages, über einen Punkt, der mir gerade interessant schien, ohne daß ich ihn in meinem Manuskripte näher behandelt hätte, längere Zeit ganz frei zu sprechen. Im ganzen war mir mein Gedächtniß treu und ließ mich auch in den schwierigsten Momenten, wo es sich um Zahlenreihen, Maß- und Gewichtsangaben oder schwierige Eigennamen handelte, nicht im Stich. Nur ein paar Mal begegnete es mir, daß ich mich bis zum letzten Augenblicke auf das zu nennende Wort, sei es ein Eigenname, eine Zahl oder was sonst, nicht besinnen konnte; im entscheidenden Augenblicke kam es mir aber dann jedes Mal auf die Lippen.

Zu meiner ersten Vorlesung, deren Einleitung ich verschiedene Male umgearbeitet hatte, fanden sich etwa fünfzig Zuhörer ein, und die Herren Dr. Schleiden und Zacharias, die sich unter denselben befanden, erklärten sich nach dem Schluß der Vorlesung gegen mich sehr befriedigt. Von den Zuhörern, unter denen sich manche wohl nur aus Neugierde zu der ersten Vorlesung eingefunden hatten, fiel eine größere Anzahl bald ab. Ein kleiner fester Kreis von Zuhörern aber, unter ihnen mein Freund und Vetter, Herr Emil Seligman, blieb mir treu bis zum Schluß der Vorlesungen, deren ich in diesem Winter sechs hielt.

Die Erinnerung an die am Schlusse meiner Vorlesungen ausgesprochene Ueberzeugung, daß Deutschland nur unter der Führung Preußen's zu wirthschaftlicher und politischer Einigung gelangen könne, gewährte mir nach Beendigung des preußisch-österreichischen Krieges mit seinen glänzenden Erfolgen für Preußen und der Bildung des Norddeutschen Bundes eine nicht geringe Genugthuung.

Neben diesen Vorträgen beschäftigten mich noch eine Reihe kleinerer literarischer Arbeiten, wie Besprechungen neuerschienener

wissenschaftlicher und belletristischer Werke, die im Hamburgischen Correspondenten erschienen.

Am 14. September nahm ich bei der Commerzdeputation meine definitive Entlassung, welche mir unter freundlichen Ausdrücken lebhaften Bedauerns gewährt wurde.

Im Frühjahr schrieb mir mein Bruder Friedrich, daß er von der mit ihm befreundeten berühmten englischen Schriftstellerin George Eliot, das Uebersetzungsrecht an ihrem eben erschienenen neuesten Roman „Felix Holt“ für dreißig Pfund Sterling erworben habe und mir dasselbe hiemit zum Geschenk mache. Diese brüderliche Liberalität bahnte mir den Weg zu meiner langjährigen Uebersetzungsthätigkeit. Ich machte mich sofort an die Arbeit und brachte die Uebersetzung zu Ende, ohne freilich für's erste Aussicht auf einen Verleger zu haben.

Unser geselliges Leben erlitt in diesem Winter insofern eine Veränderung, als sich meine Schwester Marie, nach kurzem Aufenthalte in Hamburg, nach Rom begeben hatte, wo sie bis zum Frühjahr mit ihrem Sohne verblieb. Gleichwohl fehlte es uns nicht an geselligen Zerstreuungen.

Das Lesen in vertheilten Rollen war in diesem Winter sehr im Schwange. Bei unseren Freunden Zacharias wurde Goethe's „Faust“, bei uns „Goethe's Iphigenie“ gelesen, wo Frau Clara Seligman die Iphigenie und Dr. Ferdinand Wibel den Orest sehr schön vortrugen. Bei Leo's, die inzwischen ganz in unserer Nähe ein Haus im Böhmerweg bezogen hatten, folgte dann Lessing's „Nathan der Weise.“

Auch bei unserm alten Onkel Ferdinand, der jetzt ein Haus in der Neuen Rabenstraße bewohnte, und bei welchem die Familie sich jeden Donnerstag zum Mittagessen zu versammeln pflegte, wurde Abends — wohl hauptsächlich aus Rücksicht auf mich, der ich keine Karten spielte — meistens etwas Lektüre vorgenommen; wo es dann freilich nicht ganz leicht war, etwas für alle dort vertretenen Alter und Geschmacksrichtungen gleich Passendes zu finden. Am günstigsten traf es sich, wenn die Wahl auf eine angenehme leichte Lektüre, wie die Novelle „Fürst und Cavalier“ von Dingelstedt fiel, welche die alte Tante Löwenthal, Onkel Ferdinand und seine langjährige Gesellschafterin, Fräulein Iwen,

amüsirte, und auch meinen Schwager und mich, sowie unsere Frauen ganz gut unterhielt. Aber an solcher genießbaren neuen und leichten deutschen Lektüre fehlte es doch sehr und wir sahen uns oft auf ernstere Bücher angewiesen, deren Lektüre weniger ansprach. Geradezu Fiasco wurde mit dem Versuch gemacht „Die Aegyptische Königstochter" von Ebers vorzulesen. Ich bin durchaus kein Freund der Ebers'schen Romane; aber für dieses Fiasco an unseren Donnerstag-Abenden den Verfasser verantwortlich zu machen, wäre ungerecht. Die jungen Frauen kamen bei der Lektüre ins Lachen und, wie es zu gehen pflegt, nicht wieder heraus — und was das heißen will, weiß jeder, der den Ausbruch eines solchen ansteckenden Lachfiebers beim Vorlesen jemals erlebt hat. Nicht viel, wenn auch etwas besser ging es mit „Schleiermacher's Leben in Briefen" von Dilthey, aus welchem an fünf oder sechs Abenden vorgelesen wurde. Ob nicht verschiedene Zuhörer und Zuhörerinnen bei der Lektüre einen verlängerten Nachmittagsschlaf hielten, will ich dahin gestellt sein lassen.

Eine hübsche Aufführung fand im März bei Frau Adele Lippert in ihrem schönen Hause an der Esplanade statt. Nach dem kleinen Lustspiel „Recept gegen Schwiegermütter" wurde die reizende alte Oper „Cendrillon" von Isouard unter Leitung des Herrn Otten sehr gut gesungen und gespielt.

Auch bei anderen Freunden gab es öfter kleine musikalische Aufführungen, namentlich Quartettmusik; so verschiedene Male bei meiner Cousine Frau Emilie Jaques, auch gelegentlich bei ihrem Sohne Ernst, einem guten Liebhaber auf dem Cello, und bei Herrn Pius Warburg in Altona, bei dem wir wiederholt hübsche musikalische Abende erlebten. An einem solchen Abend führte er uns ein von meinem Freunde Wichmann componirtes, recht hübsches Streichquartett vor und spielte selbst die Cellopartie.

Auch öffentliche Quartettabende und Konzerte besuchten wir viel, ich erinnere mich namentlich mit Vergnügen einer Aufführung der „missa solennis" von Beethoven, bei welcher meine Frau im Chor mitsang. Sie gehörte viele Jahre lang der ehemals Grund'schen, jetzt unter der Leitung von Julius Stockhausen

stehenden Singakademie an, deren Uebungen sie regelmäßig Montag Abends besuchte.

Auch die, ebenfalls unter der Leitung von Julius Stockhausen stehenden Philharmonischen Konzerte, die bisweilen durch seinen herrlichen Gesang verschönert wurden, besuchten wir in diesem Winter.

Unter seiner Leitung gestaltete sich auch die dreitägige Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Singakademie zu einer sehr genußreichen. Stockhausen ließ sich als tapferer Künstler durch den drohenden Krieg im seinen Vorbereitungen zu diesem Musikfeste nicht irre machen, ermahnte auch in einer Probe die versammelten Sänger und Spieler, treu auszuharren, und brachte es, zu seiner eigenen, wie aller Mitwirkenden und Zuhörer großen Genugthuung dahin, daß am 29. Mai und den folgenden Tagen die schönsten musikalischen Genüsse geboten wurden. Bei der ersten Aufführung, der des „Messias" in der großen St. Michaeliskirche, wirkte Stockhausen als Sänger mit; neben ihm aber, als die größte Zierde des ganzen Musikfestes, Frau Jenny Lind-Goldschmidt, die ganz herrlich sang. Ihr Gesang in der am zweiten Tage des Musikfestes gegebenen „Cäcilienode" von Händel und namentlich am dritten Tage ihr wunderbarer Vortrag einer Arie aus „Il re pastore" von Mozart mit, von Joachim meisterhaft gespielter obligater Violine werden mir stets unvergeßlich bleiben.

Bald genug aber sollte es sich zeigen, daß dieses Musikfest in der That noch eben vor Thorschluß stattgefunden hatte. Bereits am 11. Juni rückten die Preußen in Holstein ein und damit war der schon lange drohende Krieg zwischen Oesterreich und Preußen zum Ausbruch gekommen und absorbirte jedes andere Interesse.

Am 16. Juni besetzten die Preußen Hannover, wenige Tage darauf fand die Schlacht bei Langensalza statt; aller Augen aber waren nach Böhmen gerichtet, wo bald darauf, am 3. Juli, die denkwürdige Schlacht bei Königgrätz geschlagen wurde. Wie überall in Deutschland herrschte während dieser ganzen Zeit auch in Hamburg große Aufregung. Die Interessen waren hier getheilt; eine bedeutende Partei stand auf Seiten Oesterreichs, das

sich namentlich durch seine im Jahre 1857 bei der Handelskrisis so bereitwillig geleistete Hülfe hier große Sympathien erworben hatte; auch der Senat war allem Anscheine nach, bei seiner Entschließung über die von Preußen an Hamburg gerichtete Aufforderung, ihm beizutreten, sehr schwankend. Der ausschlaggebenden Entscheidung der Bürgerschaft sah man theils mit Hoffnung, theils mit Besorgniß entgegen. Für wie zweifelhaft die preußische Regierung selbst die Entscheidung Hamburgs hielt, geht aus der von dem damaligen preußischen Gesandten in Hamburg, Herrn von Richthofen, in seinen vor einigen Jahren erschienenen Memoiren selbst erzählten Thatsache hervor, daß er nicht nur mehrere Mitglieder des Senates, sondern auch eine Anzahl von, den verschiedensten Parteien angehörigen, angesehenen Bürgerschaftsmitgliedern, wie unter andern den damaligen Führer der Linken, Herrn Halben, persönlich aufsuchte und sie beschwor, ihren ganzen Einfluß zu Gunsten eines Anschlusses an Preußen geltend zu machen, da sonst die Selbständigkeit Hamburgs auf's ernsteste gefährdet sein würde. Zu meiner und meiner Gesinnungsgenossen großen Freude und, wie der Erfolg bald genug zeigen sollte, zu Hamburgs Glück, entschied sich die Bürgerschaft zu Gunsten Preußens.

Mit der Schlacht bei Königgrätz war der Krieg thatsächlich beendigt, und man durfte auf einen baldigen definitiven Frieden hoffen.

Nunmehr stand unserer uns von Dr. Cohen verordneten Sommerreise nach Rigi-Kaltbad kein wesentliches Hinderniß mehr im Wege, und wir reisten am 25. Juli getrosten Muthes ab.

Man hatte uns gesagt, daß wir, da noch für eine Reihe von Wochen formell der Kriegszustand in Deutschland fortbestand, am sichersten fahren würden, wenn wir uns zunächst nach Cöln und von da aus auf dem linken Rheinufer weiter durch das Großherzogthum Baden in die Schweiz begäben. Demgemäß gingen wir zunächst nach Cöln und zwar aus Sparsamkeit mit einem Morgenzuge dritter Klasse. Dabei befanden wir uns sehr wohl; denn unser Reisegefährte war ein gebildeter Architekt aus Königsberg, der sich freundlich erbot, meine Frau am nächsten Morgen im Cölner Dom umherzuführen, und der sich in der That

als ein angenehmer und lehrreicher Führer bewies. Von Cöln fuhren wir mit der links-rheinischen Eisenbahn nach Bingen, wo uns unglaublicherweise der Bahnhofsinspektor nicht zu sagen wußte, ob wir von dem ganz nahe gelegenen Bingerbrück aus weiter in die bayrische Pfalz würden reisen können. Wir versuchten es also auf gut Glück, und es gelang. Wir konnten von Bingerbrück aus mit der Eisenbahn nach Neuenkirchen in der bayrischen Pfalz fahren, wo wir übernachteten. Tags darauf ging es über die Rheinbrücke bei Maxau nach Carlsruhe, dann weiter nach Basel, und von hier auf dem gewöhnlichen Wege an den Züricher See. Hier wollten wir meinen Bruder Sebastian, der mit Frau und Kindern in einem reizend am See gelegenen Häuschen bei einem alten Fräulein Ullrich den Sommer zubrachte, mit unserm Besuch überraschen.

Wir verbrachten mit ihnen einige angenehme Tage, darunter einen in der Gesellschaft des ganz in der Nähe auf seinem Gütchen Meilen wohnenden François Wille und seiner Frau, Eliza, geborene Sloman und begaben uns von da auf dem kürzesten Wege nach Rigi-Kaltbad. Hier trafen wir bei sehr schlechtem Wetter ein, das uns fast während der ganzen Dauer unseres Aufenthaltes eine nichts weniger als wünschenswerthe Treue bewahrte. Gleichwohl ließen wir uns, so wenig wie die übrige, zum großen Theil aus angenehmen Elementen bestehende, Gesellschaft dadurch die Stimmung verderben; vielmehr schienen alle Kurgäste das schlechte Wetter als einen Sporn anzusehen, desto fester zusammenzuhalten und durch gemeinschaftliche Unterhaltung aller Art der Ungunst des Himmels zu trotzen. Gleich nach unserer Ankunft machten wir den eigentlich einzigen auf Rigi-Kaltbad vorhandenen kleinern ebenen Spaziergang nach dem „Känzli" genannten Punkte, wo man von einem kleinen offenen Tempel aus einen schönen Blick auf den Zuger See hat. Auf dem Rückwege wurden wir plötzlich in einen so dichten Abendnebel gehüllt, daß meine sonst so beherzte Frau nicht mit Unrecht von dem abschüssigen Wege Gefahr für mich fürchtete und sehr ängstlich wurde. Ich lachte sie aber aus, und wir gelangten auch ungefährdet wieder nach Hause.

Zu unserer ersten Anknüpfung von angenehmen Bezieh-

ungen in der Gesellschaft bot sich uns Gelegenheit, als wir am nächsten Vormittage in eines der Gesellschaftszimmer traten und dort einen am Klavier sitzenden jungen Mann von künstlerischem Aeußern, dem ein neben ihm sitzender Herr aufmerksam zuhörte, verschiedene Compositionen von Chopin, Schumann, Brahms sehr schön spielen hörten. Gleich beim ersten Hören frappirten uns der wunderbar weiche reizende Anschlag und der seelenvolle Vortrag. Wir befreundeten uns bald mit dem jungen Manne, Herrn Friedrich Grabau, einem Studiosus, ich glaube der Philologie, welcher hier Heilung von einem nervösen Leiden suchte.

Der neben ihm sitzende, seinem Spiele andächtig zuhörende Herr aber war der später als französischer Minister so berühmt und berüchtigt gewordene Emile Ollivier. Damals war er nichts weiter als ein gut berufener Advokat, der sich aber bereits als Mitglied der kleinen parlamentarischen Opposition unter Napoleon III. hervorgethan hatte. Aus seinem Privatleben war mir bekannt, daß er ein Schwiegersohn Liszt's und ein Schwager Hans von Bülow's sei. Persönlich war Ollivier ein ganz angenehmer Mann, recht belesen, von den feinsten Formen und durchaus freundlich und bequem im Umgang. Seine politischen Ansichten entwickelte er bisweilen unumwunden, nicht ohne einen gewissen Anflug von schauspielerischer Effecthascherei und Großsprecherei, den ich aber damals großentheils auf Rechnung seiner französischen Nationalität setzte. Mit Behagen erzählte er einmal einem größern Kreise von Zuhörern, wie er im Jahre 1848 in Marseille, ich glaube als Präfekt, einem wüthenden Volkshaufen Stand gehalten und denselben durch sein energisches unerschrockenes Auftreten in Schranken gehalten habe. Ein anderes Mal schloß er eine Erzählung über seine bisherige politische Laufbahn, in welcher natürlich die ihm vom Kaiser Napoleon bereits mehrfach gemachten Anerbietungen, ein Ministerportefeuille zu übernehmen, die er aber alle abgelehnt habe, eine große Rolle spielten, mit der den Zuhörern im Fortgehen zugeschleuderten hochtönenden Phrase: „Il y a quelque chose de plus grand que d'être ministre, c'est de ne l'être pas!“ Mir speziell entwickelte er einmal seine politischen Ansichten, namentlich in Bezug auf die auswärtige Politik in so

eingehender Weise, daß ich es der Mühe werth fand, meiner Frau gleich nachher seine Mittheilungen aus dem Gedächtniß zu diktiren, eine Aufzeichnung, die ich noch heute bewahre und die noch jetzt oder vielmehr gerade jetzt eines gewissen retrospektiven Interesses nicht entbehrt. Im ganzen trat sowohl bei Emile Ollivier als bei den übrigen auf Rigi-Kaltbad anwesenden, sehr verschiedenen Berufskreisen angehörenden Franzosen, einem jungen Herrn Fould von der bekannten Bankierfamilie, einem legitimistischen Marquis du Mousset und einem feinen kleinen, der französischen Gesandtschaft in Italien angehörenden Viscomte Digeon, schon sehr entschieden die später für Frankreich so verhängnißvoll gewordene Ansicht hervor, daß die Franzosen als Ersatz für die von Norddeutschland durch die Schlacht bei Sadowa erzielte Einheit, einen unbedingten Anspruch auf Gebietsentschädigung hätten. Ebenso entschieden aber machte sich auf Seiten der anwesenden Deutschen eine, durch die neuesten Ereignisse hervorgerufene, selbstbewußte patriotische Begeisterung und, insbesondere den französischen Ansprüchen gegenüber, eine abwehrende und ablehnende Haltung geltend. Die patriotische Begeisterung der Deutschen trat namentlich eines Morgens hervor, als ein Kurgast, der in Oesterreich angestellte Eisenbahndirektor Dr. Grimm, einem auf dem Känzli versammelten Kreise von Damen und Herren die eben erschienene Broschüre Heinrich von Treitschke's über die Annexion des Königreiches Sachsen an Preußen vorlas. Diese Vorlesung wurde von den Zuhörern in athemloser, andächtiger Stille angehört und nur durch einzelne Ausrufe enthusiastischer Zustimmung unterbrochen. Einer der begeistertsten Patrioten war ein mit Grabau eng befreundeter Studiosus der Theologie, Wieneken, der, wie er eines Sonntag Morgens bei einem improvisirten protestantischen Gottesdienst durch seine übrigens recht mäßige Predigt bekundete, einen streng kirchlichen Standpunkt einnahm, dabei aber bequem und leichtlebig war. Er trug nicht nur zur Erbauung, sondern auch nach Kräften zur Unterhaltung der Gesellschaft bei, der er einige Male aus Fritz Reuter's plattdeutschen Schriften, so: „De Reis' na Belligen" vortrefflich vorlas.

An den gemeinschaftlichen Spaziergängen und an den Spielen,

so weit zu letzteren nicht die Kenntniß der deutschen Sprache unerläßlich war, nahmen auch die Franzosen regelmäßig Theil, wie sie sich denn, des politischen Gegensatzes unerachtet, auf Rigi-Kaltbad als durchaus gute Kameraden erwiesen. Namentlich der in seiner Erscheinung und seinem Auftreten etwas wunderlich altväterische legitimistische Marquis du Mousset war überall dabei, bei Lauf- und Kriegenspielen und selbst bei deutschen jeux d'esprit, obgleich er kein Wort deutsch verstand, und ließ sich stets gutmüthig necken, wozu denn freilich die scherzhaften Spiele, wie 1, 2, 3, 4, 5, 6, brrr! und ähnliche, reichliche Gelegenheit boten. Alle vier französische Herren waren mit von der Partie, als eines Morgens der größere Theil der Gesellschaft einen gemeinschaftlichen Spaziergang nach Rigi-Scheideck unternahm. Ich ging auf dem Hin- und Rückwege zwischen Emile Ollivier, der mich liebenswürdiger Weise und zwar sehr gut führte und Herrn Fould, und unterhielt mich vortrefflich mit beiden Herren. Herr Fould war maître de requête im Staatsrath und machte mir interessante Mittheilungen sowohl über die französische Verwaltung als über einen in Paris bestehenden volkswirthschaftlichen Verein, dem er angehörte.

Auf Rigi-Scheideck angelangt, setzte sich die Gesellschaft zu Tisch, um ein gutes Diner einzunehmen, bei welchem eine angeregte Stimmung herrschte. Auch an einigen recht hübschen Toasten fehlte es nicht. Herr Burkardt, ein Bankpräsident aus Basel, der zu den rührigsten Mitgliedern der Gesellschaft gehörte, brachte in gutem Französisch einen Toast auf Emile Ollivier aus, den dieser mit einigen geschickten Dankesworten erwiderte.

Unter den Gästen befand sich auch Herr Rieter-Biedermann, Musikverleger aus Winterthur, bekannt namentlich durch den Verlag vieler Brahms'scher Kompositionen, ein ganz gemüthlicher, wanderlustiger, etwas wunderlicher alter Herr, der nur gesprächig wurde, wenn die Rede auf Johannes Brahms kam, welchen er wie einen Messias der Musik schwärmerisch verehrte, der aber im übrigen am liebsten mit dem Alpstock in der Hand allein auf die Berge wanderte.

Der eigentliche boute-en-train der Gesellschaft aber war der bereits oben erwähnte Dr. Grimm. Alles was unternommen

wurde, ging hauptsächlich von ihm aus, oder gewann doch erst unter seiner Führung rechtes Leben. Er leitete insbesondere auch einen Chor von Kurgästen, der, im Hause wie im Freien, namentlich auf dem Känzli häufig Volkslieder vierstimmig sehr hübsch vortrug, arrangirte Spaziergänge, gesellige Spiele und regte gegen Ende unseres Aufenthaltes einen Dichterwettkampf an, aus welchem Frau Siordet, geb. Lutterroth aus Hamburg als Siegerin hervorging.

Mit einem kleinern Theil der Gesellschaft, zwei jungen Hamburgerinnen, den Fräulein Steinthal, einer ältern Frau Petersen aus Kiel und meiner Frau, unternahm Dr. Grimm einmal eine vom schönsten Wetter begünstigte, höchst genußreiche mehrtägige Reise nach dem Rhônegletscher.

Daß es in einer solchen Kurgesellschaft nicht an kleinen Liebes-Händeln fehlte, versteht sich von selbst. So wandte Emile Ollivier einer jungen Berlinerin Fräulein Herrmann, viel Aufmerksamkeit zu. Es war die hübsche, namentlich durch prachtvolles rothblondes Haar ausgezeichnete Tochter des als Besitzer einer schönen Gemäldegallerie bekannten Bankier Magnus Herrmann aus Berlin, die jetzige Frau des Malers Haertel in Berlin.

Ernster als dieses Verhältniß, war ein anderes, in welchem sich die entschiedene Neigung von Friedrich Grabau zu Fräulein Lizzy Steinthal kundgab. Dieses Verhältniß führte, freilich erst nach Jahren, zu einer glücklichen Ehe, die der Tod seitdem leider schon wieder gelöst hat. Grabau widmete sich in der Folge ganz der Musik, war Jahrelang ein angesehenes Mitglied des Lehrercollegiums der königlichen Hochschule für Musik in Berlin mit dem Titel „Professor“ und wurde vor mehreren Jahren durch eine schwere Krankheit seinem Wirkungskreise allzufrüh entrissen.

Von seinem schönen Spiel, wie es uns damals zum öftern erfreute, habe ich schon gesprochen; ich bemerke nur noch, daß wir schon zu jener Zeit auf Rigi-Kaltbad durch ihn und ein schweizerisches Fräulein Köller die von beiden vortrefflich vorgetragenen vierhändigen Ungarischen Tänze und Liebeswalzer von Johannes Brahms kennen lernten.

Unsere Abreise nach Hamburg, die ohnehin nach Ablauf

unserer vierwöchentlichen Kurzeit wohl in den allernächsten Tagen erfolgt sein würde, wurde noch beschleunigt durch die uns aus Hamburg gemeldete Nachricht, daß mein Bruder Heinrich dort zum Besuche eingetroffen sei und daß wir mit der Rückkehr nicht zu lange mehr säumen dürften, wenn wir ihn noch antreffen wollten.

Unser Rückweg führte uns über Oos, wir machten einen Abstecher nach Baden-Baden, wo der Maler Carl Müller aus Paris, der mit seiner Frau längere Zeit auf dem Rigi mit uns zusammen gewesen war, jetzt weilte. So konnte meine Frau ihr Versprechen erfüllen, ihm auf der Rückreise ein gedrucktes Exemplar der zu dem Dichterwettkampf eingelieferten Gedichte zu bringen. Müller's hatten diesen Wettkampf noch planen gehört, waren aber am Tage vor seiner Ausführung abzureisen genöthigt gewesen und nun begierig, etwas näheres über das Ergebniß zu hören. Meine Frau wurde übrigens für ihre Aufmerksamkeit reichlich belohnt; Müller verehrte ihr ein den „Pilatus" darstellendes hübsches Aquarell.

In dem erst seit ganz kurzem von Preußen annektirten Frankfurt angelangt, wollten wir im Westend-Hotel Wohnung nehmen, hatten aber bereits unterweges erfahren, daß der König von Preußen auf seiner Durchreise nach Berlin dort absteigen und diniren werde. Ich ging auf den, auf der obersten Stufe der großen Freitreppe vor seinem Hotel stehenden und seines königlichen Gastes harrenden Wirth, in Erwartung, daß er mich kaum anhören werde, mit den Worten zu: „Herr Wirth, Sie haben wohl für gewöhnliche Sterbliche kein Ohr." „Ei, warum denn nicht?" erwiderte er mir freundlich „Wenn Sie nur einstweilen mit einem Dachstübchen fürlieb nehmen wollen, sobald der König, gleich nach Tisch, wieder fortgereist sein wird, kann ich Ihnen für diese Nacht ein sehr gutes Zimmer geben." Gesagt, gethan; wir gingen einstweilen in das uns angewiesene, allerdings entsetzlich heiße Dachstübchen, säuberten uns ein wenig und stiegen bald wieder hinunter, um der Ankunft des Königs beizuwohnen, der auch sogleich eintraf. Rasch entstieg der hohe Herr in Civilkleidung dem Wagen, blieb eine kurze Weile vor dem Hotel stehen und winkte einige Offiziere mit dem Zeigefinger

heran, während zwei schwarz gekleidete Lakaien seinen Koffer ins Hotel trugen, und folgte ihnen bald darauf eilenden Schrittes. Wir aßen nun im Restaurations-Zimmer zu ebener Erde zu Mittag und tranken vor dem Hotel unsern Kaffee, um nach Verlauf von etwa einer Stunde Zeugen der Wiederabreise des Königs zu sein. Wir hörten, wie ein Kammerherr dem Wirthe die Zufriedenheit des Königs mit dem Diner bezeugte und u. A. sagte: „Seine Majestät haben die Suppe ganz ausgezeichnet gefunden.“ Bald darauf erschien der König, dieses Mal in Uniform, von Offizieren umgeben, um den kleinen Weg nach dem Bahnhof der Main-Weser-Bahn zu Fuß zurückzulegen.

Nun erhielten wir auch alsbald das uns versprochene Zimmer für die Nacht angewiesen und zwar ein schönes elegantes im ersten Stock gelegenes; das Zimmer, in welchem der König von Preußen seine Toilette gemacht hatte, deren Spuren noch rasch beseitigt werden mußten, wurde unser Schlafzimmer.

Tags darauf reisten wir ohne Aufenthalt nach Hamburg zurück, wo wir am 1. September Abends um 11½ Uhr eintrafen. Unsere Kinder erwachten und wir waren glücklich, sie fast ganz gesund wieder zu finden, ich sage fast; denn Mariechen hatte einen leichten Ansatz von Halskrankheit gehabt, war aber schon ganz wieder auf dem Wege der Besserung.

Die ersten Tage nach unserer Rückkehr brachten wir im regsten, angenehmsten Verkehr mit Heinrich zu, der bis zum 5. September blieb. Dann fing meine Thätigkeit in altgewohnter Weise wieder an. Die Ausarbeitung einer Reihe von Vorlesungen, die ich auch in diesem Winter zu halten von Dr. Heinrich Schleiden aufgefordert war, und zu deren Gegenstande ich die „Geschichte der Hansa“ gewählt hatte, beschäftigte mich den ganzen Winter hindurch; die erste Vorlesung fand am 16. October vor einem Auditorium von etwa vierzig Zuhörern statt, das aber auch in diesem, wie im vorigen Winter, später beträchtlich zusammenschmolz. Auf den Wunsch meiner Zuhörer, den sie mir durch zwei an mich abgesandte junge Kaufleute hatten mittheilen lassen, schlossen sich bald an diese Vorträge Discussionsabende, an denen in zwangloser Weise unter meiner Leitung über verschiedene volkswirthschaftliche Gegenstände: Zettelbanken, Fabrik-

wesen und ähnliches, von den jungen Leuten debattirt wurde. Einer meiner Zuhörer, der besonders lebhaften Antheil an diesen Debatten nahm, war der schon damals auf dem statistischen Bureau angestellte, jetzige Senatssekretär Roeloffs.

Als Vorleser diente mir wieder seit meiner Rückkehr von der Reise der Schleswiger Rahe, der wie erwähnt schon früher mehrere Monate lang in dieser Eigenschaft bei mir thätig gewesen war.

In unser geselliges Leben brachte in diesem Herbste der Besuch verschiedener Freunde meiner Schwester Marie angenehme Abwechslung. Einer derselben war der Physiologe, Professor Czermak aus Leipzig, ein ebenso ausgezeichneter Gelehrter wie liebenswürdiger Gesellschafter. Marie hatte sich in Carlsbad mit ihm befreundet, und wir lernten ihn jetzt bei ihr kennen. Längere Zeit verweilten im Hause meiner Schwester nacheinander unsere Cousine und Freundin Marie Leo aus Berlin und Professor Seegen mit Frau, Hermine und Schwägerin, Fräulein Pauline Böhm — liebenswürdige Menschen, mit denen zu verkehren höchst anregend und angenehm war. Professor Seegen hatte sich als gründlicher Kenner des Carlsbader Brunnens in der medizinischen Welt einen geachteten Namen erworben, und war daneben ein geistig sehr angeregter, für alles Schöne in der Kunst und in der Literatur empfänglicher Mann. Die Frau machte mit ihrem feinen, sinnigen Wesen einen äußerst angenehmen Eindruck und erfreute uns durch Proben eines allerliebsten literarischen Talentes, mit welchem sie gelegentlich bescheiden hervortrat. Mit der ernstern, liebenswürdigen Pauline hat sich meine Schwester Marie namentlich auf wiederholten Reisen innig befreundet.

Bei uns aßen Seegens einmal mit unseren Freunden Zacharias, dem gerade in Hamburg anwesenden Orientalisten Professor Dr. Julius Oppert, einem Vetter meiner Frau, dem Architekten Rosengarten, dem Erbauer unseres Schröderstiftes und Friedrich Grabau, mit dem wir uns, wie oben erzählt, auf Rigi-Kaltbad befreundet hatten, der jetzt, wo er in Hamburg im Hause seiner Schwester, Frau Justus, für längere Zeit verweilte, uns häufig besuchte und jedesmal von neuem durch sein herr-

liches Spiel erfreute. Auch an diesem Abend spielte er, zum großen Vergnügen unserer kunstliebenden Gäste, sehr schön vor. Daß er ein gewandterer Pianist als Weltmann war, bewies er, wenn es dafür noch eines Beweises bedurft hätte, nach Tische beim Kaffee, als die Unterhaltung auf das Verhältniß Deutschlands zu Oesterreich kam, und er an Professor Seegen, der sich schon durch seine Sprache unzweifelhaft als Oesterreicher bekundete, die naiven Worte richtete: „Daß in Norddeutschland ein höherer Grad allgemeiner Bildung herrscht, werden Sie doch gewiß ohne weiteres zugeben," worauf Professor Seegen gutmüthig lächelnd antwortete: „Das gebe ich keineswegs zu."

An Gelegenheit, mir den einzigen künstlerischen Genuß, der mir noch zugänglich geblieben war, den der Musik, zu verschaffen, fehlte es mir auch sonst in diesem Winter nicht. Gute Quartettmusik hörten wir bisweilen in dem musikalischen Hause meiner Cousine, Frau Emilie Jaques; schöne Conzerte veranstaltete von Zeit zu Zeit der noch immer bei uns heimische Julius Stockhausen.

Ueberhaupt ging es in dieser Saison gesellig recht lebhaft her.

Eines Mittagessens bei meiner Mutter in Klein-Fontenay gedenke ich hier freilich nur, weil bei demselben das männliche Geschlecht durch ein eigenthümlich zusammengesetztes Kleeblatt vertreten war, nämlich durch die Herren Senior und Hauptpastor Rehhoff, unsern alten Onkel Ferdinand Leo und mich. Den erstern hatte Mutter einige Jahre zuvor in Düsternbrock kennen gelernt. Nach Tische zogen wir drei Herren uns in ein kleines Rauchzimmer zurück und unterhielten uns ganz gemüthlich, ohne daß von der Verschiedenheit unserer religiösen Ansichten etwas zu Tage getreten wäre. Es sei denn, daß Pastor Rehhoff gesprächsweise beklagte, daß ein nach Brasilien reisender Herr Rée, als Jude, nicht gewagt habe, ihn, Rehhoff um eine Empfehlung zu bitten, und seine Erzählung mit den Worten schloß: „Ich sollte etwas gegen die Juden haben!" Onkel Ferdinand und ich erwiderten nichts, mochten aber wohl ein jeder seine eigenen Gedanken haben.

Zu Anfang des Jahres 1867 traf François Wille aus der Schweiz zu längerm Besuch in Hamburg ein und verkehrte

in unserer Familie in altgewohnter freundschaftlicher Weise viel. Einen Abend brachten wir mit ihm und seiner Frau bei meiner Mutter zu und lasen in vertheilten Rollen das neueste Stück von Friedrich Halm „Wildfeuer." Schon im Herbst hatten wir einmal bei uns in vertheilten Rollen den Tasso von Goethe gelesen, in welchem die Titelrolle durch Dr. Ferdinand Wibel sehr schön vertreten war.

Bei Marie aß Wille einmal mit uns in Gesellschaft von Stockhausen, der Abends mit großer Liebenswürdigkeit verschiedene deutsche und italienische Lieder sehr schön vortrug.

Eines Nachmittags erschien Wille ganz plötzlich bei uns mit dem Vorschlag, mich zu einem Herrendiner mitzunehmen, welches er im Victoria-Hotel einigen alten Freunden gäbe. Seinen ersichtlich lebhaften Wunsch, mich unter seinen Gästen zu sehen, gab Wille komischer Weise auch dadurch zu erkennen, daß er mir, nach seiner Art, großes Gewicht auf materielle Genüsse zu legen, mit Emphase das von ihm sehr sorgfältig gewählte Menu erzählte. Das Diner war ausgezeichnet, die größtentheils aus alten Schulkameraden und Universitätsfreunden Wille's bestehende Gesellschaft allerdings nicht sehr interessant, aber munter und angeregt.

Bei unseren Freunden Zacharias machten wir eine große musikalische Soirée und ein Diner mit, bei welchem letztern sich unter den Gästen Adolf Strodtmann und Friedrich Spielhagen befanden. Spielhagen hatte Abends zuvor für das „Athenäum" einen nicht sehr beifällig aufgenommenen Vortrag über Thackeray gehalten. Vermuthlich machte das Bewußtsein dieses halben Mißerfolges den, wie ich mich später zu überzeugen Gelegenheit hatte, sonst so jovialen und liebenswürdigen Mann an diesem Tage ungewöhnlich reizbar und verstimmt, so daß er auf einige schüchtern bescheidene Einwendungen seiner Tischnachbarin und Wirthin, Frau Zacharias, wenig verbindlich antwortete und den ganzen Mittag und Abend über verschlossen und wortkarg blieb.

Zur Feier des fünfundsiebenzigsten Geburtstages meiner Mutter am 15. Februar hatte meine Frau eine kleine Scene gedichtet, in welcher die Kinder am Morgen bei uns der Großmutter Geschenke überreichten: Carl und Heinrich als kleine Postillone, Mariechen als

Rosenengel mit goldenen Flügeln. — Unter den von den kleinen Postillonen in Begleitung von Versen überreichten Geschenken befand sich ein Puppenmäntelchen, welches einen von meiner Schwester Elisabeth geschenkten Mantel zu repräsentiren hatte. Carl übergab denselben, indem er sich in seiner poetischen Anrede mit den Worten unterbrach: „Wart' nur, Großmama, Du kriegst noch 'n ordentlichen!"

Abends las Wille Mutter und einigen anderen Familienmitgliedern bei uns das Brentano'sche Märchen: Gockel, Hinkel und Gackelaia vor, mit welchem er uns, wie ich bereits früher erzählt habe, vor etwa dreißig Jahren bekannt gemacht hatte und dessen Vorlesung durch ihn, jetzt den zwiefachen Reiz hatte, uns das altbekannte anmuthige Märchen wieder vorzuführen und in uns allen liebe Jugenderinnerungen wieder zu wecken.

In den ersten Tagen des März, als eines Abends außer meiner Mutter und Schwester auch Herr Otten und seine Frau bei uns Thee tranken, lenkten wir das Gespräch auf die in unserer Familie seit Jahren hochgehaltene Musik des Fürsten Radziwill zu Goethes „Faust." Meine Frau hatte nämlich den Plan gefaßt, in unserm Hause einige Scenen aus dem ersten Theil des Faust, namentlich die von Radziwill componirten, in vertheilten Rollen lesen, resp. deklamiren und singen zu lassen und wünschte Herrn Otten für diese Aufführung zu gewinnen. Herr Otten zeigte sich gütig geneigt, übernahm die Einstudirung und Direktion der Chöre, sowie die Klavierbegleitung, und es konnte sofort an die nöthigen Vorbereitungen gegangen werden. Für das Gretchen bot sich, sofern sie zu sprechen hatte, eine vortreffliche Vertreterin in meiner Schwester Marie, die diese Rolle schon als junges Mädchen ausgezeichnet gelesen hatte. Die Lieder Gretchen's aber zu singen erklärte sich die liebliche, sehr musikalische, leider so früh verstorbene jüngere Tochter des Herrn Otten, Elisabeth freundlich bereit. Die Rolle der Martha übernahm Frau Clara Seligman, die des Mephistopheles Herr Zacharias, ein kleiner Chor war leicht beschafft. Den Faust aber, den ich ja leider jetzt nicht mehr, wie ich es früher so oft gethan, lesen konnte, sollte ich nach einem von mir genehmigten Vorschlage meiner Frau recitiren. Der Gedanke, mein Gedächt-

niß einmal bei einer so schwierigen Aufgabe zu erproben, machte mir Spaß und ich scheute die nicht geringe Mühe des Auswendiglernens einer so großen Partie nicht. Es traf sich glücklich, daß ich gerade keine größere Arbeit vorhatte, auch angesichts einer bevorstehenden Reise nach Berlin keine neue anfangen wollte und mich daher in diesen Tagen ganz meiner übernommenen künstlerischen Aufgabe widmen konnte.

Nach mehreren Proben ging am 14. März die Aufführung vor einer größern Gesellschaft glücklich von Statten; auch meine Declamation, bei der ich die Mitte zwischen einem dramatisch bewegten und einem bloßen Leseton zu halten suchte, hatte sich, wie es schien, allgemeinen Beifalles zu erfreuen.

Eine lustige Diversion beim Abendbrot bildete es, als meine Frau, auf den Wunsch mehrerer Gäste, die drei Kinder, Carl, Heinrich und Marie aus den Betten holen und in ihren feuerrothen flanellenen Schlafröcken in die Gesellschaft hinunter bringen ließ, in der sie durch ihren Aufzug und die großen Augen, mit denen sie aus ihren verschlafenen Gesichtern heraus, sich die merkwürdige Scene ansahen, nicht geringe Heiterkeit erregten.

Leider wurden mir die mannigfachen künstlerischen und geselligen Genüsse, die sich mir in dieser Zeit boten, durch überhandnehmende Nervenschmerzen verkümmert. In den ersten Tagen des Februar erreichten dieselben einen solchen Grad, daß ich die Zeit über im Bette zubringen mußte. Mitte Februar wandte Dr. Cohen zum ersten Male das verhängnißvolle Mittel einer subkutanen Morphiumeinspritzung gegen diese Schmerzen mit momentan wunderbarem Erfolge an, wiederholte die Anwendung dann eine Reihe von Tagen hindurch und überließ es darauf meiner Frau, mir erforderlichenfalls eine Morphiumeinspritzung zu appliciren. Damit war das Signal gegeben zu einem sieben Jahre lang, bis zu einer spätern Katastrophe, dauernden Kampfe zwischen meinem stets wachsenden Begehren nach Morphium und der stets, wenn auch meistens auf die Dauer erfolglos, versuchten Weigerung meiner Frau, mir dieselben angedeihen zu lassen. Die heute außer Zweifel stehende ärztliche Erfahrung von der unheilvollen Wirkung dieses Mittels, welches allerdings die oft ganz unerträglichen Schmerzen für den

Augenblick wunderbar zum Schweigen bringt, die Wiederkehr der Schmerzen aber nicht nur nicht verhindert, sondern vielmehr, zugleich mit dem steigenden Verlangen nach dem Abhülfsmittel, immer neu wieder hervortreten läßt, war damals noch nicht so allgemein bekannt wie heute. Nach längeren Jahren trat — noch eben zu rechter Zeit — eine Krisis bei mir ein, die mich nöthigte, auf dieses verführerische aber grundverderbliche Mittel auf immer zu verzichten.

In Berlin, wohin ich mich, einer freundlichen Einladung meiner Freunde Leos folgend, am 18. März in Begleitung meiner Schwester Marie begab, hatte sich, seit ich zuletzt im Februar 1864, um Gräfe zu consultiren, einige Tage dort gewesen war, auch in der nächsten Familie manches verändert. Theodor Leo's traurigen Tod habe ich bereits erwähnt. Die alte Tante Bella war im Februar dieses Jahres nach längerm Leiden ihrem Sohne und ihrer 1865 in der Blüthe der Jahre verstorbenen Enkelin Elisabeth gefolgt. Ihre beiden Töchter Emilie und Marie lebten weiter mit einander in einem, trotz großer Verschiedenheit der Charaktere und des Wesens, bis auf den heutigen Tag fortbestehenden äußerst glücklichen Verhältniß.

Die beiden Zwecke, die ich bei meinem Berliner Aufenthalte im Auge hatte, eine gemüthliche Zeit mit alten und neuen Freunden zu verleben und möglichst viel gutes Schauspiel und gute Musik zu hören, erreichte ich vollkommen.

Von älteren Freunden sah ich die Schwestern Scheidemantel, deren jüngere jetzt Frau von Aster war, Dr. Gustav Siegmund, der nun schon seit Jahren als angesehener praktischer Arzt in Berlin wirkte, den seit einigen Jahren in Berlin habilitirten Dr. Jürgen Bona Meyer, den bekannten Schriftsteller Dr. Heinrich Bernhard Oppenheim und meinen Freund Wichmann mit seiner mir bis dahin unbekannten Frau, bei welchen ich eines Abends meinen alten Universitätsfreund, Professor Esmarch aus Kiel, mit seinem Schwiegervater, Dr. Strohmeyer, traf.

Von neuen Bekanntschaften, die ich in Berlin machte, nenne ich zunächst die liebenswürdige Familie des Buchhändlers Julius Springer, dessen Frau Amaliens Cousine ist. Der jetzt schon seit einer Reihe von Jahren verstorbene Springer war

ein äußerst jovialer Herr, dessen Lustigkeit aber seiner Geschäftstüchtigkeit nicht den mindesten Eintrag that. Er war ein leidenschaftlicher Freund von Anekdoten und nicht glücklicher, als wenn er einem Freunde eine solche mittheilen, oder eine ihm noch nicht bekannte hören konnte, wo er sich dann in dem einen, wie in dem andern Falle über die Maßen freute und sich vor Lachen schier ausschütten wollte. Als ich einige Jahre später mit ihm in Geschäftsverbindung trat und er in den Fall kam, mir öfter geschäftliche Briefe zu schreiben, erhielt ich doch fast nie einen solchen, dem nicht in einem Postskriptum irgend eine Anekdote angehängt gewesen wäre.

Ein anderer Buchhändler, der mit seiner Familie zu Leos intimsten Freunden gehörte, und den ich in Berlin kennen lernte, war Herr Wilhelm Hertz, ein unterrichteter und gescheidter, wenn auch in seiner politischen und kirchlichen Richtung etwas einseitiger Mann. Auch mit seinen beiden Brüdern, einem Kammergerichtsrath und einem der Universität Breslau angehörenden Professor, wurde ich gelegentlich bekannt.

Oberflächlich gekannt hatte ich schon in Hamburg Friedrich Spielhagen, dem ich, wie oben erzählt, einmal bei unseren Freunden Zacharias begegnet war und den ich jetzt in Berlin wiederholt in seinem und in dem Leo'schen Hause wiedersah.

Bei Leos machte ich im Laufe meines Aufenthaltes die Bekanntschaft einer Reihe von nach verschiedenen Richtungen hin interessanten Männern. Es begegneten mir da zu verschiedenen Zeiten der Statistiker und Geograph Meizen, der preußische Abgeordnete Twesten, der Mediziner Professor Hirsch, der Associé meines Vetters, Adalbert Delbrück, der Portraitmaler Graef und seine Frau, eine Schwester des berühmten Brüderpaares Liebreich, der Bildhauer Siemering und andere.

Sehr überrascht war ich, in Twesten, der einen Mittag ganz allein mit mir bei Leos aß und den ich bei dieser Gelegenheit viel sprach, keine Spur von der Erscheinung zu finden, unter der ich mir diesen, durch sein Duell mit dem General von Manteuffel bekannten, energischen Oppositionsmann vorgestellt hatte. Ich empfing vielmehr von seinem ganzen Auftreten den Eindruck einer schüchtern zaghaften Persönlichkeit, der noch da-

durch erhöht wurde, daß Twesten mit einer hohen Diskantstimme und in ungewöhnlich verbindlichem Ton sprach. Uebrigens verleugnete sich der geistreiche, bedeutende Mann in der Unterhaltung keinen Augenblick. Einigermaßen beschränkt erschien mir nur bei ihm, wie bei fast allen Leuten, mit welchen ich mich in Berlin über die Hamburgische Freihafenfrage zu unterhalten Gelegenheit hatte — und ihre Zahl war nicht ganz gering — der Standpunkt, von welchem aus er diese Frage betrachtete. Daß der Eintritt Hamburgs in das deutsche Zollgebiet eine unerläßliche Nothwendigkeit sei und Hamburg wie Deutschland gleichzeitig zum Heil gereichen werde, war bei den meisten Leuten in Berlin, die sich für diese Angelegenheit interessirten, schon damals ein Axiom. Am einseitigsten hatte ich, wie sich das erwarten läßt, in dieser Frage den Regierungsrath Meizen, einen unterrichteten, in seinem Fache tüchtigen, aber in büreaukratischen Vorstellungen ganz befangenen Mann gefunden. Am wenigsten einseitig erschien mir der an freiere Betrachtung der Weltverhältnisse gewöhnte Adalbert Delbrück, der mich eines Tages besuchte, um sich mit mir über die Freihafenfrage zu unterhalten, über welche er in einem von den Kaufmannsältesten für diese Angelegenheit niedergesetzten Ausschuß zu referiren hatte. Wie lebhaft diese Frage schon damals in maßgebenden Kreisen in Berlin ventilirt wurde, geht schon aus dieser Thatsache hervor. Ob der inzwischen langsam vorbereitete, demnächst zur Ausführung gelangende Zollanschluß Hamburgs sich für die Entwicklung unseres Handels förderlich erweisen wird, das ist eine Frage, welche nur die Zukunft lösen kann.

Der Maler Gustav Graef, ein geborener Königsberger, der in seiner Vaterstadt im Universitätsgebäude große Fresken ausgeführt und sich neuerdings in Berlin niedergelassen hatte, war damals noch nicht entfernt zu dem Ruf gelangt, den er später als Portraitmaler erreicht hat. Für Leos hatte er ihre verstorbene Tochter nach dem Tode nicht zu ihrer vollen Befriedigung gemalt. Ich traf ihn übrigens nur ein einziges Mal. Auch Siemering, der sich seitdem durch so bedeutende Werke hervorgethan hat, war damals noch ein wenig bekannter Anfänger, der aber von einigen näheren Freunden, unter ihnen Leos, schon als ein ungewöhn-

licher talentvoller Künstler geschätzt wurde. Bei seiner Erwähnung fällt mir ein Beleg dafür ein, wie wenig ich in meinem ganzen Behaben den Blinden verrathen haben muß. Nachdem eines Tages Siemering bei Leos mit mir zu Mittag gegessen hatte, kam nach Tische beim Kaffee die Rede auf ein Gebäude oder Skulpturwerk, über das ich mir Auskunft von Siemering erbat. „Ich will es Ihnen aufzeichnen", sagte er, zog sein Notizbuch aus der Tasche, zeichnete einige Striche hinein und reichte es mir hin.

Professor Hirsch galt für den Begründer einer neuen Wissenschaft: der Geschichte der Medizin und hat sich später durch eine, zum Zweck der Erforschung der Ursachen und Verbreitung der Pest, im Auftrage der Regierung unternommene Reise nach Rußland einen bedeutenden Ruf erworben.

Musikalische und theatralische Genüsse wurden mir während meines Berliner Aufenthaltes in reichem Maße zu Theil. Unter den verschiedenen schönen Symphonie-Conzerten, die ich hörte, erwähne ich eines, in welchem Beethovens Septett in einem Arrangement für das ganze Orchester meisterhaft vorgeführt wurde. In der Oper hörte ich die Meisterwerke Mozarts: Don Juan, Die Zauberflöte und Figaros Hochzeit mit der Artôt als Susanne und der Lucca als Cherubim und Beethovens Fidelio, welchen Frau Köster ganz vortrefflich sang; ferner Spontini's Ferdinand Cortez mit Niemann in der Titelrolle.

Interessant war mir eine Aufführung der „Antigone" des Sophokles mit Mendelssohn's Musik, in welcher die seit einigen Jahren zum Schauspiel übergegangene ehemalige Sängerin Johanna Wagner-Jachmann die Rolle der Antigone ganz vorzüglich spielte.

Mit großem Vergnügen besuchte ich auch dieses Mal wiederholt die Vorstellungen der bis zum Jahre 1870 in Berlin jeden Winter regelmäßig spielenden französischen Truppe. Ich sah unter anderm, außer verschiedenen kleinen Lustspielen, „Le fils de Giboyer."

Von öffentlichen Vorführungen anderer Art, denen ich beiwohnte, gedenke ich eines in der Singakademie gehaltenen populären Vortrages v. Gräfe's „Ueber das Auge" und einer Sitzung des Reichstages des Norddeutschen Bundes. Es war die

Sitzung vom 8. April, welcher ich, mit meiner Cousine Betty Leo, fünf Stunden lang mit gespanntem Interesse beiwohnte. Bismarck zwar sprach leider nicht; ich hörte aber unter anderm die Minister Roon und von der Heydt, den bekannten Geheimrath Wagner; außerdem Waldeck, Miquel und Gneist, der eine lange, ebenso scharfsinnige wie sophistische Rede hielt.

Ganz kurz vor meiner Abreise von Berlin gelang es mir noch, für meine Uebersetzung des „Felix Holt" einen Verleger zu finden. Auf eine, durch meinen Vetter Heinrich Leo vermittelte Anfrage erklärte sich Otto Janke bereit, den Verlag für ein Honorar von vierhundert Thalern zu übernehmen. Ich war sehr froh und theilte dieses erfreuliche Ergebniß sofort meiner Frau mit. Es war ja an und für sich nichts großes, dieser Verkauf einer Romanübersetzung; aber abgesehen davon, daß mir der pekuniäre Gewinn willkommen, daß es mir angenehm war, nicht umsonst gearbeitet zu haben, erschien mir vor allem dieses erste Gelingen auf einer neubetretenen literarischen Bahn als ein glückliches Omen.

Frohen Herzens konnte ich nun am 18. April, und zwar in der angenehmen Gesellschaft meines Vetters Heinrich und meiner Nichte Clärchen, wieder nach Hamburg reisen. Heinrich wollte, einer Einladung meines Schwagers, Dr. Leo, folgend, einige Tage in dessen Hause, meine Nichte aber, die wir für längere Zeit zu uns eingeladen hatten, mehrere Wochen bei uns zubringen.

Während der Anwesenheit der Berliner Verwandten fand eine Reihe von Familienfestlichkeiten statt, unter denen ich einer musikalischen Soirée bei Frau Emilie Jaques zu Ehren ihres in Hamburg anwesenden Schwagers Moscheles gedenke. Der alte Meister spielte an jenem Abend verschiedene Musikstücke und vor allem das große Septett von Hummel sehr schön.

Clärchen Leo blieb bis zum 25. Mai bei uns, und ihre Anwesenheit gab zu mancherlei Vergnügungsunternehmungen Anlaß. Einmal verstiegen meine Frau und ich uns sogar zu einer fast studentischen Excursion mit unserer Nichte. Nachdem wir schon um zwölf Uhr zu Mittag gegessen hatten, gingen wir zu Fuß nach der St. Michaeliskirche und wohnten hier der

Hauptprobe zu der Aufführung des Händelschen Oratorium „Israel in Aegypten“ bei. Nach der Probe gingen wir in strömendem Regen in die Konditorei von Homann auf dem Neuenwall, um unsere etwas gesunkenen Lebensgeister an Chocolade und Kuchen wieder aufzufrischen, eine Stärkung, der wir um so mehr bedurften, als uns für den Abend noch ein zweiter, einigermaßen verwandter Kunstgenuß, eine Aufführung der Oper „Joseph in Aegypten“ von Méhul, mit Niemann in der Titelrolle, bevorstand. Der Genuß des Abends wurde uns einigermaßen dadurch beeinträchtigt, daß Niemann nicht gut disponirt, sondern offenbar von der Weinlaune behindert war, die er, wie es hieß, öfter mit auf die Bühne brachte.

Eine während Clärchen Leo's Anwesenheit bei unseren Freunden Zacharias stattfindende, recht hübsche Privataufführung war die von Schumann's Musik zu Goethe's Faust, bei welcher mir die Rolle des Erzengels Raphael in dem gesprochenen Prolog im Himmel zugetheilt war.

In meiner Thätigkeit ließ ich mich übrigens durch solche einzelne kleine Ausschweifungen wie die oben erzählten nur sehr ausnahmsweise stören, dieselbe nahm vielmehr ihren regelmäßigen Fortgang. Unter den Schriften, deren Lektüre mich beschäftigte, hebe ich einige als besonders bemerkenswerth hervor. So zwei Schriften über Shakespeare: die nach meiner Ueberzeugung sehr überschätzte, stellenweise ganz geistreiche, aber überwiegend einseitige und dem Genius des großen Dichters keineswegs gerecht werdende Schrift von Rümelin und das belehrende, historisch interessante Buch von Cohn „Shakespeare in Germany.“ Sehr interessirte mich eine rein belletristische Lektüre. Ich las zum ersten Mal etwas von Willibald Alexis und zwar mit großem Vergnügen den vortrefflichen Roman „Die Hosen des Herrn von Bredow.“ Unaussprechlich gespreizt und unersprießlich fand ich dagegen die eben erschienenen „Unüberwindlichen Mächte“ von Herman Grimm, die ich „Der unüberwindliche Blödsinn“ taufte.

Literarisch beschäftigte mich neben meinen Vorlesungen ein Aufsatz über die damals in Hamburg brennende Valutafrage, die Besprechung einer Biographie des Malers Cornelius von

Wolzogen und die kürzlich erschienene Correspondance de F. Gérard, welche letztere in der Augsburger Allgem. Zeitung zum Abdruck kam.

Von Ende Mai an hatte ich längere Zeit an der Correktur meiner Uebersetzung des Felix Holt zu arbeiten, zu welcher ich eine Vorrede — und zwar noch mit eigener Hand — schrieb.

Als diesjährige Sommerkur waren mir die Thermalbäder von Ragaz verordnet, wohin wir am 23. Juli, von den drei Kindern und Wilhelmine in einem Wagen nach Harburg geleitet, abreisten. Wir fuhren über Basel nach Thun und von hier über den Thuner See nach Interlaken, wo wir uns ein Rendez-vous mit meiner Mutter und meinem Bruder Heinrich gegeben hatten, mit denen wir einige angenehme Tage verbrachten. Mit Heinrich waren wir den ganzen Tag zusammen, wir machten gemeinsame Spaziergänge und Ausfahrten nach Lauterbrunn, dem Staubbach, an den Brienzer See, nach dem Grindelwald-Gletscher. Heinrich las mir viel vor, und ich war glücklich in der Gesellschaft dieses ebenso geistig bedeutenden wie harmlos liebenswürdigen und kindlich einfachen Menschen. Zu meiner größten Freude gestaltete sich gerade hier auch das Verhältniß meiner Frau zu Heinrich, mit dem sie häufig frühe Spaziergänge unternahm, zu einem sehr innigen.

Am 1. August fuhren wir mit Mutter und Heinrich per Post in einem Beiwagen über den Brünig nach Luzern, wo wir noch einen Tag mit ihnen verlebten und dann allein nach dem eigentlichen Ziele unserer Reise, Ragaz, weiterfuhren. Hier schienen mir die Bäder gut zu bekommen; die Nervenschmerzen ließen nach, und meinem Gesundheitszustande entsprach meiner Frau und meine Stimmung.

Auch an der anfänglich, wiewohl nicht sehr schmerzlich vermißten Gesellschaft sollte es uns nicht lange fehlen. Der erste Badegast, dem wir näher traten, war der Klaviervirtuose Tausig. Ich hatte ihn, wie früher erzählt, vor einem Jahrzehnt in Weimar fast noch als Knaben kennen gelernt. Seitdem war er ein weltberühmter Künstler geworden, der sich aber im Verkehr durchaus anspruchslos gab. Wir machten häufig Spaziergänge mit ihm und erhielten den Eindruck einer liebenswürdig harmlosen

Natur. Was ich von Tausig's Familienverhältnissen gehört hatte, und was ich von seiner nichts weniger als harmlosen künstlerischen Thätigkeit wußte ließ mich aber vermuthen, daß sein Wesen noch ganz andere Seiten als die bei unserer flüchtigen Bekanntschaft zum Vorschein gekommenen berge. Als Künstler sollte ich ihn übrigens auch hier nicht kennen lernen; denn er weigerte sich standhaft, eine Hand auf das einzige zur Verfügung der Badegäste stehende, elende Klavier zu legen. Durch einen freundlichen ältern Herrn, Baron v. Schickfuß machten wir die Bekanntschaft des jungen Grafen Harrach, eines Neffen der Fürstin Liegnitz, der zweiten Gemahlin König Friedrich Wilhelm's III. von Preußen, und später die seiner, erst einige Zeit nach ihm eintreffenden Eltern, des alten Grafen und der Gräfin Harrach. Wir hielten den jungen liebenswürdigen, unterhaltenden Grafen nach seinen eigenen Erzählungen nur für einen leidenschaftlichen Gemsenjäger und seine künstlerischen Leistungen für nicht viel mehr als eine vornehme Liebhaberei, bis er eines Tages meiner Frau einige Federzeichnungen und Bleistiftskizzen zeigte, die sie überzeugten, daß der Graf ein nicht gewöhnliches Talent besitze. Es ist bekannt, daß der, seitdem mit einer Gräfin Pourtales verheirathete Graf Harrach jetzt zu den ausgezeichnetsten Malern der Gegenwart gehört.

Der alte Graf Harrach war ein feiner, unterrichteter und, so weit es seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu der preußischen Königsfamilie zuließen, liberal gesinnter Mann. Die Gräfin war eine, nach Art wirklich vornehmer Leute, höchst einfach auftretende, liebenswürdige alte Dame.

Eine ganz vorübergehende und recht eigenthümliche Begegnung hatten wir einmal mit einem andern hochgestellten Manne. Am Schlusse unseres abendlichen Spazierganges pflegten wir uns öfter nach einem, in der Nähe des Bahnhofes gelegenen, „der Rosengarten" genannten, beliebten Wirthschaftslokale zu begeben und in dem freundlichen Gärtchen desselben unser einfaches Abendbrot zu verzehren. Eines Abends setzten wir uns hier, weil kein anderer Platz frei war, an einen Tisch, an welchem bereits ein einfach bürgerlich gekleideter Herr saß. Wir begrüßten uns mit dem artigen Herrn und kamen bald in ein Gespräch über mancherlei

mit ihm. Daß er, als ich von der den Preußen entschieden abgeneigten Haltung der Frankfurter sprach, die, wie wir später erfuhren, nicht bedeutungslose Aeußerung that: „Nun, man kann ja nicht verlangen, daß uns die neu annektirten Völker gleich um den Hals fallen sollen", fiel uns nicht weiter auf, wohl aber, daß er zwar meine Frage, ob er Militär sei, bejahte, meine weitere Frage aber, welcher Truppengattung er angehöre, ausweichend beantwortete. Wir waren neugierig geworden, wer wohl dieser geheimnißvolle Fremde sein möge, sahen in der Fremdenliste nach und fanden, daß es Se. Excellenz der Generallieutenant von Boyen, der, wie ich wußte, jetzige Militärcommandant von Frankfurt, gewesen sei.

Unter den Badegästen befand sich auch mein alter Universitätsfreund Senator Weber aus Hamburg, mit dem ich während unseres Zusammenseins in Ragaz recht freundschaftlich verkehrte, und der mir später aus Vevey am Genfersee in einem Briefe scherzhaft schrieb: „Ich habe ein reizendes Logis mit prachtvoller Aussicht über den See weg hinüber nach Savoyen (dessen Kohl mir leider schon lange, damit ich mich nicht aufblähe, vom Arzt entzogen ist.)"

Auch mit dem ungarischen Kultusminister Eötvös und dessen beiden Töchtern, mit Frau Schurz, der Gattin des bekannten Befreiers Kinkel's, Herrn Kutschinsky, einem Berliner Bankier, wie er im Buche steht und einem, als Erbauer vieler Eisenbahnbrücken in der Schweiz, bekannten Elsässer Ingenieur, Herrn Dollfus und dessen Tochter, hatten wir theils angenehme, theils ergötzliche Berührungen.

Zwei Mal wurden wir durch kurze Besuche von Mitgliedern unserer Familie erfreut. Ende August erschien meine Schwester Elisabeth mit ihrem Manne, die von Badenweiler aus, wo sie mit ihrem Söhnchen und meiner Mutter einige Wochen verweilt hatten, auf einem Ausfluge nach St. Moriz begriffen waren, in Ragaz und blieben einige Tage bei uns.

Kurze Zeit darauf kamen mein Schwager Dr. Leo mit seiner Frau, von St. Moriz, wo sie die Kur gebraucht hatten, zurückkehrend, durch Ragaz und verweilten etwa anderthalb Tage bei uns.

Der Verkehr der Badegäste unter einander gestaltete sich während der letzten Zeit unseres Aufenthaltes so gemüthlich, daß wir uns schließlich nur schwer von Ragaz trennten, um Ende August nach Luzern weiter zu fahren.

Hier empfingen uns an der Eisenbahn die Kinder meines Bruders Sebastian, der sich jetzt in Luzern in der Pension Kauffmann aufhielt und im Begriff stand, einen dauernden Wohnsitz in Deutschland zu wählen, bisher aber in dieser Angelegenheit noch immer zu keinem festen Entschlusse gelangt war. Auf meine Frage, ob sich denn nun ihr Papa für eine Stadt, und für welche, entschieden habe, gab mir das Mädchen Bessie die für ihre Schlagfertigkeit bezeichnende Antwort: „Wir wollen übermorgen fort, aber wir wissen noch nicht, ob wir nach Dresden oder nach Constantinopel gehen.“ Wir fanden Sebastian im allgemeinen Gesellschaftszimmer der Pension Kauffmann inmitten einer Anzahl von Hausgenossen, mit denen er, nach seiner Gewohnheit und Neigung, behaglich plauderte, und denen er uns vorstellte, ohne Miene zu machen, uns auf unser Zimmer zu geleiten. Wenn meiner Frau und ganz besonders mir diese Art von Pensionsunterhaltung im allgemeinen wenig zusagt, so ist sie mir im Momente der Ankunft von einer Reise, geradezu unleidlich. Ich strebte daher auch nach Kräften, mich aus den hier gleich um uns gesellig geschlungenen Banden loszumachen, was mir, nicht ohne Mühe, endlich gelang.

Am nächsten Morgen, wo meine Schwägerin Cornelia von einem Ausfluge nach dem Rigi zurückkehrte, wurde die brennende Frage des dauernden Aufenthaltsortes ernstlich in Erwägung gezogen und das Für und Wider, Stuttgart oder Dresden, reiflich erwogen. Ich bot alles auf, Sebastian für Dresden zu bestimmen, welche Stadt nach meiner Ueberzeugung für ihn und seine Familie unendlich viel mehr bot, und es gelang mir. Er entschloß sich, am folgenden Morgen nach Dresden zu reisen, führte diesen Entschluß aus und hat ihn, glaube ich, nie bereut. Er hat Dresden bis zu seinem, im Jahre 1877 erfolgten Tode nicht wieder verlassen, und seine Wittwe und Tochter leben noch heute dort.

Bei den nun schleunig zu treffenden Vorbereitungen zur

Reise meines Bruders und seiner Familie ging es, wie man sich leicht denken kann, etwas nervös tumultuarisch zu; gleichwohl verlebten wir noch einen gemüthlichen Tag mit Lehmanns und benutzten denselben unter anderm dazu, die berühmte Orgel in der Luzerner Kirche mit ihren, namentlich beim ersten Hören wunderbaren Wirkungen, vor allem der vox humana, kennen zu lernen.

Wenige Stunden, nachdem wir unsere Geschwister an die Eisenbahn geleitet und uns von ihnen verabschiedet hatten, reisten wir selbst nach Seelisberg am Vierwaldstädtersee, wo wir eine kurze Nachkur zu halten beschlossen hatten. Auf der reizend gelegenen Höhe empfanden wir zunächst physisch die schöne mildkräftige Luft sehr angenehm; eine Bank unter einem alten schönen Nußbaum gewährte einen herrlichen Ruheplatz; die Benutzung der mannichfachen hier vorhandenen Spaziergänge freilich wurde mir durch die überaus schlechten Wege bedeutend verkümmert. Sehr bald machte sich auch der hier, im Gegensatz zu anderen Plätzen, wie namentlich Ragaz, herrschende, freundlich gesellige Ton angenehm geltend, und wir knüpften rasch Bekanntschaften an. Zuerst mit einem, abweichend von den meisten seiner Landsleute, ungewöhnlich wenig steifen Engländer, Mr. Noël, einem unterrichteten und namentlich auch in seinen religiösen Anschauungen aufgeklärten Manne, der ein hübsches Talent als Amateurmaler kultivirte, und seiner Tochter. Andere, nicht besonders erwähnenswerthe Bekannte folgten, und wir verlebten eine ganz angenehme Zeit. Gedenken will ich nur noch der komischen Figur des Oberkellners Franz, der unter einer groben Hülle ein warmes Herz barg und mir seine väterliche Besorgtheit für mein Wohlergehen in drollig befehlendem Ton zu erkennen gab, wie wenn er mir z. B. beim Betreten des Eßsaales barsch zurief: „Da unten setzen's sich hin, da hab' ich Plätze für Sie belegt, da haben's keinen Zug.“

Nach achttägigem Aufenthalte verließen wir Seelisberg und fuhren zunächst nach Beckenried am Vierwaldstädtersee, wo wir nach einer angenehmen Bootfahrt auf dem See bei schönem Sonnenuntergang, und, nachdem wir uns längere Zeit mit dem, uns von Berlin her bekannten Professor Hertz aus Breslau unter-

halten hatten, im „Mond“ — einem der beiden rivalisirenden Gasthöfe in Beckenried „Sonne“ und „Mond“ — übernachteten. Tags darauf fuhren wir in einem Einspänner nach Engelberg, das ich meiner Frau auf der Rückreise zu zeigen versprochen hatte. Wir stiegen in dem seit meinem Aufenthalte im Jahre 1864 von meinen alten Wirthen Cattani neu erbauten und vortrefflich gehaltenen „Hotel Titlis“ ab, ließen es uns bei herrlichem Wetter hier ein paar Tage wohl sein und reisten dann über Stanz, wo meine Frau sich das Winkelried-Denkmal ansah, zurück nach Luzern. Von hier aus meldeten wir uns telegraphisch bei meiner alten Freundin Frau Anna Kapp, geborne Dolder in Mannheim, der ich meine Frau vorzustellen wünschte. Wir brachten einen Abend gemüthlich bei Frau Kapp und ihrem Manne zu, störten erstere aber, wie ich fürchte, sehr in der „Großen Wäsche.“ Am nächsten Morgen fuhren wir nach Heidelberg und von hier, der großen Hitze wegen, die Nacht vom 13. auf den 14. September durch, nach Hannover, während welcher Fahrt meine Frau, zu ihrer großen Freude, eine Mondfinsterniß entdeckte. Tags darauf trafen wir gegen sechs Uhr Nachmittags wieder in Hamburg ein, wo wir glücklich waren, unsere Kinder im besten Wohlsein wiederzusehen.

Ich ging sofort an die gewohnte Arbeit und zwar an die Ausarbeitung der Vorlesungen für die jungen Kaufleute, zu deren Gegenstand ich diesesmal Handelsgeschichte mit besonderer Berücksichtigung der Geschichte der Hansa gewählt hatte.

Leider verließ mich mein bisheriger Vorleser Nahe bereits Mitte September, und ich mußte mich längere Zeit hindurch mit einem mangelhaften Individuum, Namens Puberl begnügen, einem unzuverlässigen Menschen, dessen mich nach einiger Zeit entledigen zu können, ich nur zu froh war.

Anfang October erhielt ich die ersten Exemplare der Buchausgabe meiner Uebersetzung des Felix Holt, also die ersten, von den vielen Bänden von Uebersetzungen, die im Laufe der Jahre von mir erscheinen sollten. Die Verfasserin des Romanes, George Eliot, erwiderte die Zusendung meiner Uebersetzung mit einem freundlichen eigenhändigen Dankschreiben.

Bei dem Eintreffen der ersten Exemplare war ich bereits

mit den Vorbereitungen zu einer neuen Uebersetzung beschäftigt. Wenige Tage zuvor hatte mir mein Bruder Friedrich das Uebersetzungsrecht an dem neuesten Roman des mit ihm befreundeten Novellisten Wilkie Collins „The Moonstone“ angeboten. Ich würde ein Werk ernsterer Richtung oder wenigstens einen gediegenen Roman bei weitem vorgezogen haben. Aber ich trug Bedenken, die guten Dienste meines Bruders abzulehnen; auch war mir die Uebersetzungsthätigkeit überhaupt willkommen; denn sie füllte einen Theil meiner Muße angenehm aus und bot mir Gelegenheit zu pekuniärem Gewinn, der sich gerade durch Uebersetzungen so leichter Waare am besten erzielen ließ.

Gesellig gestaltete sich unser Leben in der ersten Hälfte dieses Winters recht lebendig durch verschiedene Besuche auswärtiger Verwandter. Zunächst erschien unsere Nichte Helene Zimmern aus London zum Besuch und blieb bis Ende November bei uns. Das gescheidte und unterrichtete Mädchen, das seine seitdem sehr entwickelte schriftstellerische Thätigkeit schon damals begonnen hatte, war uns eine angenehme Gesellschaft. Ihre Anwesenheit veranlaßte auch öftere Zusammenkünfte von Freunden bei uns und Anderen, und häufigen Besuch von Theater und Conzerten. Eines der interessantesten dieser Conzerte brachte Schumann's Musik zum „Faust“ in einer durch die Mitwirkung Stockhausens theilweise ganz vollendeten Aufführung. Eine Reihe von schönen interessanten Conzerten gaben Stockhausen und Frau Schumann in diesem Winter gemeinschaftlich.

Gleichzeitig mit meiner Nichte war unsere Cousine Frau Auguste Leo aus Berlin in Hamburg oder eigentlich in Altona, was unsern Verkehr einigermaßen erschwerte. Dennoch sahen wir sie von Zeit zu Zeit und erfreuten uns jedes Mal ihres angeregten Wesens und ihres schönen Gesanges.

Im Leben meiner Söhne sind zwei in diese Zeit fallende bedeutsame Ereignisse hier zu verzeichnen. Carl ging am 4. October zum ersten Mal in die Schule.

Heinrich war inzwischen auf einer ersten und recht großen Reise begriffen. Seine Gesundheit gab zwar zu keiner ernsten Besorgniß Veranlassung, wenn er auch ungewöhnlich blaß und von einer etwas nervös delikaten Constitution war, und uns da-

durch Sorge machte. Wir nahmen es daher dankbar an, als meine Schwester Marie sich erbot, Heinrich mit nach Boulogne zu nehmen, wo sie sich mit meiner Schwägerin Tucky und deren Töchtern treffen und einige Wochen zubringen wollte. Wir rüsteten den kleinen Patron zu seiner Reise gehörig aus und übergaben ihn an einem der letzten Tage des September getrost und vertrauensvoll Maries Obhut. Auf der Reise, die über Paris nach Boulogne und später nach Biarritz ging, zeigte sich der Junge in verschiedenen kleinen Zügen, wie meine Schwester uns schriftlich und mündlich berichtete, im wesentlichen schon als der eigenwillige, selbstbewußte Aristokrat, der er immer geblieben ist. Allerdings schien ihn schon sein Aeußeres dazu zu berechtigen; er wurde allgemein hübsch gefunden und hatte in seinem ganzen Benehmen etwas Vornehmes. Als Marie, die auf der Eisenbahn in der ersten Klasse zu fahren pflegte, einmal den unruhigen Gast ein bischen los sein wollte, übergab sie ihn dem sie begleitenden Kurier Cronberg, der in der dritten Klasse fuhr; aber schon auf der nächsten Station stellte sich Heinrich wieder bei seiner Tante mit der Erklärung ein: „In der dritten Klasse mit den harten Bänken mag ich nicht fahren." Gelegentlich richtete sich seine Abneigung aber auch mit derselben Entschiedenheit gegen Luxuseinrichtungen. Als er einmal in einem französischen Hotel über dem ihm angewiesenen Bette einen Baldachin erblickte, erklärte er: „Unter Gardinen schlafe ich nicht." Von dem Hause und besonders dem Atelier meines Bruders Heinrich in Paris, das unser Heinrich damals sah, behauptet er noch heute, eine deutliche Erinnerung zu haben. Von Biarritz aus schickte meine Schwester, als der Zweck, zu dem sie Heinrich mitgenommen hatte, völlig erreicht war, diesen mit dem Kurier nach Hamburg zurück. An einem der letzten Octobertage erschien der Junge, zu unserer größten Freude prächtig und wohl aussehend, eines Abends wieder bei uns. Er war komisch aufgeregt, stolzirte in seinem langhaarigen, bis auf die Füße reichenden Paletot raschen Schrittes mit dem immer wiederholten Ausruf: „Ich bin so stark, ich bin so stark" im Zimmer auf und ab, und gab schon jetzt eine glänzende Probe seines später außerordentlich entwickelten Nachahmungs-Talentes, als er das Behaben und die Redeweise

der französischen Kellner, von deren Ausdrücken er natürlich kein Wort verstanden hatte, höchst ergötzlich nachahmte.

Ende November erfreute uns mein Bruder Friedrich durch seinen Besuch, der leider nur wenige Tage dauerte. Während seiner Anwesenheit arrangirte ich an einem Abend ein Streichquartett, bei welchem Friedrich selbst, abwechselnd mit dem Violinisten Auer, die erste Geige und die Herren Beer und Gowa Bratsche und Cello spielten. Unter den wenigen Gästen, die wir zum Anhören des Quartetts eingeladen hatten, befanden sich unsere Freunde Zacharias und der erst kürzlich an Stelle Stockhausen's, der Hamburg leider verlassen hatte, zum Dirigenten der philharmonischen Conzerte und der Singakademie ernannte Herr von Bernuth und seine Frau. Am letzten Tage der Anwesenheit Friedrich's hatte ich ein Herrendiner für ihn veranstaltet. Was mich zuerst auf den Gedanken brachte, war der Wunsch, meinen Bruder mit einigen Freunden, mit denen er im verflossenen Sommer auf Helgoland viel verkehrt hatte, Dr. Eduard Cohen, Dr. Franz Bülau, Dr. Köstlin, zusammenzuführen. Außer den genannten Herren hatte ich dann noch einige andere, Louis Asher, Dr. Carl Leo, Zacharias geladen, so daß wir im Ganzen unser eilf waren. Die Unterhaltung war bei und nach Tische lebhaft, und das Ganze nahm einen durchaus befriedigenden Verlauf.

Bei Zacharias' fand kurz vor Weihnachten eine sehr hübsche Aufführung von Cherubini's Requiem und Schumann's „Der Rose Pilgerfahrt" statt, bei der meine Frau mitsang.

Zu angenehmen geselligen und musikalischen Zusammenkünften bei uns, bei meiner Schwester Marie und bei verschiedenen Mitgliedern der Familie Jaques gab um die Weihnachtszeit wieder die Anwesenheit des Ehepaars Moscheles Veranlassung.

Das Weihnachtsfest verging in gewohnter Weise. Meine Frau ging mit den Kindern in den Dom und, was neu war, zum ersten Male mit Carl ins Theater, wo ein Kinderballet gegeben wurde. Am Weihnachtsabend erschien Carl als Gemüsehändler und deklamirte allerliebst.

Schon einige Wochen früher war ich durch ein ebenso werthvolles wie gerade für mich besonders schätzbares Geschenk

meines Schwagers Benzon überrascht worden, zu welchem unsere, im verflossenen Sommer stattgehabte Begegnung in Ragaz Veranlassung gegeben hatte. Dort hatte mir mein Schwager zum ersten Mal eine wundervolle Minuten-Repetiruhr gezeigt, deren er sich bediente, und über die ich meine aufrichtige Bewunderung aussprach. Ich hatte der Sache nicht einen Augenblick weiter nachgedacht; Ernst Benzon aber hatte in seiner großen Herzensgüte und außerordentlichen Generosität sofort beschlossen, mich durch das Geschenk einer solchen Uhr zu erfreuen. Derartige Uhren wurden damals und werden, wenn ich nicht irre, noch heute nur auf Bestellung gemacht. Alsbald nach seiner Rückkehr nach London hatte mein Schwager eine solche Uhr für mich beordert, die er mir in den letzten Tagen Octobers schickte.

Seitdem ist diese Uhr Tag und Nacht mein treuer Begleiter und mir seit einer Reihe von Jahren ein liebes Andenken an einen theuren Verstorbenen.

Herrn Dr. Philip Hirsch und Fräulein Schwester
zum Andenken an einen verstorbenen
Freund gewidmet von
der Herausgeberin.
Amalie Lehmann

Im Klostersteig
Weihnacht 1889.

Lebenserinnerungen.

Den Seinigen erzählt

von

Emil Lehmann.

(Als Manuskript gedruckt.)

Zweiten Bandes zweite Hälfte.

Druck von T. A. Schachenmayer in Bad Kissingen.

Als der dritte Halbband dieser Lebenserinnerungen zu Weihnacht 1887 fertig vorlag, war, der sie erzählt hat, in kühler Erde gebettet.

Die Krankheit, der er in wenigen Wochen erlag, hatte nichts mit seinem alten Nervenleiden zu thun, vielmehr hatte sich seine Gesundheit in den letzten zehn Jahren stetig befestigt, er war kräftig, heiter, lebens- und schaffensfreudig.

Im Hochsommer 1887 besuchte er, wie schon so manches Jahr, sein liebes Pontresina und fuhr dann mit den Seinen und guten Freunden in fröhlicher Fahrt über den Maloja nach Venedig — froh, endlich seinen Wunsch erfüllen und seiner Frau die Lagunenstadt zeigen zu können, die ihm in so köstlicher Erinnerung geblieben war. Wie fast immer, beschloß er seine Reise mit München, wo seine höchste Freude das Theater war, das er allabendlich besuchte.

Daß ihm die Sommerkur nicht sonderlich bekommen war, merkte er und merkten wir wohl, namentlich klagte er über die große Schwäche, die seine, wie er wähnte, alten Nervenschmerzen dieses Mal begleitete. An ernste Besorgniß dachte niemand von uns, erst in Hamburg nahte langsam das Verhängniß.

Doch ich wollte keine Krankheitsgeschichte schreiben, wollte vielmehr durch diese frohen Reisebilder einen letzten heitern Schimmer über sein so würdig und heiter getragenes ernstes Leben werfen.

Noch in den allerletzten Lebenstagen nahm er, schon körperlich gebrochen, aber regen Geistes und mit einem Aufflackern seines alten Humors, die letzte Lesung des

Schlußbogens des dritten Halbbandes vor. Darnach ermattete mit seinem Körper der Geist und erlosch langsam. Aber bis zum Schluß war jedes seiner Worte der Ausdruck treuer Sorgfalt für die Seinen, muthigen Ertragens und edler Ergebung.

Durch die leise versiegende Lebenshoffnung zieht eine würdig-friedliche Gefaßtheit zu sterben: „Ach, es geht zu Ende, es muß geschieden sein. Aber ganz sanft, ganz glücklich scheide ich.“ — Und ein anderes Mal: „Ich muß dahin! ‚consummatum est‘!“ — und auf ihre Frage, was das bedeute, erwiderte er seiner Frau halb unmuthig: „Kennst Du nicht das Wort Christi am Kreuz? — ‚Es ist vollendet‘!“ entfloß es zögernd seinen Lippen.

Consummatum est haben wir ihm auf seinen Sarg gesetzt. „Consummatum est, es ist vollbracht — es ist vollendet!“ war der Text zu den liebevollen Abschiedsworten des Geistlichen an seinem Sarge.

Heute vor einem Jahre, am 30. November 1887, ist er in später Abendstunde sanft entschlafen. Am 3. December geleiteten wir ihn, nach schöner Trauerfeier im eigenen Hause, zur letzten Ruhestätte und betteten ihn zu seinen Eltern und seinen früh verstorbenen Kindern auf den St. Catharinen Kirchhof. Zahlreiche Freunde gaben ihm das Geleite; sein ältester Sohn nahm tiefbewegten Abschied am offenen Grabe vor der letzten feierlichen Einsegnung der Leiche.

Seine Mitbürger haben ihm freundliche Worte des Nachrufs gewidmet.

Ruhe in Frieden!

Seine Lebenserinnerungen liegen im Manuskript bis zum Schlusse des Jahres 1884 — die letzten Bände sogar druckfertig — vor.

Die dazwischen liegenden Manuskriptbände durchzusehen und zum Druck zu geben, liegt nun mir, seiner Wittwe, ob.

Wie gern hätte ich, pünktlich, wie er es allezeit war, zu Weihnacht 1888 wieder einen Halbband gebracht. Aber Kummer und Krankheit haben die Arbeit verzögert. Wenn ich sie nun wirklich bringe, wie wird sie sein? —

Er wußte dem Vorhandenen mit kurzen Strichen so manches noch hinzuzufügen, wußte das vor Jahren schnell Hingeworfene mit kritischer Schärfe zu sichten und zu sondern, mit mildem Geiste auszumerzen, was etwa hie und da kränken oder Anstoß erregen möchte. Ich darf nur aus dem Gegebenen nach meinem schwachen Ermessen wählen.

Amalie Lehmann.

Hamburg,
Im Klosterstieg,
30. November 1888.

Sechster Abschnitt.

1868—1877.

Unser häusliches Leben, das sich in einem altmodischen ländlichen Hause am Mittelweg, Ecke des Böhmers-Weges, friedlich abspielte, gerieth im Beginn des neuen Jahres eines Tages plötzlich in Unruhe und Aufregung, durch die Kunde, daß das alte Haus zum Zweck des Abbruches verkauft sei und man uns höflich bitte, trotzdem der Satz „Kauf bricht Miethe" auf dem Landgebiete keine Geltung habe, mit einer Entschädigungssumme von tausend Mark zufrieden zu sein und zum 1. Mai das Haus zu räumen.

Nun galt es aber vor allen Dingen, eine neue Wohnung zu finden. Ein glücklicher Zufall hatte unsere Freundin, Frau Steinert, an einem hellen Februartage durch den Klosterstieg geführt; dort hatte sie mehrere im Bau begriffene Häuser gesehen, auf welche sie nun meine Frau aufmerksam machte und sich erbot, sie hinzuführen.

Meine Frau, welche merkwürdigerweise den Klosterstieg — ehedem Nachtigallenstieg — der zu meinen frühesten Erinnerungen gehörte, gar nicht kannte, war, trotz des tiefen Schnees, von dem Zauber des ländlichen Weges so hingenommen, daß sie mir, ungeachtet des noch unfertigen Zustandes der Häuser, die ihr übrigens gut gefielen, rieth, sofort das mittlere, welchem sie den Vorzug gab, für uns zu miethen.

Wir hatten diese Wahl nicht zu bereuen. Es ist dasselbe Haus, das wir noch heute bewohnen, in welchem wir viel Leid und viele Freude erlebt haben, das wir lieben, und mit welchem zufrieden zu sein, wir allezeit Ursache gehabt haben.

Einstweilen aber führten wir das altgewohnte Leben in dem alten Hause noch für einige Monate unverändert fort.

Zu unseren Hausfreunden gehörte schon seit unserer Verheirathung der treue, immer angeregte, uns allezeit willkommene Maler Louis Asher. Er erschien häufig ungemeldet zu Tisch, oft eine Stunde vor dem Essen, wo er es sich dann bequem machte, mich nicht bei der Arbeit und meine Frau nicht bei ihren häuslichen Beschäftigungen störte, sich ein Buch nahm, eine Cigarre anzündete und ruhig wartete, bis die Essensstunde herankam. Abends las er uns dann öfter vor. Seine außerordentliche Belesenheit machte sich in der Unterhaltung mit ihm, die er überdies meistens durch originelle und oft geistreiche Bemerkungen zu würzen wußte, stets angenehm geltend.

Ganz anders geartet, aber nicht minder geistreich und in seinen Urtheilen scharf, war der schon mehrfach genannte v. Dommer, den wir erst in den letzten Jahren zum Hausfreunde gewonnen hatten. Sein erst kürzlich in Leipzig bei Wilhelm Grunow erschienenes Handbuch der Musik-Geschichte machte viel von sich reden; wir lasen dasselbe bei uns und bei Freunden an regelmäßigen Abenden mit vielem Interesse, wenn auch nicht immer mit genügendem Eindringen in den gründlich gelehrten Stoff — so daß, als ich später an eine Besprechung der Musik-Geschichte für den Hamburgischen Correspondenten ging, es für mich einer wiederholten Lesung des ganzen Werkes bedurfte.

Auch sonst war Vorlesen eine beliebte Unterhaltung bei geselligen Vereinigungen in diesem Winter. Ich erinnere mich eines Diners bei unseren Freunden Steinert, nach welchem Herr Dr. Köstlin aus Darwins Entstehung der Arten das Kapitel: Der Kampf ums Dasein sehr hübsch vortrug. Angeregt war diese Lektüre durch ein Tischgespräch und darauf folgende Diskussion, an der ich mich lebhaft betheiligte, über die Frage der Abstammung des Menschen vom Affen.

Meine ablehnende Haltung diesen Theorien gegenüber, verhinderte mich übrigens nicht, mit meiner Frau den Vorträgen beizuwohnen, welche Karl Vogt, wie an anderen Orten so auch hier in diesem Winter, — überall selbstverständlich unter ungeheurem Zulauf, hielt. In anziehender und unterhaltender Weise, die in den Augen der meisten Hörer noch durch den zuversichtlichen Ton der Unumstößlichkeit gewann, in welchem er seine

zum Theil recht gewagten Behauptungen vorbrachte, entwickelte Karl Vogt seine Theorien von der Bildung der Erde, von der Eiszeit und von der Urgeschichte des Menschen. Aber gerade diese letztere Theorie, die doch gewiß, abgesehen von ihrer Begründung, für uns Menschen nichts besonders Ansprechendes hat, fand nicht nur viele gläubige, sondern, was kaum glaublich klingt, in vielen Kreisen auch andächtige Zuhörer, die sich für diese anmuthige Affentheorie wahrhaft zu erwärmen vermochten.

Auch in einem Privatkreise begegneten wir Karl Vogt einmal. Es war auf einem Diner bei unseren Freunden Zacharias, wo es an lebhafter und launiger Unterhaltung nicht fehlte, da außer Vogt noch Direktor Rümker, Dr. Klauhold, Professor Wibel und v. Bernuth anwesend waren.

Eines interessanten Herrendiners bei denselben Freunden, zu Ehren v. Dommer's — vor dessen längerer Erholungsreise — will ich hier gedenken, weil ich dort die Bekanntschaft des in Bergedorf lebenden Musikgelehrten und Biographen Händels, Friedrich Chrysander's, machte.

Bei Zacharias fanden in dieser Zeit auch viele Proben zu verschiedenen halböffentlichen musikalischen Wohlthätigkeitsaufführungen, unter Leitung v. Bernuths statt, deren Erlös zum Theil den von der Hungersnoth heimgesuchten Ostpreußen zu Gute kam. Ich erinnere mich dieser angeregten und gemüthlichen Abende mit besonderm Vergnügen.

Ueberhaupt gab es, öffentlich und privatim, so vielfache musikalische Genüsse für uns, daß ich mich auf die Erwähnung einiger weniger beschränken muß.

Bei Herrn Pius Warburg in Altona lernten wir Johannes Brahms kennen, der sich mehrfach eingehend mit mir unterhielt und uns durch sein mächtiges, geistvolles Spiel hoch erfreute. Er spielte fast den ganzen Abend herrliche klassische Sachen: „Etudes Symphoniques“ von Schumann, eine Orgelfuge von Bach; dazwischen dann zwei Sonaten von Scarlatti, auf die eine wundervolle, mächtige Toccata von Bach folgte. Den Schluß bildeten einige seiner vierhändigen Walzer, die er zweihändig spielte.

Zu Ehren der Klaviervirtuosin Mary Krebs fand bei

unseren Freunden Steinert eine musikalische Soirée statt. Wir selbst gaben eine kleine musikalische Fête für die beiden Schwestern Friese aus Elbingen, von denen die eine recht hübsch Violine, die andere Klavier spielte.

An diesen Abend knüpft sich die Erinnerung an eine höchst drollig impertinente, wenn auch nicht impertinent gemeinte Aeußerung unseres noch nicht sechsjährigen Heinrich. Unter unseren Gästen befand sich mein Freund Herr Dr. Bonfort, dem die Natur, wie alle, die ihn kennen, wissen, eine ungewöhnlich kleine Gestalt verliehen hat. Als der kleine Herr einmal zufällig unter dem Kronleuchter stand, sagte der Junge ganz trocken zu ihm: „Nehmen Sie sich in Acht, Herr Doktor, daß Sie nicht mit dem Kopf an den Kronleuchter stoßen."

Ende März tauchte in Hamburg unser Freund Tausig auf, der hier verschiedene Konzerte geben wollte. Wir sahen ihn einen Mittag bei uns; Abends hatten wir einige musikalische Freunde geladen, die aber nicht viel zu hören bekamen; denn Tausig hatte, was ihm auch weiter nicht zu verdenken war, nachdem er ein kleines Stück auf unserm aufrecht stehenden Klavier gespielt, keine Lust mehr, seine Kunst auf diesem höchst mangelhaften Instrumente zu produziren.

Eine schöne öffentliche musikalische Aufführung war die der Bach'schen Matthäuspassion in der Großen Michaeliskirche, die ich in der Osterwoche in der angenehmen Begleitung von Frau Marie Zacharias hörte. Tags zuvor war ich — und zwar, was ich doch nicht zu bemerken unterlassen will — ganz allein von Pöseldorf nach der Michaeliskirche und zurück in die Hauptprobe gegangen.

Im Winter und Frühling dieses Jahres gehörte ich wieder einem neu-gegründeten volkswirthschaftlichen Vereine an, in welchem ich, was ich hier als Curiosum anführe, einmal die Rechte der Frauen gegen einen sonst fortschrittlich gesonnenen, in diesem Punkte aber sehr conservativen Manne, Herrn N. D. Wichmann, zu verfechten hatte.

Bei meinen Arbeiten bediente ich mich seit Beginn des Jahres der Hülfe eines Mannes, Namens Wülffken, der anscheinend, im Gegensatz zu dem unzuverlässigen und unheimlichen

Puberl, eine rechte Acquisition zu sein schien. Er war pünktlich, las recht gut, schrieb eine gute Hand und war mir während mehrerer Jahre — bis ich zu meinem empfindlichen Schaden seine Unzuverlässigkeit und Unredlichkeit entdeckte — ein ganz brauchbarer Mitarbeiter.

Eine der ersten Arbeiten, die ich mit ihm vornahm, war die Ausarbeitung eines mir von Dr. Klauhold im Namen des Freihandelsvereins übertragenen Flugblattes: „Ueber das Zollabfertigungsverfahren im Zollverein", welches, wie alle von diesem Verein herausgegebenen Flugblätter, anonym erschien.

Darnach machte ich mich an einen Aufsatz über die deutsche Auswanderung, die Dr. Adolf Strodtmann mir im Namen von Dr. J. Rodenberg, dem Redakteur des Salon, für dieses Blatt übertragen hatte.

Meine Frau fing nun allmählich an, sich mit dem Gedanken an den Umzug zu beschäftigen. Dabei entstand der sehr natürliche Wunsch in ihr, ich möchte um die Zeit dieses Umzuges, sowohl in ihrem als in meinem eigenen Interesse, auf einige Wochen vom Hause fort sein können. Zur Erfüllung dieses Wunsches bot sich eine willkommene Gelegenheit durch die schon im vorigen Jahre von Leos in Berlin an mich gerichtete freundliche Aufforderung, sie jeder Zeit, wann ich wolle, wieder zu besuchen. Wir fragten an, ob ihnen mein Besuch gelegen sei, und erhielten eine zusagende Antwort. Ich reiste Mitte April in Begleitung meiner Mutter, die ganz nach Berlin überzusiedeln gedachte, und dort bereits versuchsweise einen Theil des Winters zugebracht, inzwischen aber Hamburg auf einige Tage besucht hatte, und wurde von meinen Freunden äußerst herzlich empfangen.

Die Zeit in Berlin verlief ähnlich wie die im vorigen Jahre hier verlebten Wochen, nur mit dem erfreulichen Unterschiede, daß, der vorgerücktern Jahreszeit angemessen, das Wetter viel schöner war und häufigere Spaziergänge, namentlich in dem um diese Zeit wirklich ganz reizenden Thiergarten, gestattete, und daß mein Befinden im ganzen weit besser war, als im vorigen Jahre. Auch meine Tageseintheilung gestaltete sich etwas anders; denn ich brachte dieses Mal Arbeit mit, die ich zu einem bestimmten Termin versprochen, aber noch nicht fertig gestellt

hatte. Es war The Moonstone von Wilkie Collins, dieses, wie ich mich im Fortgange meiner Arbeit immer mehr überzeugte, erbärmlichsten aller Machwerke, auf dessen Uebersetzung für das Feuilleton des Hamburgischen Correspondenten ich mich aber einmal eingelassen hatte. Leos waren anfänglich, vielleicht nicht mit Unrecht, etwas ungehalten über die Zumuthung, die ich ihnen schon von Hamburg aus gemacht hatte, mir zu gestatten, mehrere Stunden täglich mit einem, in Berlin für mich zu engagirenden Hülfsarbeiter bei ihnen zu übersetzen. Die Persönlichkeit, auf die dann meine Wahl eines Hülfsarbeiters fiel, war wenig geeignet, die Abneigung meiner Verwandten gegen diese ganze Beschäftigung zu mildern; denn Herr Ledermann, so hieß der Betreffende, war ein sehr unansehnlicher, mit einem recht unangenehmen Organ redender polnischer Jude, der eigentlich nur den einzigen Vorzug hatte, gut zu schreiben.

Recht ersprießlich gestaltete sich übrigens das Arbeiten mit ihm, als ich seinen dringenden Bitten nachgab und ihn stenographiren ließ, wo er sich dann als ein vortrefflicher Stenograph erwies, der schneller stenographirte, als ich übersetzte, und in einer Stunde fünfzig enggedruckte Romanseiten zu bewältigen vermochte.

Ein später in Hamburg wiederholter Versuch mit dem Stenographiren überzeugte mich aber doch, daß bei diesem eiligen Verfahren die Güte der Uebersetzung leiden muß, und ich habe mich in der Folge nie wieder eines Stenographen bedient.

Auch schon in Berlin wurden wir mit der Zeit des Stenographirens müde, und ich arbeitete mit der gütigen Hülfe meiner Cousine und Nichte in viel angenehmerer Weise fleißig weiter.

Im übrigen verliefen die Tage friedlich und angenehm.

Im Theater erbaute ich mich wahrhaft an einer vortrefflichen Aufführung von Goethe's Iphigenie mit Frau Wagner-Jachmann in der Titelrolle. Nicht nur, daß mich diese Künstlerin, im Gegensatz zu ihrer berühmten Kollegin, der Charlotte Wolter, von der ich die Rolle kürzlich gehört hatte, und mit deren Recitation ich mich in keiner Hinsicht hatte befreunden können, sehr befriedigte, das Werk selbst machte auf mich einen ganz überwältigenden Eindruck und ergriff und rührte mich in kaum geahnter Weise. Ueber Richard Wagner's Lohengrin aber, den

ich, mit Niemann in der Titelrolle, hörte, vermochte ich, trotz der meisterhaften Aufführung, zu keinem wesentlich andern, als meinem bisherigen überwiegend abfälligen Urtheil zu gelangen.

Im französischen Theater hörte ich einmal mit großem Vergnügen den Molière'schen Tartuffe, und im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater lachte ich eines Abends herzlich über die tolle Offenbach'sche Posse: „Die Herzogin von Gerolstein."

Aus meinem geselligen Leben in Berlin will ich einer Soirée und eines Frühstücks gedenken. Die erstere, in welcher ich u. A. Professor Franz v. Holtzendorff und den Maler Gustav Richter kennen lernte und mich überhaupt gut unterhielt, fand schon in den ersten Tagen meines Berliner Aufenthaltes statt und zwar bei der Braut meines Freundes, des nunmehr zum ordentlichen Professor der Philosophie an der Universität Bonn ernannten Dr. Jürgen Bona Meyer.

Diesem wurde das seltene Glück zu Theil, an einem Tage seine Professur und seine Braut zu gewinnen, und zwar ist die nächste Veranlassung, welche die Brautleute verband, für Beide gleich rühmlich. Meyer selbst erzählte mir, daß, als er nach einem in der Singakademie gehaltenen, wie es scheint etwas trockenen Vortrage — ich glaube über das Leben der Thiere — seine jetzige Braut nach Hause geführt habe, diese ihm unumwunden ihr Mißfallen über seinen Vortrag geäußert, und daß ihm diese Aufrichtigkeit so ungemein gefallen habe, daß er seinen, wohl schon längere Zeit gefaßten Entschluß, sie um ihre Hand zu bitten, sofort ausführte.

Die Braut war eine Nichte Meyerbeers, die Wittwe des Malers Georg Reimer und hatte zwei allerliebste kleine Töchter, die uns öfter besuchten; denn sie bewohnten dasselbe Haus wie meine gütigen Wirthe. Mit mir, den sie „Onkel Hamburg" nannten, befreundeten sie sich ganz speziell.

Das Frühstück, von welchem ich erzählen wollte, fiel in die letzten Tage meines Aufenthaltes und hatte einen halb öffentlichen Charakter. Es war gewissermaßen ein Frühstück der nationalliberalen Partei, die in ihren bedeutendsten Persönlichkeiten, wie Lasker, Karl Braun, Forckenbeck und anderen vertreten war. Der Gastgeber, Dr H. B. Oppenheim, dem es

zwar bisher, trotz wiederholter Bemühungen, nicht gelungen war, seine Wahl in das preußische Abgeordnetenhaus oder in den Reichstag des Norddeutschen Bundes durchzusetzen, gehörte der nationalliberalen Partei mit Leib und Seele an und war mit ihren bedeutendsten Mitgliedern aufs innigste befreundet. Auch einige literarische Notabilitäten, wie Spielhagen und Auerbach, waren unter den Gästen.

Die Unterhaltung war animirt, und es herrschte ein angenehmer ungezwungener Ton, dessen Auerbach übrigens wohl nach seiner ganzen Persönlichkeit nicht bedurft hätte, um sich so frei zu bewegen, wie er es that. Als er etwas verspätet eintrat und mich unter den Gästen, die bereits Platz genommen hatten, sitzen sah, rief er mir aus einiger Entfernung ganz laut entgegen: „Ah, da ist ja der Dr. Lehmann, wo haben Sie denn Ihre Frau? — Die Frau ist was sehr Angenehmes.“

An einem Sonntag Morgen besuchte ich Tausig mit meinem Vetter Heinrich Leo. Er nahm uns sehr freundlich auf. Es war der Sonntag-Vormittag beim Virtuosen, wie er im Roman steht: Herr Biel, ein junger Musiker, Davidsohn von der Börsenzeitung, Dohm vom Kladderadatsch und Salon, Alle mit Cigarren und Liqueur versehen. Tausig war auf Hamburg nicht gut zu sprechen — besonders nicht auf die Kritik! Er sagte mir seinen baldigen Besuch zu, den er mir auch abstattete; darnach habe ich nichts wieder von ihm gesehen.

Eine andere, noch flüchtigere Begegnung, war die mit Dr. Julius Rodenberg, dem jetzigen Redakteur der Rundschau, damaligen Redakteur des Salon, dem ich in Berlin den, wie oben erzählt, in seinem Auftrage geschriebenen Artikel über die deutsche Auswanderung zugeschickt hatte, und der mich nun, nachdem er mir den Empfang in einem verbindlichen Schreiben angezeigt hatte, besuchte. Er versprach den baldigen Abdruck meines Artikels, der, wie er mir erzählte, von Illustrationen begleitet sein werde — eine Mittheilung, die mich eigentlich schon hätte stutzig machen und mir zeigen müssen, wie man es bei dem bestellten Auswanderungsaufsatze auf einen amüsanten Artikel abgesehen habe, für den ich durchaus nicht der rechte Mann war. Ich hatte jedoch zunächst kein Arg daraus und sollte erst in

der Folge über die von der meinigen grundverschiedene Auffassung des Herrn Dr. Rodenberg aufgeklärt werden.

Eine recht unerwünschte Erfahrung sollte ich in Berlin mit einer literarischen Arbeit machen. Ich hatte keinen Augenblick gezweifelt, daß ich meine Uebersetzung einer Erzählung von Dickens und Collins „No Thoroughfare“, nach vollendetem Abdruck im Hamburgischen Correspondenten, als Buchausgabe an einen Verleger würde verkaufen können. Otto Janke aber, dem ich die Uebersetzung anbot, bedauerte, von meinem Anerbieten keinen Gebrauch machen zu können. Die vertragsmäßig vorgeschriebene Form der Reservation des Uebersetzungsrechtes sei nicht gewahrt gewesen, und er habe bereits eine Uebersetzung anfertigen lassen.

Er war leider in seinem Rechte Eine der für die Wahrung des Uebersetzungsrechtes in dem betreffenden preußisch-englischen Vertrage gegebenen Vorschriften, welche vorkommendenfalls von den Gerichten sehr strikt interpretirt zu werden pflegten, bestimmt ausdrücklich, daß die Reservation des Uebersetzungsrechtes auf dem Titelblatte zu stehen habe, was bei der fraglichen Erzählung versäumt worden war. Ich mußte daher auf eine Buchausgabe verzichten.

Angenehmer war der Erfolg eines Briefes, den ich auf den Rath des Verlagsbuchhändlers Herrn Wilhelm Hertz an den Baron von Cotta als Verleger der Augsburger Allgemeinen Zeitung richtete, um mir mein Honorar für einen Artikel über die „Correspondance de F. Gérard“ zu erbitten, den ich schon vor einiger Zeit für dieses Blatt geschrieben hatte. Ich erhielt dasselbe umgehend mit einem verbindlichen Schreiben.

Einer flüchtigen Begegnung mit dem alten Grafen Harrach, unserm Reisebekannten von Ragaz her, der mich eines Tages, als ich mit meiner Cousine im Thiergarten spazieren ging, freundlich anredete, will ich hier endlich noch ganz im Vorbeigehen gedenken.

Auch eine parlamentarische Versammlung besuchte ich in diesem Jahre. Zwar der Reichstag des Norddeutschen Bundes hielt zu jener Zeit keine Sitzungen, wohl aber das damals noch bestehende Zollparlament, in welchem ich die durch eine vor-

treffliche Rede v. Bennigsen's recht interessante Adreßdebatte mit anhörte.

Vom Hause hatte ich von Frau und Kindern fortwährend die besten Nachrichten. Von den letzteren theilte mir meine Frau wiederholt niedliche Züge mit, so namentlich, wie ihr die Knaben bei dem Einpacken meiner Bücher, gelegentlich des Umzuges, höchst eifrig und verständig an die Hand gegangen seien. Von Carl bekam ich schon einen eigenhändigen, sauber geschriebenen und nett abgefaßten Brief, in welchem er mir über verschiedene Knabengesellschaften, unter anderm auch über eine von ihm selbst gegebene und glänzend ausgefallene, berichtete. Heinrich, den meine Frau ein wenig mager und blaß fand, den sie daher herauszufüttern beschloß und ihm Eier zu essen gab, damit er wieder dicke Backen bekomme, hatte wiederholt gefragt, ob ihm die Eier schon in die Backen gestiegen seien.

Von Heinrich will ich bei dieser Gelegenheit eine schon vor meiner Reise gethane Aeußerung erzählen. Eines Morgens fragte er mich plötzlich, ohne alle besondere Veranlassung: „Papa, geht das Blind nich' wieder weg?"

Alle drei Kinder, auch das kleine Mariechen, standen auf dem Polterabend von Herrn Dr. Gläser und Fräulein Friede Lippert in verschiedenen sinnig gewählten und schön ausgeführten Lebenden Bildern, und sollen ihre Sache sehr gut gemacht haben. Heinrich und Mariechen waren die Engel am Fuße der Sixtinischen Madonna. Mariechen soll (wie auch als das stehende Kind auf der Holbein'schen Madonna) allerliebst ausgesehen, aber fortwährend unschuldig-neugierig umher geguckt haben, während Heinrich, ganz bewußt stillhaltend, aufwärts blickte. In dem Schlußbilde Die goldene Hochzeit von Knaus, saß Heinrich, die Mütze schwenkend, einem Bauern auf der Schulter, und Carl machte den kleinen Burschen, rechts in der Ecke, der einen kupfernen Kessel scheuert, wozu sein vergnügt drolliges Gesicht vorzüglich geeignet gewesen sein soll.

Meine Frau war während meiner Abwesenheit fast ausschließlich durch Vorbereitungen zum Umzuge und durch diesen selbst in Anspruch genommen. Bei den ersteren handelte es sich unter anderm darum, einige alte, in der neuen Wohnung nicht

gut verwendbare Mobilien zu verkaufen und gegen neue passendere zu vertauschen. So hatte auch mein mit grünem Ledertuch überzogenes Sopha, ein Geschenk meiner Schwester Marie, dessen ich mich in den letztverflossenen zehn Jahren, also schon als Junggeselle, bedient hatte, den neuen Verhältnissen weichen und verkauft werden müssen. Als es fortgetragen wurde, habe meine Frau, wie sie mir schrieb, Thränen vergossen.

Endlich, in den ersten Tagen des Mai ging der vom schönsten Wetter begünstigte Umzug wirklich vor sich. Am 4. Mai schrieb mir meine Frau sehr vergnügt und meldete mir, daß ich ihr vom 11. Mai an durchaus willkommen sein würde. Da sich keine Gelegenheit zur Rückreise für mich finden wollte, beschloß ich, dem Vorschlage meiner Frau gemäß, mich in Berlin an die Bahn bringen zu lassen, von dort, einem Schaffner empfohlen, bis Hagenow allein zu reisen, und mich hier von meinem Vorleser Wülffken abholen zu lassen, und führte diesen Entschluß auch aus. Im Coupé mit mir befand sich ein artiger Herr, ein Deutscher, der längere Zeit in Lima gelebt hatte, und der sich namentlich einen unvergänglichen Anspruch auf meine Dankbarkeit dadurch erwarb, daß er mir eine der schönsten Cigarren, die ich je geraucht habe, verehrte. Am Nachmittage des 18. Mai traf ich sehr vergnügt wieder bei den Meinigen in dem neuen Hause ein. Dieses gefiel mir ungemein Wir hatten uns fast in jedem Bezug im Vergleich zu der alten Wohnung verbessert. Die Lage an dem lauschigen Klostersteig, in welchem sich die Nachtigallen immer gern aufhalten und in jenem Frühjahr besonders herrlich schlugen, muthete uns gleich anfänglich außerordentlich an und wurde uns im Laufe der Jahre immer lieber.

Ein großer Reiz des Klostersteiges bestand darin, daß die Kinder sich, da er für Wagen und Pferde abgesperrt ist, wie in einem großen Garten frei bewegen und tummeln konnten. Erhöht wurde diese Annehmlichkeit immer noch dann, wenn die mit unseren Kindern spielenden Nachbarskinder erwünschte Gespielen waren. Das wechselte natürlich je nach den öfter wechselnden Bewohnern; in den allermeisten Fällen aber traf es sich glücklich, und meine Kinder haben viele Freundschaften für's Leben

in dem stillen Klosterstieg geschlossen. Im Sommer spielten die noch nicht in die Schule gehenden Kinder zu allen Tageszeiten, die die Schule Besuchenden in den Ferien desgleichen, sonst aber Nachmittags und Abends, alle möglichen Spiele, je nachdem sie an der Tagesordnung waren: Stelzen laufen, Tau springen, Reifen schlagen, Marmeln, Ball, Acré, Kriegen, Croquet u. s. w., u. s. w. Auch im Winter hielt meine für Luftgenuß schwärmende Frau darauf, daß die Kinder nach Tische regelmäßig eine Weile ins Freie gingen, wo es ihnen dann meistens gelang, einige Nachbarskinder mit sich hinauszuziehen.

Eine große Annehmlichkeit endlich, die der Klosterstieg noch heute für mich persönlich hat und die darin besteht, daß ich in demselben allein auf- und abgehen kann, sollte sich erst später, nachdem ich die Möglichkeit, weitere Wege allein zu machen, völlig verloren hatte, geltend machen.

Auch das Innere des neuen Hauses mit seinen, von meiner Frau vortrefflich eingerichteten, behaglichen Räumen, seiner Wasserleitung und Badestube machte mir große Freude. Zu meinem Arbeitszimmer hatte meine Frau eine kleine, im ersten Stock nach vorn gelegene, einfenstrige Stube sehr gemüthlich mit meinen Bücherbörtern, Schreibtisch &c. eingerichtet. An die Stelle des alten großen Sophas, war ein kleines mit braunem Ledertuch bezogenes Schlafsopha getreten, auf welchem ich liegend zu arbeiten pflegte, und dessen ich mich noch heute bediene. Die in der Mitte der Wand befindliche Thür nach dem Kinderzimmer hatte meine Frau verkleben und mit einem meiner Bücherbörter verstellen lassen.

Hier an dieser behaglichen Arbeitsstätte beschäftigte mich nun zuerst — neben der fernern Arbeit am Moonstone — die Uebersetzung von vier kleinen Erzählungen von Charles Dickens, die derselbe unter dem Titel „Holyday Romance“, ursprünglich für eine amerikanische Zeitung geschrieben und dann in einem englischen Monatshefte veröffentlicht hatte. Die Erzählungen erschienen im Feuilleton des Hamburgischen Correspondenten unter dem Titel „Ferien-Phantasie“.

Sie in Buchform erscheinen zu lassen, ist mir, obgleich ich das Recht der Uebersetzung erworben hatte, nie gelungen. Mein Freund Herman Wichmann, dem meine Frau die kleinen Er-

zählungen in Ragaz vorgelesen hatte, war ganz entzückt von denselben gewesen und hatte mir versprochen, einen Freund, den Staatsanwalt Starke in Lauban — den, wenn ich nicht irre, nachherigen Unterstaatssekretär im Justizministerium — einen, wie er mir erzählte, ungemein talentvollen, namentlich für Illustrationen zu Dichtwerken sehr begabten Dilettanten, zu veranlassen, Illustrationen zu meiner Uebersetzung zu zeichnen und mir dieselben zu schicken, worauf es mir dann gewiß leicht sein werde, für die Uebersetzung mit den Illustrationen einen Verleger zu gewinnen. Gesagt, gethan. Wichmann hielt Wort, und auch Staatsanwalt Starke hielt Wort. Er sandte mir wirklich ganz allerliebste Illustrationen, aber — der Verleger wollte sich auch so nicht finden.

Ende Juni rüsteten wir uns zu einem abermaligen Besuche von Ragaz, wohin wir auf dem gewohnten Wege über Friedrichshafen und Rorschach reisten. Einen nennenswerthen Aufenthalt nahmen wir nur in Stuttgart, wo wir bei unseren, seit einigen Jahren aus England dahin übergesiedelten Verwandten, Hermann Leos, einen halben Tag verweilten.

In Ragaz trat uns zu unserer großen Freude, gleich bei unserer Ankunft, vor dem Hotel unser Freund Wichmann mit den Worten entgegen: „Ah! Da seid Ihr ja!" wie wenn er berechtigt gewesen wäre, uns bestimmt zu erwarten. Das war nun freilich durchaus nicht der Fall; es war im Frühjahr in Berlin nur vorübergehend von der Möglichkeit eines Zusammentreffens in Ragaz die Rede gewesen. Wir freuten uns aber sehr über seine Gegenwart und waren um so glücklicher, ihn dort zu haben, als Ragaz in diesem Jahre, namentlich in der ersten Zeit, ungemein wenige wünschenswerthe gesellige Elemente bot. Da es mir auch körperlich recht leidlich ging, waren wir mit unserm Freunde ganz vergnügt, in dessen Gesellschaft wir einen großen Theil des Tages, im Freien sitzend, spazieren fahrend und -gehend und lesend zubrachten. Unsere Lektüre war natürlich, den Verhältnissen angemessen, eine überwiegend leichte. Wir lasen unter anderm „Monsieur, Madame et Bébé" von Droz, „L'ami Fritz" von Erckmann-Chatriand, „Tom Jones" von Fielding und die „Vermischten Aufsätze" von Spielhagen. Beim Spazieren-

gehen haperte es freilich mit Wichmann, denn der für seine Gesundheit besorgte Freund konnte sich nie entschließen, über die dem Hotel ziemlich nahe gelegene Rheinbrücke hinaus zu gehen.

Nach und nach wurde es auch mit der Gesellschaft besser. Allmählich lernten wir einige ganz angenehme Herren kennen, so einen Herrn von Brüneck, der sich im vorigen Jahr in Seelisberg mit meinem Bruder Sebastian und seiner Familie befreundet hatte, einen Norweger Dr. Rosendal, einen originellen Autodidakten, der sich, nach einem recht abenteuerlichen, großentheils als Schiffskapitän verbrachten Leben, seit einigen Jahren ganz zurückgezogen und ausschließlich wissenschaftlichen Studien gewidmet hatte, den bekannten Oberbürgermeister Ziegler und andere. Besonders viel aber verkehrten wir mit unserm liebenswürdigen Landsmann, Herrn Dr. Spengel, der sich in der zweiten Hälfte des Juli mit seinem in München lebenden jüngern Bruder, welcher früher Maler, dann Kunstgärtner gewesen und jetzt eifriger Antiquitäten-Sammler und -Händler war, zur Kur in Ragaz eingefunden hatte. Mit ihnen machten wir einmal eine hübsche Fahrt nach dem im Prättigau gelegenen Seewis, wo wir durch eine unerwartete Begegnung mit den sich dort für einige Wochen aufhaltenden Damen Kapp und Minten angenehm überrascht wurden.

Mit einem jungen kurländischen Ehepaar, Herrn und Frau von Rönnekamp, machten wir auf eigenthümliche Weise Bekanntschaft. Wir saßen ihnen schon einige Zeit an der Table d'hôte gegenüber, ohne von einander Notiz genommen zu haben, als ich mich eines Tages, durch verschiedene von Herrn von Rönnekamp gegen seine Frau gemachte Bemerkungen, in denen „Biarritz“ und „Frau Oppenheim“ vorkamen, aufmerksam gemacht, entschuldigend mit der Frage in die Unterhaltung unserer vis-à-vis mischte, wann sie die genannte Frau Oppenheim in Biarritz getroffen hätten? „Im vorigen Jahre“ lautete die höfliche Antwort, der die Gegenfrage folgte: „Hatte Frau Oppenheim einen kleinen Knaben bei sich?“ — „Das war mein Sohn.“ Herr und Frau von Rönnekamp waren, wie sich nun herausstellte, der Onkel Otto und die Tante Anna, von denen Heinrich uns so oft erzählt hatte. Wir befreundeten uns nun schnell mit dem liebens-

würdigen jungen Paare, und als wegen einer, durch ein furchtbares Unwetter bewirkten Unterbrechung der Röhrenleitung, mehrere Tage lang nicht gebadet werden konnte, vereinigten wir uns mit ihnen und Spengels zu einem mehrtägigen Abstecher ins Glarner Land. Die kleine Reise war vom schönsten Wetter begünstigt und sehr genußreich. Nur anfänglich stieg an dem sonst ganz ungetrübten Stimmungshimmel unserer Gesellschaft eine kleine Wolke auf, die sich jedoch bald wieder verzog. Als wir nämlich am Nachmittage des ersten Tages vergnügt in Glarus eintrafen und im Hotel sofort nach einem Wagen verlangten, um gleich heute die kleinere Partie nach dem Klön-See zu unternehmen, theilte man uns achselzuckend die betrübende Nachricht mit, daß durchaus kein Wagen mehr zu haben sei. Das war ein gewaltiger Strich durch die Rechnung. Statt der Aussicht auf eine herrliche Ausfahrt, eröffnete sich uns die auf einen trübselig langweiligen, in dem Städtchen und vielleicht dessen nächster Umgebung verbrachten Abend. Wir saßen alle recht melancholisch auf Stühlen im Eßsaal umher, ließen die Köpfe hängen und schwiegen verdrossen. Nur meine Frau verlor, nach ihrer Gewohnheit, nicht einen Augenblick den Muth. Mit den Worten: „Ich schaffe Euch Wagen", ging sie auf die Straße und wartete, ob nicht leere, unbestellte Wagen vorüber kommen würden. Und siehe da! nicht lange und sie hatte einen, und noch einige Minuten und sie hatte den zweiten Einspänner engagirt. Auf jedem derselben fanden drei Fahrgäste Platz und so konnte unsere aus sechs Personen bestehende kleine Gesellschaft höchst vergnügt noch die schöne Fahrt in's Klönthal machen.

Am nächsten Tage brachen wir früh auf, machten die noch großartigere Fahrt ins Linththal bis ans Tödi-Hotel, aßen auf dem Rückwege in Bad Stachelberg zu Mittag und reisten Abends befriedigt nach Ragaz zurück.

Hier, wo wir Freund Wichmann leider nicht mehr fanden, verlebten wir die wenigen noch übrigen Tage mit den Freunden Spengels und Rönnekamps sehr angenehm. Meinen Geburtstag, den 26. Juli, feierten wir Abends mit ihnen im Rosengarten mit einem Forellensouper.

Am 28. Juli verließen wir Ragaz und begaben uns zu-

nächst nach Luzern, wo wir uns ein Rendez-vous mit meinem Bruder Heinrich gegeben hatten. Er hatte dort schon einige Zeit mit meiner Mutter und meiner Schwester Marie zugebracht und auch für uns in dem schönen Hotel Beau Rivage ein Zimmer genommen. Meine Mutter wohnte in der Pension Morel. Nachdem wir drei höchst angenehme Tage mit Heinrich verlebt und uns auf's Neue an seinem ebenso geistig frischen, wie herzlich brüderlichen Wesen erfreut hatten, trennten wir uns — und sollten ihn nicht wiedersehen!

Nach Heinrichs Abreise verweilten wir noch einige Tage in Luzern, zogen aber, weil uns das Hotel zu theuer war, nach einer am See gelegenen Dépendance der Pension Kaufmann, wo wir ein hübsches nach dem See hinaus blickendes Zimmer mit einer davor liegenden Veranda hart am See bewohnten. Auch mit meinem Bruder Friedrich und seinem ältesten Sohne verlebten wir noch zwei höchst gemüthliche Tage, machten in ihrer und Mutters Gesellschaft die große Rundfahrt auf dem Vierwaldstädter See bis Flüelen und verabschiedeten uns dann auf dem Rückwege in Brunnen von Mutter, Bruder und Neffen, um nach Seelisberg zu gehen, wo wir auch in diesem Jahre unsere Nachkur halten wollten.

Hier fanden wir wieder die vorjährigen Bekannten, Herrn Noel und seine Tochter, verkehrten auch ziemlich viel mit einer verwittweten Frau Hüpeden, die ich zwar, da sie in Hamburg in den letzten anderthalb Jahren meines Junggesellenstandes meine Hauswirthin gewesen war, öfter gesehen aber wenig gesprochen hatte und eigentlich erst hier als eine feine, liebenswürdige Frau kennen lernte. In ihrer Gesellschaft sahen wir viel einen Gutsnachbarn ihres Sohnes, einen Oberst Gurowski, der gern und gut vorzulesen pflegte, und so lernten wir durch ihn, behaglich unter dem schönen Nußbaum sitzend, verschiedene Kapitel aus den sehr unterhaltenden psychologischen Briefen von Professor Erdmann kennen.

Endlich traten wir unsere Rückreise nach Hamburg an, wo wir Mitte August eintrafen. Hier kamen uns bei unserer Ankunft die Jungen blühend und prächtig entgegengelaufen, Mariechen aber ließ sich nicht blicken. Auf die besorgte Frage meiner Frau hieß

es, sie sei erkältet und dürfe das Zimmer nicht verlassen. Meine Frau, die dem Frieden nicht traute, eilte ängstlich die Treppe hinauf, schloß hier das sehr schmal gewordene, blaß aussehende Töchterchen in die Arme und erfuhr nun auf ihr Drängen von Wilhelmine, daß Mariechen das Scharlachfieber gehabt habe — Gottlob, so leicht, daß Herr Dr. Cohen es nicht nothwendig gefunden hatte, uns zu benachrichtigen — jetzt aber völlig wieder hergestellt sei. Wir waren, nachdem sich die erste Aufregung gelegt hatte, glücklich, daß uns das Kind erhalten war und der treuen Wilhelmine für die gute Pflege, die sie dem Kinde hatte angedeihen lassen, und ihr verständiges Verhalten sehr dankbar.

In die erste Zeit nach unserer Rückkehr, Ende August fällt ein in Hamburg abgehaltener Juristentag; ich wohnte als Gast meines Schwagers Dr. Leo, welcher Mitglied war, einer recht interessanten, unter Gneist's Präsidium abgehaltenen Versammlung bei und nahm mit meinem Schwager und seiner Frau an einem im Sagebielschen Saal stattfindenden Diner von Juristen mit ihren Frauen Theil, bei welchem es nicht an guten und schlechten Toasten fehlte und munter herging.

Am 20. September wurde Hamburg in große Bewegung versetzt durch den Besuch des Königs Wilhelm von Preußen, der zwar in Altona wohnte, aber verschiedene Male auf an ihn ergangene Einladungen nach Hamburg kam.

Auch der Klosterstieg war in freudiger Aufregung; denn unter der spielenden Kinderwelt ging es von Mund zu Mund: „Lehmann's Onkel Carl ißt mit dem König zu Mittag." Mein Schwager war nämlich an jenem Sonntagmorgen bei uns gewesen, um uns zu erzählen, daß er eine Einladung vom Senat erhalten habe, mit dem Könige die Elbfahrt und das Diner auf der, der Hamb.-Amer. Packetfahrt-Aktien-Gesellschaft gehörigen „Hammonia" mitzumachen. Die Hammonia hatte, wie wir dann später am Abend erfuhren, auf der Rückfahrt festgesessen, welches kleine Abenteuer aber den hohen Herrn, wie er liebenswürdiger Weise versicherte, sehr amüsirt habe.

Trotz des andauernden Regens, welcher unser vierjähriges Mariechen schon am Morgen zu der in ihrem Munde sehr komisch klingenden Aeußerung: „O weh! es regnet! Nu' amüsirt sich der

König nich'!" veranlaßt hatte, war die Illumination, nach einstimmigem Urtheil Aller, feenhaft, nicht minder das Feuerwerk und die bengalische Beleuchtung des auf der Binnenalster erbauten „Schloß Babelsberg", was alles sich der König von den Fenstern des Herrn Senator Hayn ansehen konnte, dessen Soirée der hohe Gast mit seiner Gegenwart beehrte.

Wenige Tage später wurde ich durch eine, von meiner Frau veranstaltete nachträgliche Feier meines Geburtstages sehr hübsch überrascht. Ich saß arbeitend und nichts ahnend ruhig in meinem Zimmer, als plötzlich meine Frau mit den phantastisch aufgeputzten Kindern eintrat, die mir mit einigen von meiner Frau gedichteten, von Carl deklamirten Versen verschiedene angenehme und erwünschte Geschenke überreichten. Mittags gab es zur Feier des Tages eine herrliche Aalsuppe, zu der mir meine Frau den stets willkommenen Freund Louis Asher eingeladen hatte.

Am 3. Oktober erfreute mich meine Frau durch die Geburt einer Tochter, der wir nach meiner Schwester, ihrer Gevatterin, den Namen Elisabeth gaben.

Nach einigen naturgemäß ruhig verlebten Wochen hätten wir unsern geselligen Verkehr in gewohnter Weise wieder pflegen, Freunde besuchen und bei uns sehen können, wäre nicht meine Frau nach kurzer Zeit wieder erkrankt und zwar an einer Rachenbräune. Sie hatte noch den angenehmen Besuch unserer lieben Verwandten Leos aus Berlin genießen können, die auf acht Tage in Hamburg anwesend waren; einer Soirée bei Herrn Siegmund Warburg aber, wo unter Otto Goldschmidt's Leitung und unter Mitwirkung von Frau Jenny Lind-Goldschmidt dessen Oratorium „Ruth" aufgeführt wurde, konnte sie nicht mehr beiwohnen. Ich mußte also allein zu Warburgs gehen.

Das Oratorium war recht hübsch, die Aufführung eine würdige; allein der Gesang Jenny Lind's, der mich noch im Frühjahr 1866 bei dem Hamburger Musikfeste in geistlicher wie in weltlicher Musik entzückt hatte, bereitete mir einige Enttäuschung. Ich will hier jedoch gleich vorweg nehmen, daß in einer spätern halb öffentlichen Wiederholung der „Ruth", bei welcher auch meine Frau im Chor mitwirkte, Jenny Lind's Ge-

sang begeisterte Aufnahme, und gewiß mit vollem Rechte fand, sie mag also wohl an jenem ersten Abend indisponirt gewesen sein.

Meine Frau erholte sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit wieder. Als Herr Dr. Cohen ihr zum Abschied große Vorsicht empfahl und meine Frau darauf bemerkte, sie schone sich ja so sehr, that Dr. Cohen, in Anspielung auf die wirklich beispiellose Unempfindlichkeit meiner Frau gegen alle Temperatureinflüsse, die in unserer Familie seitdem sprüchwörtlich gebliebene, halb verdrießliche, halb humoristische Aeußerung: „Ach, an Ihrem Schonen können sich noch zehn andere erkälten." Am Weihnachtsabend war meine Frau aber wieder völlig hergestellt, so daß die Feier mit hübschen kleinen Aufführungen der Kinder angenehm verlief.

Literarisch war ich in diesem wie in den folgenden Wintern durch die dreifache Thätigkeit der Ausarbeitung von Vorlesungen, der Abfassung von selbständigen Artikeln und der Uebersetzung kleinerer und größerer Werke ungemein in Anspruch genommen. Behülflich war mir dabei in diesen Monaten, außer meinem Vorleser Wülffken, der einige Tage in der Woche frei zu haben wünschte, ein Fräulein Wolffson, ein intelligentes und tüchtiges junges Mädchen. Zum Gegenstande meiner Vorlesungen für die jungen Kaufleute hatte ich dieses Mal „Die Elemente der National-Oekonomie" gewählt. Ich beschäftigte mich vor und während ihrer Abfassung eingehend mit National-Oekonomie und studirte eifrig, theils auf's Neue, theils zum ersten Male, viele volkswirthschaftliche Schriften, wie Adam Smith, John Stuart Mill, Fawcett, Bastiat, Rau, Roscher, Max Wirth und Pickford.

Anfang Oktober hielt ich die erste Vorlesung und dann mit Unterbrechung der Weihnachtsferien jeden Montag bis Ostern.

Von selbständigen Artikeln schrieb ich in dieser Zeit zunächst einen über das kürzlich erschienene Werk von Gervinus: „Händel und Shakespeare. Zur Aesthetik der Tonkunst" für den Hamb. Correspondenten. Das Werk interessirte mich in hohem Grade. Ich fand vieles fein und geistreich, konnte mich aber mit der darin vertretenen Grundanschauung der Ueberlegenheit der Vokalmusik über die Instrumentalmusik nicht einverstanden erklären und polemisirte gegen dieselbe in meiner Kritik, die mir,

beiläufig bemerkt, eine emphatische Zustimmungserklärung Grä-bener's eintrug.

Eine Zeitlang war ich auch als Correspondent der Weser-Zeitung thätig. Adolf Strodtmann trug mir diese Correspondenz an, die ich übernahm und auch mehrere Monate lang lieferte, bis diese Thätigkeit in Folge des gar zu dürftigen Stoffes wieder ihr Ende fand.

Ueber die zu jener Zeit neu aufgekommene und vielbe-sprochene Form der Betheiligung der Arbeiter am Unternehmer-gewinn, die Industrial Partnership, schrieb ich zu Beginn des Jahres 1869 drei Aufsätze für den Hamb. Correspondenten.

Zu der Besprechung einer „Handelslehre" von Lindwurm, dem Director einer Handelsschule, ich glaube in Osnabrück, wurde ich von Herrn Dr. Soetbeer veranlaßt. Derselbe war offenbar vom Verfasser gebeten worden, sein Buch in der Börsenhalle an-zuzeigen, hatte aber wohl nach Durchlesung des Opus keine Lust dazu und bat mich, die Sache für ihn zu übernehmen. Ich las das Buch durch, fand, daß es ein ganz elendes Machwerk sei und theilte dieses mein Urtheil Herrn Dr. Soetbeer unter der Anfrage mit, ob er etwas dawider habe, daß ich meine Mein-ung über Herrn Lindwurm unumwunden öffentlich ausspreche. In diesem Falle würde ich darauf verzichten müssen, die ge-wünschte Kritik zu schreiben. Nachdem er mich aber versichert hatte, daß ich gar keine Rücksicht zu nehmen brauche, entschädigte ich mich für die unsäglich langweilige Lektüre der „Handels-lehre" durch eine scharf gepfefferte, aber völlig verdiente abfällige Besprechung des Buches. Sie brachte den Verfasser so in Har-nisch, daß er kurz nach ihrem Erscheinen eine in gereiztem Ton geschriebene, gegen mich sehr bittere Selbstvertheidigung in der „Börsenhalle" einrücken ließ, auf die ich aber auf den Rath von Dr. Bonfort gar nicht antwortete.

Herr Dr. Bonfort war nämlich, wie ich hier einschalten will, seit einigen Monaten, nachdem eine neu gebildete Aktien-gesellschaft „Börsenhalle" die beiden Blätter „Correspondent" und „Börsenhalle" übernommen hatte, auch Redakteur der „Börsen-halle" geworden. Bei diesem Anlaß hatte ich für letzteres Blatt eine Art von volkswirthschaftlichem Programm geschrieben.

Ein dem Stoffe nach mit der Lindwurm'schen „Handelslehre" verwandtes, nach Inhalt und Form unendlich viel besseres Werk, das ich im März für den Correspondenten besprach, war die „Allgemeine Gewerkslehre" von Emminghaus.

Zu einer Besprechung ganz anderer Art, zu einem humoristisch-ästhetischen Artikel, gab mir die um jene Zeit erschienene Schrift von Richard Wagner: „Das Judenthum in der Musik" Veranlassung. Selten habe ich eine Kritik so rasch geschrieben und selten ist mir eine so gut geglückt. An einem Sonntag Abend, wo ich allein zu Hause war, ließ ich mir die kleine Broschüre vorlesen und am nächsten Tage diktirte ich die Besprechung darüber, in der ich Wagner, um seiner offenbar nur als Humoreske zu nehmenden Auffassung gegen die Juden willen, als Humoristen verherrlichte, in einem Wurf. Schon nach wenigen Tagen erschien der Artikel im Correspondenten, der sehr zu gefallen schien, wenigstens erntete ich mündlich und schriftlich vielfach Dank dafür.

Recht trockener Natur waren wieder zwei andere Artikel, die ich in jener Zeit für den Correspondenten schrieb, einer über Braun's Parlamentarische Briefe und einer über Arbeiterwohnungen von Sax.

In meiner Uebersetzungsthätigkeit trat zum ersten Male der Fall ein, der sich später noch öfter wiederholen sollte, daß ich mehrere Werke zugleich übersetzte. Schon zu Ende des vorigen Jahres hatte ich neben den Schlußkapiteln des Moonstone eine allerliebste Weihnachtsgeschichte von Charles Dickens: „Boots in the Hollytree-Inn" für den Correspondenten übersetzt. Anfang März einigte ich mich, nach mehrfachen vergeblichen Versuchen, einen Verleger für die Uebersetzung von Charles Reade's „Put yourself in his place" zu finden, mit dem Correspondenten über den Abdruck im Feuilleton und machte mich alsbald an die Arbeit. Ich stand noch mitten in dieser Uebersetzung, als eine Zeitungsnotiz über das kürzlich erfolgte Erscheinen des Buches des Grafen von Paris über die englischen Trades Unions: „Les Associations Ouvrières en Angleterre", in mir den Wunsch erregte, dieses Werk ins Deutsche zu übertragen, zu dessen Erfüllung ich auch alsbald eine Handhabe sah. Meine Schwester Elisabeth war mit dem Arzte des Grafen von Paris

befreundet; ich fragte daher sofort bei ihr an, ob sie durch Vermittlung dieses Herrn versuchen wolle, mir das Uebersetzungsrecht an dem Werke des Grafen von Paris zu verschaffen. Bereits nach wenigen Tagen erhielt ich von meiner Schwester ein Telegramm mit der angenehmen Mittheilung, daß der Graf von Paris mir das Uebersetzungsrecht überlasse und zwar, wie sich erwarten ließ, unentgeltlich. Ich machte mich, in der Ueberzeugung, daß der Verkauf der Uebersetzung keine Schwierigkeiten haben werde, alsbald an die Arbeit, über deren Verlag ich mich auch im Mai mit Herrn Julius Springer in Berlin einigte. Schon zuvor war ich in direkte Verbindung mit dem Grafen von Paris getreten, mit welchem ich im Verlaufe der Uebersetzung und der Korrektur wiederholt Briefe wechselte. Die nächste Veranlassung dazu boten einige Uebersetzungsschwierigkeiten und später die regelmäßige Uebersendung der Korrekturbögen, die sich der Graf ausbedungen hatte. Seine übrigens ganz zwanglos geschriebenen Briefe, in denen sich der Prinz nur durch die Unterschrift „votre bien affectionné" zu erkennen giebt, hat meine Frau als interessante Autographen ihrer Autographensammlung einverleibt.

Die in einem Briefe an meinen Schwager Ernst Benzon ausgesprochene Absicht, mich, wenn er demnächst, wie alljährlich, zum Besuche seiner Großmutter nach Ludwigslust reise, in Hamburg zu besuchen, hat der Graf niemals ausgeführt.

Bereits im Juli war ich mit der Uebersetzung des Buches fertig und konnte mich in Friedrichroda, Elgersburg und anderen thüringischen Orten, in die mich meine Sommerreise führte, mit der Korrektur beschäftigen.

Das Jahr 1869, von dem ich bisher nur, soweit meine literarischen Beschäftigungen in Betracht kommen, gesprochen habe, war übrigens kein glückliches für uns. Es begann mit dem Ausbruch einer Kinderkrankheit in unserm Hause, der eines unserer Kinder vor Ende des Jahres zum Opfer fallen sollte. Am 3. Januar bekamen alle unsere Kinder, das drei Monate alte Baby mit einbegriffen, den Keuchhusten. Dr. Cohen stellte uns die Wahl, ob wir die Kinder ausschicken oder zu Hause lassen wollten; im erstern Falle würde der Keuchhusten achtzehn, im letztern neun Wochen dauern. Wir wählten natürlich das letztere, ohne

daß jedoch Dr. Cohen's Verheißung in Betreff der kürzern Dauer in Erfüllung gegangen wäre.

Meine Frau räumte, um jede Berührung der Kinder mit kalter Luft zu vermeiden, denselben unser großes, im Parterre gelegenes Eßzimmer zum Bewohnen ein, in welchem sie sich, unter Mitbenutzung des anstoßenden Wohnzimmers, den ganzen Tag über lustig genug tummelten. Bald stellte sich auch bei mir ein übler Husten ein, der sich, nachdem mir der Arzt schon seit Ende Januar das Ausgehen verboten hatte, im Februar als förmlicher Keuchhusten entpuppte. Ich war, obgleich ich als Kind den Keuchhusten ganz gehörig gehabt hatte, doch von meinen Kindern angesteckt und, obgleich bald sechsundvierzig Jahre alt, in der unangenehmsten und störendsten Weise mit dieser Kinderkrankheit behaftet. Zum Glück dauerte der Zustand, der mir übrigens nur durch seine körperlichen Beschwerden peinlich, durch die gebotene Absperrung aber eher angenehm war, nur verhältnißmäßig kurze Zeit. Während die armen Kinder noch bis Ende April das Zimmer hüten mußten, kam ich mit etwas mehr als dreiwöchentlichem Hausarrest davon. Die ältesten waren dann Gottlob! völlig wiederhergestellt, während die kleine Elisabeth sich noch immer nicht recht erholen wollte.

Unser geselliger Verkehr erfuhr durch mein längeres Unwohlsein natürlich eine nachhaltige, wenn auch, wie gesagt, mir nicht weiter unangenehme Störung. Meine Frau leistete mir meistentheils in meiner Einsamkeit treulich Gesellschaft und ging nur einige wenige Male allein aus, so unter anderm einmal in eine Vorlesung von Treitschke über den Großen Kurfürsten, aus der sie begeistert nach Hause kam. Ein anderes Mal, Anfang März, wo ich zwar bei Tage schon wieder ausgehen durfte, des Abends aber noch das Haus hüten mußte, besuchte meine Frau allein eine große hübsche Gesellschaft bei Leos, wo die Antigone des Sophokles in vertheilten Rollen gelesen und Mendelssohn's Musik dazu, theils vierhändig auf dem Klavier gespielt, theils gesungen wurde.

In den ersten Tagen des April nahmen wir Abschied von meinem Neffen Freddy Oppenheim. Dieser reiste, einem Herzensdrange folgend, der ihn unwiderstehlich nach der amerikanischen Heimath zu ziehen schien, nach San Francisco, wo er sich später dauernd niederließ.

Ende April veranlaßte der Besuch des Professors Seegen mit Frau und Schwägerin, Fräulein Böhm, die bei meiner Schwester in Fontenay logirten, in unserm Familienkreise eine recht lebhafte gesellige Zeit. Es gab Diners, Ausfahrten, Frühstücke die Hülle und Fülle. Seit langer Zeit zum ersten Male wieder sahen wir gelegentlich dieses Besuches einmal auch eine größere Zahl von Freunden zu Tische bei uns. An einem Sonntage machten wir Vormittags mit meiner Schwester, Seegens und Leos eine Ausfahrt an die Elbe und frühstückten beim Flottbecker Bäcker. Abends führte meine Schwester ihre Gäste und meine Frau ins Theater, den „Postillon von Lonjumeau" mit dem Tenoristen Wachtel zu hören. Frau Hermine Seegen aber, die sich für diese Vergnügungsstrapaze zu angegriffen fühlte, zog es vor, den Abend ruhig zu Hause mit mir zuzubringen und benutzte diese Gelegenheit, mir, zu meinem großen Vergnügen, eine allerliebste Novelle „Auf fremdem Boden", die sie kürzlich geschrieben hatte, vorzulesen. Schon einige Zeit zuvor war eine erste Novelle von ihr „Zu spät" unter dem Pseudonym J. Franz durch meine Vermittlung im Feuilleton des Correspondenten erschienen und hatte großen Beifall gefunden. Auch ihre zweite Novelle, eben die, welche sie mir an diesem Abend vorlas, sollte später in demselben Blatte erscheinen. Seitdem hat sie, so viel ich weiß, von ihrem hübschen novellistischen Talente keinen Gebrauch wieder gemacht.

Die ehrenvolle Ernennung meines Schwagers Dr. Carl Leo zum Sekretär der Finanzdeputation, die uns Alle sehr erfreute, muß etwa um diese Zeit geschehen sein.

Ende Mai feierten wir die Taufe unserer kleinen Elisabeth, welche Herr Pastor Ritter in Gegenwart der Familie und des Fräulein Pauline Böhm vollzog, die noch nach der Abreise von Professor Seegen und Frau einige Zeit bei meiner Schwester verblieb. Das Baby war zwar eigentlich seit seiner Geburt ein Sorgenkind und hatte uns erst kürzlich wieder durch Zahnkrämpfe, die noch keines unserer Kinder gehabt hatte, erschreckt. Aber als es bei der Taufe in den Armen der Wärterin lieblich lächelte, gaben wir uns den freudigen Empfindungen hin, die der Moment zu erregen geeignet war und glaubten hoffen zu dürfen, daß uns das Kind erhalten bleiben werde. Auch meine Mutter, die uns

bald nach der Taufe von Berlin aus, wo sie jetzt ihr Domicil aufgeschlagen hatte, für einige Wochen in unserm Hause besuchte, hatte beständig die größte Freude an dem Kinde.

Der Taufe folgte ein Familiendiner, zu welchem noch einige Herren, Dr. Köstlin, Dr. Klauhold und Dr. Brinckmann kamen und bei welchem es munter herging.

Aus der nun noch bis zum Antritt unserer Sommerreise verfließenden Zeit wüßte ich nur weniges hervorzuheben.

An zwei aufeinander folgenden Tagen besuchte ich das Theater, um zwei sehr verschiedenartige Vorstellungen anzuhören, einmal die „Nibelungen" von Hebbel, in welchen die Brunhilde von der berühmten Clara Ziegler gegeben wurde, deren Recitation in dieser Rolle mir aber trocken pathetisch vorkam und mir durchaus nicht behagte. Einen behaglichern Genuß gewährte mir Sardou's, von einer französischen Gesellschaft vorzüglich gegebenes „Les bons villageois."

Eines Frühstückes bei meiner Schwester mit der bekannten Frau Julie Schwabe muß ich noch gedenken. Die etwas confuse und in ihrer Art sich auszudrücken zerfahrene Dame, war und ist doch, durch ihre Bestrebungen und Leistungen auf dem Gebiete der Humanität und durch ihre vielen Verbindungen mit bedeutenden und hochgestellten Personen, eine fesselnde Erscheinung, deren Bekanntschaft zu machen mich lebhaft interessirte.

Wir luden dann an dem gleichen Tage meine Schwester zu einem späten frugalen Mittagsmahl bei uns ein und sahen in ihr den letzten Gast vor unserer Reise, deren Ziel wir dieses Jahr näher als in den vorhergehenden Jahren gewählt hatten. Mit meinem Bruder Sebastian, der jetzt mit seiner Familie seit fast zwei Jahren in Dresden lebte, hatten wir uns brieflich verabredet, einige Wochen in Thüringen, zunächst in Friedrichroda, mit einander zuzubringen.

Am 29. Juli fuhren wir in Begleitung unserer beiden Jungen, die bei der Kunde, daß sie mit sollten, in hellen Jubel ausgebrochen waren, nach Harburg, was damals noch per Dampffähre zu geschehen hatte, und reisten auf der Hannoverschen Bahn über Cassel, von da nach Eisenach, wo wir um ein Uhr Mittags eintrafen und uns sogleich auf die Wartburg begaben, die meine

Frau mit den Jungen gründlich besichtigte. Ich saß derweilen bei schönstem Wetter im Freien, wo sich bald Frau und Kinder wieder zu mir gesellten und wo wir dann in Gesellschaft zweier uns bekannter, auf einer Fußtour begriffener Hamburger Primaner, Cohen und Spengel, der Söhne der in diesen Blättern bereits oft genannten gleichnamigen Aerzte, unser Mittagsmahl ganz vergnüglich einnahmen. Nachmittags ging es weiter zunächst per Eisenbahn nach Waltershausen, dann per Pferdebahn nach Fröttstedt und von hier per Omnibus über Reinhardsbrunn nach Friedrichroda, wo wir in der Abenddämmerung eintrafen und uns sofort in den „Herzog Ernst" begaben. Hier wurden wir von meinem vor der Thür sitzenden Bruder herzlich empfangen.

Das Zusammensein mit Sebastian und seiner Familie gestaltete sich für uns und unsere Jungen während der wenigen Wochen, die wir hier zubrachten, sehr angenehm. Wir machten mit meiner Schwägerin und den Kindern — mein Bruder war schon damals wenig mobil und entfernte sich nur auf kurze Strecken vom Hause — viele schöne Spaziergänge in die Umgegend, trotz des fast durchgängig schlechten Wetters, wir verplauderten manche angenehme Stunden mit meinem Bruder und seiner Frau im Freien und lasen, abwechselnd auf ihrem und auf unserm Zimmer, Abends bei der gemüthlichen Lampe manches hübsche Buch, u. a. Novellen von Heyse und die Erzählung des norwegischen Dichters Björnstjerne Björnson „Synnöve Solbakken." Bei Tage hatten meine Frau und ich oft mit der Korrektur der Druckbogen meiner Uebersetzung des Buches des Grafen von Paris zu thun, die ich mir, da der Verleger drängte, auf dieser Reise überallhin nachsenden ließ.

Die Jungen, denen es auf Reisen nie und nirgends an Gespielen fehlte, die vielmehr überall, wie ich zu sagen pflegte, schon in den ersten fünf Minuten nach der Ankunft eine Schaar von vertrauten Busenfreunden um sich versammelten, hatten daran auch hier alsbald Ueberfluß. Der beste unter ihnen aber war und blieb mein Neffe Fred Leo Lehmann, ein prächtiger Junge, der zwar einige Jahre älter war als meine Jungen, sie auch zu manchem wilden Knabenstreich verleitete, so daß ich ihn

oft scherzhaft „the irritating monster“, „the evil spirit of my boys“ nannte, aber bei alledem vortrefflich für sie sorgte.

Auf unseren Promenaden begleitete uns bisweilen der unserer Familie seit langen Jahren bekannte und befreundete, damals in Gotha lebende, liebenswürdige Maler Louis Gurlitt mit seiner Frau, einer Schwester Fanny Lewald's, und seinen Kindern. So wanderten wir einmal mit ihnen nach dem Spießberghaus, wo thüringische Mädchen sehr hübsch mehrstimmig sangen, von uns aber, als wir uns nach Art großstädtischer Reisender in ein zutrauliches Gespräch mit ihnen einzulassen versuchten, gar nichts wissen wollten, sondern uns verlachten.

Auf einer Fahrt nach Liebenstein, die wir eines Morgens trotz bitterkalten, regnichten Wetters, unser sieben — meine Schwägerin mit ihren beiden Kindern und wir und unsere Jungen — in einem Wagen unternahmen, mußte uns für die Ungunst des Wetters die gute Laune entschädigen, und an dieser fehlte es nicht. Vor Frost klappernd, aber trotzdem munter scherzend, legten wir die erste Strecke des Weges bis Brotterode zurück, wo wir unsere erstarrten Seelen durch eine im warmen Zimmer genossene Tasse Bouillon ein wenig belebten. Zum Glück besserte sich nun auch das Wetter und munter ging's weiter über Schloß Altenstein, wo wir ausstiegen, uns ein wenig umsahen, und wo Carl von dem uns begegnenden Herzog von Meiningen, den er auf mein Geheiß ehrerbietig grüßte, einen freundlichen Gegengruß erhielt, auf den er nicht wenig stolz war. In Liebenstein trafen wir gerade zur Table d'hôte Zeit im Hôtel Müller ein, konnten also sehr willkommener Weise unsern Hunger sofort stillen. Nach Tische trafen wir gute Bekannte, den Advokaten Magnus aus Braunschweig mit seiner Frau Sophie geb. Isler aus Hamburg, einer Jugendfreundin meiner Frau. Das liebenswürdige Paar nahm sich unser freundlich an, Herr Magnus machte meinen Damen und Kindern die Honneurs von Liebenstein und geleitete sie namentlich auf einem schönen Spaziergange nach der Burg Liebenstein, während Frau Magnus bei mir zurückblieb und mir derweilen vorlas.

Liebenstein gefiel uns allen so sehr, daß wir schon halb entschlossen waren, dahin überzusiedeln, als Herr Magnus uns

zögernd einwendete, er halte es nunmehr für seine Pflicht uns mitzutheilen, daß das Scharlach im Hause sei. So standen wir davon ab und traten bald die Rückfahrt nach Friedrichroda an. Hier aber wollten wir keinesweges noch lange bleiben; nach einigem Schwanken entschieden wir uns für Elgersburg, von dem ich aus früherer Zeit her angenehme Erinnerungen hatte, und Mitte August machten wir uns allesammt in zwei Wagen dahin auf den Weg. Ueber den Oberhof, wo wir Mittag hielten, und die Schmücke, von wo Frauen und Kinder auf den Schneekopf stiegen, während Sebastian und ich ruhig warteten, ging es nach Elgersburg, wo wir gegen Abend eintrafen.

Die Eindrücke, die wir hier bei unserer Ankunft empfingen, waren keine sehr freundlichen. Wir wurden, als wir zu Abend zu essen verlangten, in ein kleines Zimmer gewiesen, durch dessen nach dem Speisesaal hin geöffnete Thüren die Klänge eines Liebhaber-Konzertes zu uns drangen, das eben im Saale abgehalten wurde. Noch mehr vielleicht die Neuheit der Situation und die Bemerkungen, die mir meine ausgelassene Laune eingaben, als die Sache selbst, ließ uns das ganze Treiben etwas tollhäuslerisch erscheinen. Auch in der Folge wollte es uns hier nicht recht wohl werden. Die Hauptschuld daran trug wohl das meistentheils kalte und regnerische Wetter, das die Meinigen auch den landschaftlichen Reizen des Ortes nicht gerecht werden ließ. Dazu kam die wirklich auch bei den bescheidensten Ansprüchen unbefriedigende Beköstigung und die, wie es schien, gerade zu jener Zeit besonders unglücklich zusammengesetzte, überwiegend langweilige Gesellschaft. Wir versuchten es, so gut es gehen wollte, uns an Spaziergängen und Lektüre zu erlaben. Zu letzterer wählten wir die gerade in Elgersburg spielenden Spielhagen'schen Novellen „Die schönen Amerikanerinnen" und „Unter den Tannen", die uns zwar gut unterhielten, uns aber nur um desto lebhafter beklagen ließen, daß wir es, im Gegensatz zu anderen besseren Zeiten, so unglücklich mit Wetter und Gesellschaft getroffen hatten. Von unseren Spaziergängen will ich nur eines, nach dem sogenannten „Goethefelsen" gedenken, in dessen nächster Nähe eine Mühle und ein Wirthshaus liegen, in welchem wir in dem dort gehaltenen Fremdenbuche den Namen Goethe's

— der hier oft und gern verweilt haben soll — von seiner eigenen Hand, ein Jahr vor seinem Tode eingetragen, lasen. Sonst wüßte ich von unserm achttägigen Aufenthalte nur etwa noch zu erzählen, daß es einmal einen Ball gab, auf dem es recht lustig zuging und auf dem auch meine Frau recht viel tanzte, und daß ich nach längerm Warten auf einen Korrekturbogen, den ich mir von dem Grafen von Paris hierher erbeten hatte, diesen Bogen endlich mit einem artigen Briefe des Grafen aus Wien erhielt, der die Verzögerung mit seiner Reise nach der österreichischen Hauptstadt, wohin ihm die Korrektur nachgeschickt worden sei, entschuldigte.

Endlich traten wir, gemeinschaftlich mit meinem Bruder und seiner Familie, die Rückreise an. Im offenen Omnibus ging es Nachmittags zunächst nach Ilmenau; von hier marschirten wir lustig weiter zum „Göckelhahn". Am Fuße des Berges lag eine Kaffeewirthschaft. Ich erklärte meiner Frau, in Anlehnung an die bekannte Berliner Redensart: ‚Liebe Frau, wenn einer von uns stirbt, ich geh' nach Berlin' — „Wenn einer von uns auf den Berg geht, ich bleibe hier und trinke Kaffee"; worauf sich dann alle behaglich niedersetzten und sich den Kaffee trefflich munden ließen. Dann ging's auf den mir schon von früherher bekannten „Göckelhahn" mit seiner herrlichen Aussicht und seinen ehrwürdigen Goethe'schen Versen.

Das seitdem ein Raub der Flammen gewordene kleine Goethehaus stand damals noch, und so hatten die Meinigen die Freude, das von Goethe dort gedichtete und mit eigener Hand an eine Holzwand geschriebene Nachtlied: „Ueber allen Gipfeln ist Ruh", zu lesen. Goethe hat es als alter Mann einmal eigenhändig renovirt; seitdem war es mit Glas und Rahmen versehen worden. Das Liedchen trug nicht Goethe's Unterschrift.

Am nächsten Morgen besuchte meine Frau noch zeitig mit den Knaben, zu deren großer Belustigung, die Glasfabrik Sophienhütte. Dann mußten wir uns von Lehmanns trennen, da es uns nicht gelungen war, meinen Bruder zu überreden, sich uns mit den Seinen noch auf einer kleinen Tour durch Thüringen anzuschließen.

Auf unserm Wege besuchten wir zunächst die Ruine Paulinzelle. Dort machten wir Mittag und erfreuten uns, meine

Frau und meine Kinder an der Betrachtung der reizenden Ruine, ich in der Erinnerung an dieselbe, der ich mich, inmitten der schönen Säulentrümmer behaglich sitzend, lange Zeit hingab. Von da fuhren wir an den Fuß des Trippstein, gaben unserm Kutscher Auftrag, unsere Sachen nach dem bekannten Gasthof Zum Hirschen — ich wußte früher nur von einem Gasthofe dieses Namens — zu bringen und gingen zu Fuß auf den Gipfel mit seinem Borkenhäuschen, von dem aus man einen so wundervollen Blick auf das unten liegende Schwarzburg hat. Beim Herabsteigen ruhten wir uns eine Weile auf einer Bank aus und machten hier die angenehme Bekanntschaft eines neben uns sitzenden reisenden Ehepaares, eines Rechtsanwalt Quenstedt aus Bromberg, beiläufig eines Freundes unseres hamburgischen Oberstaatsanwalts Mittelstädt.

In Schwarzburg angekommen, erfuhren wir zu unserm großen Verdruß, daß unser Kutscher uns, vermuthlich absichtlich, mißverstanden und unsere Sachen nicht nach dem, mit seinem Altane über dem Hirschpark so reizend gelegenen „Weißen Hirsch", wohin wir gewollt hatten, sondern nach einem, seit einigen Jahren errichteten Concurrenzhôtel gleichen oder ähnlichen Namens gebracht hatte. Es kostete viel Mühe und Schererei, ehe wir dort loskamen, ja selbst das Hinzurufen des Schulzen führte uns nicht zum Ziele, da dieser, trotz der eindringlichsten Vorstellungen, die der mich freundlich bei dieser Angelegenheit unterstützende Herr Quenstedt und ich ihm machten, offenbar keine Lust hatte, es mit einem Ortsangehörigen zu verderben und uns durch seine Autorität zu unserm Rechte zu verhelfen. Endlich, nach vielem Hin- und Herreden und längeren Verhandlungen entschloß sich der Wirth, uns gegen eine kleine Entschädigung unsere Sachen herauszugeben.

Nun erst konnten wir unseres Aufenthaltes recht froh werden, genossen denselben dann aber auch während unseres mehrtägigen, vom schönsten Wetter begünstigten Dortseins in vollstem Maße. Ueber diesem köstlichen Fleck Erde liegt ein milder Frieden ausgebreitet, dem wir uns auf verschiedenen Spaziergängen, namentlich aber, halbe Tage lang auf dem reizenden Altan des Gasthofes sitzend, mit Wonne hingaben. Allzulange durfte in-

dessen dieser idyllische Zustand nicht ausgedehnt werden; so fuhren wir an einem der letzten Augusttage durch das reizende Schwarzathal und weiter nach Weimar, wo wir Nachmittags eintrafen. Als charakteristisch für Heinrich's Unbändigkeit will ich hier noch einschaltend erzählen, daß der Kutscher, mit welchem wir auf dieser kleinen Thüringer Reise fuhren und bei welchem Heinrich auf dem Bock gesessen hatte, am Schlusse der Fahrt erklärte, mit dem Jungen, der, aller Warnungen unerachtet, regelmäßig die schwingenden Mühlenflügel, an denen der Wagen vorbeikam, im Vorübersausen zu berühren versuche, fahre er nicht wieder.

In Weimar angekommen, war unser nächster Weg, nachdem wir im Russischen Hof Quartier genommen hatten, auf der Post Briefe in Empfang zu nehmen, die wir dann alsbald, auf einer Bank im Park sitzend, lasen. Zwei Briefe aus Salzburg von meiner Mutter und meinem Bruder Friedrich enthielten die für mich sehr angenehme Mittheilung, daß Joachim, mit dem die Meinigen in Salzburg zusammengetroffen waren, emphatisch seine große Befriedigung sowohl über meinen Artikel „Händel und Shakespeare" von Gervinus als ganz besonders über meine Satire gegen Wagner's „Judenthum in der Musik" ausgesprochen habe.

Am nächsten Morgen fingen wir zeitig an, die Merkwürdigkeiten und geweihten Stätten Weimars zu besuchen: das Schloß, das Schillerhaus, die Stadtkirche mit dem herrlichen Bilde von Lukas Cranach und vieles andere. Unser letzter Weg vor Tische war nach dem erst neuerdings eröffneten Museum mit den herrlichen Bildern von Asmus Carstens, den Schwind'schen „Sieben Raben" und seiner mit den schönen Prellerschen Bildern zur Odyssee geschmückten Halle. Auch den Meister selbst sprachen wir hier.

Ich ging in dieser Zeit mit dem Gedanken um, bei der steigenden Theurung des Lebens in Hamburg, wo zu wohnen mich ja leider keine Berufspflicht zwang, einen billigern Aufenthaltsort im Innern Deutschlands zu wählen und hatte unter anderm auch an Weimar gedacht. Nun erfuhr ich, daß Preller selbst einen Theil seiner, in der nach dem Belvedère führenden Allee reizend gelegenen Villa zu vermiethen beabsichtige; über diese

Wohnung, die wir uns schon am Morgen angesehen hatten, und über andere mehr künstlerische Dinge unterhielten wir uns nun mit dem Künstler und seiner Frau, die beide sehr artig und liebenswürdig waren. Preller faßte den kleinen Heinrich unters Kinn und sagte: „Du siehst mir aus, als wolltest Du auch Maler werden.“ Für diese Annahme nicht sehr viel versprechend war jedoch Heinrichs Ausspruch, den er bei einem am Nachmittage wiederholten Besuche des Museums that. Dem Jungen mochte es endlich der Kunstgenüsse etwas zu viel werden; er zupfte Amalie am Kleide und bat: „Komm doch, Mama, was siehst Du an dem alten Klierkram!“

Nachdem wir am nächsten Vormittage noch die Bibliothek in Augenschein genommen hatten, fuhren wir nach Halle, wo wir uns mit meiner Nichte Helene Zimmern ein rendez-vous gegeben hatten. Wir freuten uns, sie, wenn auch nur während weniger Stunden, zu sprechen, denn sie mußte bereits um halbzwei Uhr nach Dresden weiter reisen. Zuvor hatten wir an der primitivsten Table d'hôte, die mir jemals auf Reisen vorgekommen ist, zusammen zu Mittag essen können. Nach Helenens Abreise fuhren wir mit den Knaben nach dem niedlichen Soolbad Wittekind, schlenderten eine Weile durch die Straßen Halles und gingen zeitig zu Bett. Die Heimreise machten wir von Magdeburg aus in demselben Coupé mit dem Präses Dr. Albrecht, seiner Frau und seinen beiden ältesten Kindern, die gleichfalls von einer Sommerreise zurückkehrten, und mit denen wir und die Kinder uns, plaudernd und gesellige Spiele spielend, sehr gut unterhielten.

In Hamburg, wo wir am 1. September eintrafen, war gerade an diesem Tage eine große Gartenbauausstellung auf dem Stintfangwall eröffnet worden.

Die Zeit nach unserer Rückkehr bis zum Schluß des Jahres war, wenn nicht die traurigste, die wir erlebt haben, doch eine recht traurige und ganz gewiß eine der unangenehmsten meines Lebens. Das wenige Angenehme, das ich aus dieser Zeit zu melden habe, beschränkt sich wesentlich auf die mehrwöchentliche Anwesenheit meiner Schwester Elisabeth, mit der wir wie immer sehr heitere Stunden verlebten und deren Gegenwart wiederholt

zu hübschen geselligen Vereinigungen und Ausflügen in die Umgegend, namentlich an die Elbe, Veranlassung gab. Sie war zur Kur in Carlsbad gewesen, hatte dort mehrere Wochen mit meiner Schwester Marie zusammen verlebt, wollte dieselbe nach Hamburg begleiten und führte diese Absicht aus, obgleich ich ihr am 4. September hatte telegraphiren müssen, daß bei Mariechen die Masern ausgebrochen seien, weshalb wir ihr anheim gäben, ob sie trotzdem nach Hamburg kommen wolle. Sie kam, und wir sahen sie natürlich oft, wenn auch nicht in unserm Hause, das sie zu betreten scheute, wiewohl Mariechen sich, Gottlob, bald wieder erholte.

Ernste Sorge machte uns schon bald nach unserer Rückkehr die Gesundheit unserer kleinen Elisabeth. Das schon durch den Keuchhusten geschwächte Kind bekam auch die Masern und war zu schwach, um in seinem zarten Alter die so rasch auf einander folgenden verschiedenen Kinderkrankheiten zu verwinden. Nach den Masern stellte sich Anfang Oktober ein Ausschlag ein, gegen welchen der Arzt eine energische Behandlung mit einer Theersalbe verordnete, die dem Kindchen, bei der gewissenhaften Anwendung, die meiner Frau zur Pflicht gemacht worden war, und die sie widerstrebend vornahm, offenbar große Schmerzen verursachte. Noch am 10. Oktober, einem schönen Herbsttage, fuhr meine Frau die Kleine in ihrem Wägelchen selbst spazieren. Am Dienstag, den 12. Oktober, bald nach Tische aber wurde sie von heftigen Krämpfen befallen, und kurz nach Mitternacht verschied sie in den Armen ihrer Mutter.

Unsern Jammer bei diesem härtesten Schlage, der uns noch betroffen hatte, besonders den meiner armen Frau, versuche ich nicht zu schildern.

Ein Glück war es für mich, in dieser traurigen Zeit, daß ich durch literarische- und Uebersetzungsarbeiten vollauf in Anspruch genommen war. Außer den verschiedenen, wohl schon genannten größeren Romanen, von Charles Reade „Put yourself in his Place“, dem ich im Deutschen den Titel „Der Kampf um's Dasein“ gab, und von Wilkie Collins: „Man and Wife“, beschäftigten mich einige kleinere Uebersetzungen aus einem Bande

französischer Novellen einer sich unter dem Pseudonym „Caroline Gravière“ verbergenden belgischen Schriftstellerin.

Weit größere Befriedigung als diese Arbeit gewährte mir indessen die Beschäftigung mit John Stuart Mill's „The Subjection of women“, über welche geistreiche, wenn auch, nach meiner Ansicht, von irrigen Voraussetzungen und Behauptungen wimmelnde Schrift, ich einige Artikel für den Correspondenten schrieb.

Von der Uebersetzung des Buches des Grafen von Paris hatte ich nur noch die letzten Korrekturbogen zu lesen, sollte aber in Veranlassung dieser Arbeit, in dieser an Unannehmlichkeiten so reichen Zeit, auch in einer Sphäre Verdrießlichkeiten erfahren, wo ich es am wenigsten erwartet hatte. Der Graf von Paris hatte mich gebeten, eine Reihe von Exemplaren seines Werkes in seinem Namen an verschiedene gekrönte Häupter, die Königin von Preußen, den Großherzog von Weimar und Andere zu schicken. Ich hatte diesen Auftrag, wie ich glaubte, pünktlich ausgeführt, indem ich meinem Vorleser, dem mehrfach genannten Wülfffen, die betreffenden Exemplare nebst anderen, von mir selbst an Freunde zu versendenden, richtig couvertirt und adressirt, zur Expedition übergab. Wie erschrak ich daher, als ich einen Brief vom Grafen von Paris erhielt, der mich belehrte, daß keines der in seinem Auftrage von mir, wie ich glaubte, versandten Exemplare, an seine Adresse gelangt sei. Als nach sofortiger Anfrage bei der hiesigen Oberpostdirektion die Antwort lautete, es sei kein Exemplar des Buches des Grafen von Paris zur Beförderung auf der Post aufgegeben, fing ich an, gegen Wülfffen Verdacht zu schöpfen und ermittelte, hauptsächlich in Folge eines Besuches auf der Oberpostdirektion in Begleitung Wülfffen's, daß dieser von den achtundzwanzig, ihm zur Beförderung übergebenen Exemplaren bisher noch kein einziges besorgt hatte. Ob der, wie ich später erfuhr, sehr lockere und immer in der dringendsten Geldverlegenheit steckende Patron die Exemplare vielleicht versetzt hatte, um sich etwas Geld zu verschaffen, untersuchte ich nicht weiter und weiß ich auch heute nicht. Es genügte mir, daß er die Exemplare sofort wieder zur Stelle schaffte, und daß ich im Stande war, dieselben sicher expediren zu lassen. Daß ich mich, halb aus Gutmüthigkeit, halb aus Bequemlichkeit, dabei beruhigte und nicht vielmehr den Wülfffen

sofort entließ, war, wie ich zugeben muß, recht leichtsinnig von mir.

Bemerken will ich übrigens gleich hier, daß ich, bald nach Versendung der Exemplare seines Buches, von dem Grafen von Paris einen artigen Brief erhielt, in welchem er mir in herzlich-verbindlicher Weise seinen Dank für meine Uebersetzung aussprach.

Das Maaß der kleinen Verdrießlichkeiten und Sorgen des Lebens war aber noch keinesweges erschöpft. Nicht nur griff das nothgedrungene längere Liegen meiner Frau störend in ihre mannigfachen häuslichen Pflichten und mir gewidmeten Arbeitszeiten ein, sondern es folgte eine Reihe kleiner Erkrankungen der Kinder und schließlich ein Exanthem, von welchem nach und nach die ganze Familie ergriffen wurde, dessen ungefährliche Natur der Arzt lange Zeit hindurch nicht erkannte, und welches, eben durch diese Ungewißheit und durch die angewendeten scharfen Mittel, noch quälender und peinlicher für die Patienten wurde.

Endlich wandte ich mich an meinen alten Universitätsgenossen, Professor Esmarch, und nach einem einsam und trübselig verbrachten Weihnachtsfeste begaben wir uns insgesamt nach Kiel, wo wir schnell Heilung fanden.

Das Jahr 1869 hatte unfreundlich angefangen und unfreundlich geendet. Auch der Beginn des Jahres 1870 war eben kein freundlicher, obgleich die in Kiel zugebrachten Tage sich keinesweges unangenehm gestalteten.

Da wir Gottlob alle von Herzen gesund waren, ließen wir uns die auf unserm Zimmer servirten, reichlichen und guten Mahlzeiten vortrefflich schmecken, lasen viel, u. A. den kürzlich erschienenen neuesten Band der gesammelten Aufsätze von Treitschke und die Mémoires d'une idéaliste von dem bekannten Fräulein von Meysenbug; schrieben Briefe und arbeiteten an meiner Uebersetzung von Man and Wife weiter, spielten mit den Kindern gesellige Spiele, gingen später, als wir Bett und Zimmer verlassen durften, spazieren und führten in unserer Zurückgezogenheit ein ganz reizendes idyllisches Dasein.

Auch der Verkehr mit den uns gemeinsam, freilich mehr freundschaftlich als ärztlich behandelnden Professoren Esmarch

und Bartels war angenehm und anregend. Von großem Werth war mir, wie ich hier beiläufig bemerken will, daß Professor Bartels — abweichend von allen übrigen Aerzten, die mich bisher behandelt hatten — sich entschieden dahin aussprach, meine Blindheit habe keineswegs ihren Grund in einem Rückenmarksleiden, sondern in einer ganz lokalen Schwäche des Sehnerven.

Inzwischen wurde unser Haus in Hamburg, unter der gütigen Aufsicht meiner Schwester Marie, gründlich gereinigt und von aller Infection gesäubert.

Als wir am Abend des 8. Januar heimkehrten und wieder in das gewohnte Leben eintraten, hätten die überwundenen Beschwerden wie ein böser Traum hinter uns liegen können, wäre uns nicht durch das Einkehren in die alten Verhältnisse das Fehlen unseres lieben Töchterchens im Familienkreise wieder neu und schmerzlich zum Bewußtsein gekommen.

Nicht gar lange sollten wir uns übrigens einem wenigstens sorgenfreien Behagen hingeben dürfen; denn an einem der letzten Tage des Januar wurden wir durch die Kunde erschreckt, Carl sei von einem Hunde bös ins Bein gebissen.

Nach seiner Versicherung hatte der Junge sich mit dem Thier gar nicht befaßt; andere Jungen hatten den vor einen Wagen gespannten Hund durch Neckereien gereizt, und als nun Carl ganz harmlos hinzutrat, um sich, nach Jungenart, die Sache ein bischen anzusehen, wurde er von dem wüthenden Thier angefallen und gebissen. Mariechens Lehrerin, Fräulein Anna Wolff, hatte die Güte, den verletzten Jungen in ihrem Rollstuhle nach Hause fahren zu lassen. Carl aber ließ den Rollstuhl einige Schritte vor unserm Hause halten, „damit Mama sich nicht zu sehr erschrecke“, und humpelte ins Haus.

Meine Frau hatte von der Gefahr eines Hundebisses damals noch keine Vorstellung und dachte sich im ersten Augenblick nicht viel Arges bei der Sache. Auch mir war die Gefahr damals noch nicht recht klar; gleichwohl fanden wir es richtig, sofort zu unserm Hausarzt und auch — weil dieser am Tage oft schwer anzutreffen war — zu einem andern nahe wohnenden Arzte zu schicken. Letzterer wollte die Bißwunde sofort mit Calilauge behandeln. Während wir uns aber noch in einem Zimmer

des ersten Stockes überlegten, ob wir ohne Zustimmung unseres Hausarztes dieses energische Mittel anwenden lassen sollten, hatte inzwischen der, ohne unser Wissen von Carl auf seinem Wege nach Hause bestellte Wundarzt Grovemann unberufener- und voreiliger Weise, die Bißwunde des Jungen, den wir einstweilen unten in der Eßstube auf die Chaiselongue gebettet hatten, mit Höllenstein gebeizt. Als bald darauf unser Arzt erschien, war er über das eigenmächtige und nach seiner Erklärung ganz verkehrte Verfahren des Wundarztes sehr ungehalten. Er nahm die Sache übrigens sehr ernst, klärte uns über die große Gefahr auf und band uns auf die Seele, alles aufzubieten, um in Erfahrung zu bringen, ob der Biß von einem nur gereizten oder von einem wirklich tollen Hunde herrühre. Er wolle bis dahin die Wunde durch Kanthapidenpulver offen halten und sich zur bessern Aufspürung des Hundes selbst an die Polizei wenden. Ein Gleiches thaten wir, neben vielen anderen Bemühungen, und nach einer in schwerer Sorge und stiller Angst verbrachten Zeit gelang es endlich, den Besitzer des Hundes mit dem Thiere herbeizuschaffen, welches von Carl sofort als sein Angreifer erkannt wurde. Der Hund aber wurde nach thierärztlichem Befunde für vollkommen gesund erklärt.

Wir waren natürlich sehr glücklich und hatten, nach Verlauf einiger Wochen, wo Carl völlig wieder hergestellt war, alle Ursache, dem Himmel für die Abwendung so großer Gefahr zu danken.

Endlich konnten wir uns nun auch wieder einer freundlichen Geselligkeit hingeben, öftere Zusammenkünfte mit der Familie und mit Bekannten in unserm Hause und in befreundeten Häusern pflegen und auch an öffentlichen Unterhaltungen theilnehmen. Ich gedenke hier insbesondere einer musikalischen Soirée bei Herrn Pius Warburg in Altona, in welcher Warburgs Nichte, die vortreffliche Liedersängerin, Fräulein Helene Magnus, und Anton Rubinstein die Gesellschaft mit Vorträgen erfreuten.

Von öffentlichen musikalischen Aufführungen sei hier einer Vorstellung des Wagnerschen Tannhäuser mit Niemann, verschiedener philharmonischer Konzerte, in deren einem Ferdinand Hiller ein Klavierkonzert von Mozart vortrug, während in einem

andern sich Joachim und Frau hören ließen, eines Konzertes, in welchem ein von dem Sänger Adolf Schulze gebildeter gemischter Chor die Brahms'schen Liebeswalzer sehr reizend vortrug, vor allem aber des herrlichen Florentiner Quartetts gedacht, dessen meisterhaftes Zusammenspiel wir zu wiederholten Malen bewundernd genossen. Endlich will ich noch zwei Vorlesungen erwähnen, die ich hörte. Die eine von Dr. Wibel „über moderne Naturanschauung" war die interessante Aeußerung eines geistreichen Fachmannes, die andere von dem bekannten Schriftsteller Dr. Robert Avé Lallemant über die kürzlich erfolgte Eröffnung des Suez-Kanals, der er als Gast des Khedive beigewohnt hatte, war dagegen mehr ein Panegyrikus auf die großartige Gastfreundschaft des Khedive und auf die unaussprechliche Anmuth der Kaiserin Eugénie, gegen die er sich allerdings später, nach Ausbruch des Krieges nicht eben milde aussprach.

In unserm Volkswirthschaftlichen Verein eröffnete den Reigen der Vorträge über nationalökonomische Fragen in diesem Winter Herr Dr. Soetbeer mit einem fesselnden Vortrag über die Goldwährung. Ich sprach am 25. Februar über das Verhältniß der Consumtion zur Production.

Von bemerkenswerthen Menschen, mit denen wir zu jener Zeit zusammentrafen, nenne ich als alten Bekannten meiner Mutter, u. A. den bekannten Politiker Jakob Venedey, und den, namentlich durch seine Orientbilder berühmten Aquarellisten Carl Werner, der sich längere Zeit mit seiner Frau in Hamburg aufhielt, und den wir bei uns und in befreundeten Häusern wiederholt zu sehen Gelegenheit hatten.

Im Laufe der eben geschilderten Wochen erfuhr unser engerer Familienkreis eine Bereicherung, wenigstens für viele Monate, durch den Besuch einer Nichte meiner Frau, Tony Zimmern aus London, welche sich in Hamburg wissenschaftlich, häuslich und musikalisch ausbilden sollte, letzteres unter der bewährten Leitung unseres Freundes, Professor Carl Graedener. Unsere Nichte wurde uns bald eine liebe Hausgenossin. Sie gewöhnte sich schnell in den, freilich ganz anders als der ihrige in London gearteten, weit unruhigern Haushalt, und unsere Kinder fanden an ihr eine gütige ältere Schwester und Genossin.

Durch das Eintreten von Fräulein Minna Neumann in unser Haus gewannen wir für eine Reihe von Jahren einen wahren Schatz an liebevoller Pflege der Kinder, an treuer Mitarbeiterschaft für mich und an gewissenhafter Wahrnehmung der ihr obliegenden häuslichen Pflichten. Daß sie vor Jahren mit meiner Nichte Mimi und mit Frau Villa Steinert geb. Völklein im Langaard'schen Institut zusammen gewesen war, habe ich, glaube ich, schon früher erzählt. In dem Hause der Frau Steinert war es auch, wo ich jetzt Fräulein Neumann die Proposition machte, (beiläufig an Stelle des mir allzu prätentiösen Fräulein Emma Huß, die vor Jahresfrist bei uns eingetreten war und allerdings, wie ich dankbar anerkenne, schwere und böse Zeiten freundlich mit uns getragen hat) unsere Hausgenossin zu werden. In ihrer großen Bescheidenheit erhob sie Bedenken gegen ihre Fähigkeiten; es gelang mir aber, dieselben zu zerstreuen.

Minna Neumann trat am 1. März in unser Haus ein, und blieb bei uns bis zum Oktober 1875, wo sie sich durch verwandtschaftliche Beziehungen verpflichtet glaubte, eine andere Stellung anzunehmen, und wo wir sie alle mit Schmerz scheiden sahen. Wir bewahren ihr ein dankbares und freundliches Andenken.

Eines ganz angenehmen Gastes, eines jungen Franzosen, Namens Boutrokeen, will ich noch im Vorbeigehen gedenken, um zu zeigen, wie ahnungslos man hier wie drüben in Frankreich Anfang April noch der drohenden Kriegsnähe gegenüber war. Der junge Mann war ein Schützling meiner Schwägerin Clémence, der die große deutsche Hafenstadt kennen lernen und sich von hier nach London begeben sollte, um in ein kaufmännisches Geschäft zu treten. Er war ein ganz artiger bequemer Mensch, bei dem wir unser eingerostetes Französisch gern etwas auffrischten, und der uns Abends viel und gut vorlas, so unter Anderm „Le Marquis de Villemer" und „Valentine" von George Sand.

Unsere Abende verloren auch keinesweges an Gemüthlichkeit, als wir eines Tages genöthigt wurden, fortan für längere Zeit ganz auf unser Eßzimmer zu verzichten, alle Mahlzeiten im Wohnzimmer einzunehmen und überhaupt fast ganz in demselben zu

existiren. Im Eßzimmer brach nämlich an einem Sonntagvormittage plötzlich ein ganz kurz zuvor neugesetzter Ofen zusammen, glücklicherweise, ohne weitern Schaden anzurichten, als daß der Ofen mühsam wieder aufgebaut werden mußte und das Zimmer für längere Zeit unbenutzbar blieb. Man ist aber bekanntlich nie vergnügter als in einer gezwungenen Beschränkung, und unsere Hausgenossen, Tony Zimmern, sowie der junge Franzose, fügten sich, gleich uns, mit gutem Humor in das uns durch die Verhältnisse aufgezwungene enge Zusammenrücken.

Daß der junge Mann, nach gastlicher Aufnahme in unserm und später, von uns empfohlen, im Zimmern'schen Hause in London, bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges seinem Zorn über Deutschland Worte lieh, ist ihm, als Franzosen, wohl nicht allzusehr zu verargen, ebensowenig aber meinen Geschwistern in London, daß sie ihn dann fallen ließen.

Am 15. Mai tagten im Saale des Patriotischen Hauses Vertreter der Hansestädte zum Zweck einer Berathung über die wichtige Frage der Armenpflege, die ich, wie auch eine am Abend des 14. in Bartels Hotel stattfindende Vorversammlung besuchte. Die letztere, zu der ich in Begleitung meines Freundes Steinert ging, hatte einen durchaus gemüthlichen Charakter. Ich unterhielt mich gut, namentlich auch mit dem als Redakteur des Bremer Handelsblattes und volkswirthschaftlichen Schriftsteller bekannten Dr. A. Lammers, einem angenehmen und liebenswürdigen Manne. Die Verhandlungen selbst wurden meistens in streng sachlicher Weise geführt und waren recht interessant. Dabei fehlte es nicht an einzelnen pikanten Momenten. Dahin rechne ich unter anderm die in der Diskussion hervortretende Meinungsverschiedenheit zwischen dem Vorsteher des Statistischen Bureaus, Herrn Neßmann, der sich für unbedingte Freizügigkeit aussprach, und seinem Vorgesetzten, Herrn Senator Versmann, der diese Ansicht bekämpfte; ferner die besonders damals gewiß ungewöhnliche Betheiligung einer Dame an den Verhandlungen. Gegen Ende derselben nämlich erhob sich die bekannte Frau Emilie Wüstenfeld und hielt eine ganz verständige Rede. Mittags versammelte man sich dann im Zoologischen Garten zu einem Diner, an welchem ich gleichfalls theilnahm. Erwähnen will

ich noch, daß ich am Morgen in der Frühstückspause im Restaurationszimmer Herrn Dr. Julius Eckardt, dem bisherigen Mitredakteur der Leipziger Grenzboten, der als Redakteur en chef des Hamburgischen Correspondenten von der Aktiengesellschaft „Börsenhalle" neu engagirt und mit seiner Familie kürzlich nach Hamburg gezogen war, vorgestellt wurde. Bei dieser flüchtigen Begegnung mit einem Manne, mit dem und dessen Familie ich und meine Familie uns später aufs innigste befreunden sollten, hatte es damals sein Bewenden.

Durch das am 10. März dieses Jahres erfolgte Hinscheiden des berühmten Componisten und Klavierspielers Ignaz Moscheles in Leipzig waren wir als Freunde und Verwandte der Familie schmerzlich mitbetroffen; wir beklagten den Verlust dieses ausgezeichneten Künstlers und vortrefflichen Menschen aufs innigste.

Zwei Monate später, am 10. Juni, ging durch die ganze Welt tiefe Trauer über den Tod Charles Dickens'. Moscheles war nach einem schaffensreichen Leben in hohem Alter, wenn auch noch ungebrochen, dahingegangen. Dickens stand in der Vollkraft des Mannesalters; mitten im bewegten Leben und Schaffen raffte ihn plötzlich ein Herzschlag hin.

Für mich hatte dieser plötzliche Todesfall — neben dem Schmerz, welchen er bei jedem Gebildeten erregen mußte — noch das besondere peinliche Interesse, ob Dickens' neuester Roman, The Mystery of Edwin Drood, von welchem die ersten Lieferungen erschienen waren, mit deren Uebersetzung ich mich gerade befaßte, von dem Verfasser zu Ende geführt sei und druckfertig in seinem Nachlasse vorgefunden werden würde. Ich sah richtig voraus, daß aus den mancherlei solchergestalt der Lösung harrenden Fragen für mich endlose Weiterungen entstehen würden, auf die ich nicht näher eingehe. Rein sachlich berichte ich, daß nur sechs Lieferungen, gerade die Hälfte des Romans, im Druck, folgeweise auch in meiner, von Julius Springer in Berlin verlegten Uebersetzung erschienen sind, daß aber selbst dieses Bruchstück höchst lesenswerth ist, wie viele feingesponnene Fäden es freilich auch unentwirrt lassen mußte.

Am 13. Juni wurden wir durch die Geburt einer Tochter

erfreut, deren Erscheinen um so willkommener war, als uns dadurch ein Ersatz für unser erst so kürzlich verlorenes Töchterchen Elisabeth geboten wurde.

Wenige Tage zuvor, am 8. Juni, war bei unseren Geschwistern Carl und Franziska Leo das erste Töchterchen nach drei Söhnen erschienen, der sie, nach beiden Großmüttern, den Namen Marianne beilegten. Daß die beiden Cousinen Freuden und kleine Leiden der Kindheit getreulich getheilt, auch großentheils gemeinsamen Unterricht erhalten haben und noch erhalten, versteht sich wohl von selbst.

Wie sich wenige Wochen später die Dinge politisch gestalteten, bis es am 19. Juli zu der offiziellen Kriegserklärung Frankreichs gegen Deutschland kam, und wie dann der große Krieg ausbrach, ist zu bekannt, als daß ich mich damit hier näher zu beschäftigen hätte. Nur insofern die großen Ereignisse, die nun bald ihren Anfang nahmen und längere Zeit hindurch das öffentliche und private Interesse aller Deutschen ausschließlich beanspruchten, mit meinen kleinen persönlichen Erlebnissen verknüpft waren, werde ich hin und wieder auf den Verlauf des gewaltigen Kriegsdramas Bezug zu nehmen Gelegenheit haben.

Die Zeitungen mit ihren Nachrichten vom Kriegsschauplatze wurden begierig verschlungen, die Siegesbotschaften von Groß und Klein mit Jubel begrüßt, Männer und Frauen betheiligten sich nach Kräften an den Liebeswerken für die im Felde liegenden Truppen, an der Errichtung von Hospitälern für die Verwundeten und an deren Pflege.

Neben diesen gewaltigen Interessen hatte doch aber auch das Privatleben mit seinen mannigfachen Forderungen seinen gewohnten Fortgang. Man hat schon oft beobachtet, wie unverändert sich in besonders bewegter Zeit, selbst in den nächstbetheiligten Kreisen, die kleinsten Privatinteressen weiter spinnen, wie viel mehr mußte das in dem vom Kriege doch zunächst direkt wenig berührten Hamburg der Fall sein. Abgesehen von den allerdings recht zahlreichen Familien, deren Söhne zum Heere entsandt waren, und an deren Schicksal sich das unmittelbarste Interesse knüpfte, war doch die ganze Bevölkerung nicht eigentlich an dem Kriege betheiligt, sondern vertrat bei demselben mehr

die Rolle eines Zuschauers, und obgleich die Blokade der Elbe für unsern Handel ein großes Hemmniß und Grund genug war, ein glückliches Ende des Krieges herbeizusehnen, nahm das bürgerliche und gesellige Leben bei uns seinen ungestörten Fortgang.

Auch unser Verkehr mit der Familie und unseren Freunden dauerte ununterbrochen fort; nur, daß freilich die Unterhaltung sich regelmäßig um den Krieg drehte, auch wenn nicht, wie oftmals, das ganze Interesse einer geselligen Vereinigung durch eine eben eingetroffene Siegesnachricht beansprucht wurde.

Unser geselliger Kreis war in gewisser Weise in Folge des Krieges vollständiger bei einander, als es wohl sonst in dieser Jahreszeit der Fall gewesen sein würde. Zwar unsere Nichte Tony beeilte sich, nach ausgebrochenem Kriege sofort nach Hause zurückzukehren und reiste am 17. Juli wieder nach London; die nach Hamburg gehörenden Mitglieder der Familie aber nahmen entweder, wie in unserm Falle, von jeder Sommerreise Abstand, oder beeilten sich, nach Hamburg zurückzukehren. So kam meine Schwester Marie rasch von Carlsbad nach Hause, und so unterbrach mein Schwager, Dr. Carl Leo, der bei Ausbruch des Krieges auf dem Rigi weilte, seine Erholungsreise und eilte nach Hamburg zurück. Auch die längere Anwesenheit meines Bruders Sebastian und seiner Familie, die zu häufigen und angenehmen Familienzusammenkünften Veranlassung bot, verdankten wir dem Kriege. Kurz nach der Kriegserklärung flüchteten Lehmanns von Düsternbrook, wohin sie erst vor wenigen Tagen zur Kur gegangen waren, wo es ihnen aber jetzt nicht mehr geheuer schien, nach Hamburg und blieben längere Zeit in Fontenay als Gäste meiner Schwester.

Mit ihnen feierten wir am 26. Juli, meinem Geburtstage, dem Tage, welcher im Kalender den Namen Anna führt, die Taufe unserer kleinen jüngstgeborenen Tochter, welche eben diesen Namen, einem Versprechen meiner Frau an ihre Freundin Anna Piaget gemäß, zu führen bestimmt war. Aber auch meine Schwägerin Cornelia war Gevatterin und hielt das Kindchen über die Taufe, welche Herr Pastor Gotthard Ritter vollzog.

Anfang August reisten die drei ältesten Kinder auf einige Tage mit Fräulein Minna Neumann zu einem, an dem jen-

seitigen Ufer der Unterelbe, in Darchau, auf dem Lande wohnenden Verwandten derselben. Während ihrer Abwesenheit herrschte im Hause natürlich eine ganz ungewöhnliche Stille. Sie kehrten nach acht Tagen, ganz erfüllt von allem Erlebten, zu uns zurück.

Ein Erlebniß, das sich bei ihrer Rückkehr zutrug, hätte ein schlimmes Ende nehmen können. Beim Aussteigen aus einem kleinen Boot, mit welchem Minna und die Kinder an das zur Rückfahrt bestimmte Elbdampfschiff fuhren, war das Boot umgeschlagen, waren alle drei Kinder ins Wasser gefallen und nicht ganz ohne Mühe gerettet worden. Wir erfuhren das erst später.

Ein Beispiel, wie das Interesse geselliger Zusammenkünfte ganz durch eine eben eingetroffene Siegesnachricht hingenommen wurde, war unsere Vereinigung mit Leos und Steinerts bei meiner Schwester Marie in Fontenay am 6. August. Herr Steinert hatte die eben eingetroffene Nachricht von dem Siege bei Wörth mitgebracht, und unser aller Jubel über diese Freudenbotschaft war kein Ende.

Der Psychologe Bossard, den wir schon vor Jahren kennen gelernt hatten, tauchte im Spätherbst einmal wieder in Hamburg auf. Er war im Grunde ein armseliger Wicht in jedem Sinne des Wortes, blutarm und ganz ungebildet. Seine schriftlichen und mündlichen Charakteristiken strotzten von unverstandenem und unverständlichem Zeug, und es wäre ein völlig müßiges Beginnen gewesen, für das Anhören des überwiegend sinnlosen Geschwätzes dieses traurigen Gesellen Zeit und Geld herzugeben, wenn er nicht unleugbar, bei aller in seinem Kopfe herrschenden Begriffsverwirrung, mit einer seltenen Gabe der Physiognomik ausgestattet gewesen wäre, die ihn befähigte, über den Charakter mancher Menschen wahrhaft überraschende und frappante Aeußerungen zu thun. Bei seiner frühern Anwesenheit hatte er meiner Mutter, die eine ungemein lebhafte und äußerst redselige Frau ist und war, bei Bossard aber bis zu dem Augenblick, wo er sie charakterisirte, absichtlich kein Wort gesprochen hatte, gesagt, sie möge sich davor hüten, zu viel zu sprechen, sonst werde sie ihrer Gesundheit schaden. Zu dem bekannten Dr. Riesser, den er zum ersten Male sah, sagte er, er sei zum Reformator ge-

boren. Bei seiner diesjährigen Wiederkehr luden wir ihn zu uns ein und hatten es dabei namentlich auf die Charakteristik unserer drei ältesten Kinder abgesehen. Zu unserer Ueberraschung charakterisirte er Carl und Mariechen, zwei sehr robuste Kinder, als delikate, leichtblütige Wesen, die man mit ein Paar Kanarienvögeln vergleichen könne, und die zu einer heitern sorgenlosen Existenz bestimmt seien. Von Heinrich aber, dem magern blaßen kleinen Burschen, dessen nervöse Natur uns oft Sorge machte, erklärte er, der sei durchaus kräftig und ganz befähigt, die Kämpfe des Lebens durchzufechten. Die Folge hat gelehrt, daß in dieser Charakteristik überraschend viel Wahres lag, wenn auch andere Aeußerungen des Physiognomikers, wie z. B. die, daß Carl kein Gedächtniß habe und nicht studiren müsse, sich auch später als so grundverkehrt erwiesen, wie sie schon damals erschienen.

Kurze Zeit darauf ließ meine Schwester Marie Bossard noch einmal einen Abend zu sich kommen, um an den anwesenden Familienmitgliedern und einigen Fremden seine Künste zu produziren. Unter den letzteren befand sich auch Frau Dr. Clara Schumann, die, uneingeladen, einen Vorabendbesuch gemacht und, nachdem sie liebenswürdigerweise etwas gespielt hatte, nur noch kurze Zeit zu bleiben gedachte. Aber noch vor ihrem Aufbruch erschien der „Psychologe Bossard“ wie er sich nannte, und wünschte alsbald an dem Kopfe der Frau Dr. Schumann zu experimentiren. Da war er nun aber freilich an die Unrechte gekommen. Sie wollte von dem Hokuspokus nichts wissen, weigerte sich kurzweg, sich betasten und beurtheilen zu lassen, und entfernte sich bald. Bossard schäumte vor Wuth und gab dieser Empfindung einen höchst komischen Ausdruck, als er bei der Charakteristik einer Nichte meiner Schwester, einer einfachen und besonders musikalisch ganz unbegabten Frau, in seinem gewöhnlichen, ruhigen, etwas schläfrigen Ton erklärte, sie sei musikalisch hochbegabt und im Grunde viel musikalischer als die, die da eben fortgegangen sei.

Daß die heranwachsenden Kinder uns gelegentlich zu schaffen machten, versteht sich eigentlich von selbst. Ich erinnere mich aus dieser Zeit eines schlechten Wochenzeugnisses, welches Carl — es war im Spätherbst — einmal aus der Schule mitbrachte,

und welches meine Frau, die diese Dinge immer sehr schwer zu nehmen geneigt war, in große Aufregung versetzte.

Viel ernster als solche vorübergehende, mehr oder weniger in jeder mit Kindern gesegneten Familie vorkommenden und im Grunde doch unerhebliche Zwischenfälle präoccupirte mich eine andere Angelegenheit. Meine pekuniären Verhältnisse waren weit entfernt, befriedigend zu sein. Die Vergrößerung der Familie und das Heranwachsen der Kinder machten immer größere Ausgaben nöthig, während meine Einnahmen mit denselben nicht Schritt hielten. Ich ging darüber mit meinem allezeit hülfsbereiten und höchst einsichtigen Bruder Friedrich zu Rathe, und das Ergebniß unserer über diesen Gegenstand gepflogenen Correspondenz war zunächst der Versuch, durch eingehende Erkundigungen Gewißheit darüber zu erlangen, ob wir nicht an einem andern geeigneten Orte billiger als in Hamburg würden leben können. Ich hatte, wie oben erzählt, bereits im verflossenen Sommer in Weimar vorübergehend an eine Uebersiedelung nach diesem Orte gedacht, diesem Gedanken aber weiter keine Folge gegeben. Jetzt nahmen wir die Sache ernster, wir dachten an Bonn. Aber die von unserm Freunde Professor J. B. Meyer erbetene Auskunft lautete durchaus nicht ermuthigend, da er das Leben in Bonn namentlich als nichts weniger als billig schilderte.

Während meine Frau und ich uns aber noch angelegentlich mit derartigen Ueberlegungen beschäftigten, war mein Bruder Friedrich, im Verein mit meinen Schwestern, in echt geschwisterlicher Weise darauf bedacht gewesen, wirksamer und nachhaltiger für eine Verbesserung meiner Vermögensverhältnisse Rath zu schaffen. An einem Abend im Anfang December übergab mir meine Schwester Marie beim Fortgehen einen Brief meines Bruders Friedrich, der mich von der hocherfreulichen Lösung meiner Schwierigkeiten, die mich für die Zukunft aller Nahrungssorgen enthob, unterrichtete.

Daß wir, so befreiten Herzens, das Weihnachtsfest besonders fröhlich mit der bei uns versammelten Familie feierten, versteht sich wohl von selbst. Nach der Bescheerung gab es noch die Aufführung einer von meiner Frau gedichteten, im deutschen Lager vor Paris spielenden, sehr niedlichen Scene, an deren

Schluß durch den, einen Feldpostboten vorstellenden Martin Leo eine Vertheilung von kleinen Gaben an die Anwesenden stattfand.

Am letzten Tage des Jahres schrieb ich u. A. einen Neujahrsglückwunsch an unsern Onkel Ferdinand Leo nach Stuttgart. Ich erwähne das, um die, wie ich glaube, seiner Zeit von mir vergessene Mittheilung daran zu knüpfen, daß der alte Herr vor kurzem ganz nach Stuttgart übergesiedelt war. Er hatte sich dazu entschlossen, um mit seinem Lieblingsbruder Hermann, der sich, früher als Kaufmann in Manchester etablirt, neuerdings nach Stuttgart zurückgezogen hatte, und dessen Familie zusammenzuleben. Er sollte sich dieses Zusammenlebens nicht lange erfreuen, denn Hermann Leo starb bald nach Uebersiedelung seines Bruders Ferdinand. Dieser aber blieb in Stuttgart und lebte dort einige Jahre mit der Familie seines Bruders. Von einer spätern schweren Erkrankung an einer Lungenentzündung, die das Schlimmste befürchten ließ, und auf deren telegraphische Meldung mein Schwager Dr. Leo und unsere Tante Löwenthal, die Schwester des alten Herrn, sofort zur Pflege nach Stuttgart eilten, erholte sich Onkel Ferdinand zu unser Aller freudigster Ueberraschung bald und wunderbar schnell wieder.

Der erste Theil des Jahres 1871 verlief, ohne besonders bemerkenswerthe erfreuliche oder unerfreuliche Vorkommnisse, ruhig in ungestörter Thätigkeit und angenehmer Geselligkeit. In letzterer Beziehung hebe ich vor allem den beginnenden Verkehr mit der Familie Eckardt hervor. Ich habe oben, wenn ich nicht irre, meiner ersten flüchtigen Begegnung mit Dr. Julius Eckardt und seiner Hieherberufung schon gedacht. Seitdem hatte ich ihn nicht wieder getroffen, bis wir ihn und seine Frau im Herbst vorigen Jahres bei meiner Schwester kennen lernten. Meine Frau hatte sich damals gleich sehr zu Frau Bella Eckardt hingezogen gefühlt, und damit war der Grund zu einem dauernden Freundschaftsverhältniß gelegt, welches uns noch heute mit der Familie Eckardt verknüpft, auch nachdem dieselbe, nach zwölfjährigem Aufenthalte, Hamburg wieder verlassen hat.

Daß aus der Freundschaft der Eltern sich bald auch eine herzliche Zuneigung unter unseren und Eckardts Kindern entwickelte, ist wohl natürlich.

Wir sahen das liebenswürdige Ehepaar dann wiederholt im Frühjahr und Sommer dieses Jahres. So erinnere ich mich eines Diners bei Dr. Gustav Hertz, an welchem auch Dr. Gläsers, Direktor Classens und Eckardts Theil nahmen, und wo bei und nach Tisch eine höchst animirte und interessante Unterhaltung gepflogen wurde. Wenige Tage später — es war am Donnerstag, den 16. März, wo wir am Morgen in der Probe zum Philharmonischen Konzerte Carl Reineckes Festouverture mit den beiden Motiven: „Seht, er kommt mit Ruhm gekrönt“ und „Nun danket Alle Gott“ gehört hatten — brachten wir den Abend bei Eckardts zu und trafen dort in kleinem Kreise Senator Kirchenpauer, Baron Ungern-Sternberg und Carl Reinecke, welcher letztere uns noch zum Schluß sehr schön vorspielte. In den ersten Tagen des April aßen wir mit Concertmeister David, Frau Bella's Vater, mit Herrn und Frau Dr. Eckardt und mit der Sängerin Fräulein Regan bei meiner Schwester Marie zu Mittag; es wurde Abends sehr schön musicirt, ebenso in der darauf folgenden Woche bei unseren Freunden Jaques, unter anderm Quartette von Haydn und Schubert, in denen, sowie in einigen Solovorträgen, wir uns an Davids meisterhaftem Spiel und seiner feinen Vortragsweise zu erfreuen Gelegenheit hatten.

Dazwischen fehlte es nicht an stillen Abenden, die wir mit den Freunden bei uns und bei ihnen gemüthlich verplauderten. So brachten wir Anfang Juli einen Abend höchst angenehm mit Dr. Geffcken und Dr. Mittelstädt bei ihnen zu. Als wir, wie meist, wenn wir mit Eckardts zusammen waren, zu später Nachtstunde aufbrachen, begleiteten sie uns nach Hause, er mich führend. Wenige Tage später, kurz vor Antritt unserer Sommerreise, verzehrten sie bei uns mit meinem Schwager Carl, Herrn Steinert und Dr. Brinckmann ein kleines schnell improvisirtes Sonntagsdiner. Als eines Tages Frau Mathilde Arnemann mit ihrem Sohne Leo bei uns zu Mittag gegessen hatte, kam Dr. Eckardt noch spät herüber und brachte den jungen Mann, welcher als Lieutenant der Reserve im elften Ulanenregiment den Krieg mitgemacht hatte und eben von einer, bei Orleans erlittenen Beinquetschung genesen war, durch seine lebendige anregende Art zu fragen, zu einer höchst interessanten Schilderung seiner Kriegs-

erlebnisse, namentlich seiner Erbeutung einer französischen Batterie bei Loigny.

Bald sollten wir übrigens auch Gelegenheit haben, mit einigen kriegsgefangenen französischen Offizieren, sehr artigen Leuten von bequemem Verkehr, zusammen zu treffen. Es war auf einem Diner bei Herrn Siegmund Warburg, welchem die jungen Männer aus ihrer Heimath empfohlen waren.

Es wurde an jenem Abend viel musicirt, besonders Quartette gesungen. Als das schöne: „Durch tiefe Nacht ein Brausen zieht" erklang, wendete sich der eine der französischen Offiziere zu mir mit den Worten: C'est un chant patriotique, n'est-ce-pas? Ah, c'est beau ça!"

Das politische Interesse stand überhaupt nach wie vor im Vordergrunde. Von allen den vielen Siegesbotschaften, die während der Sommermonate 1870 und seitdem rasch auf einander eintrafen, hatte keine — selbst nicht die langersehnte von der Capitulation von Metz — eine so allgemeine freudige Aufregung verursacht, wie die am 2. September erfolgte Uebergabe von Sedan und Gefangennahme Napoleons III., von welcher die Kunde freilich erst am Morgen des 3. September zu uns drang, als in dem stillen Klosterstieg das Jubelgeschrei unserer Jungen erscholl, die um zehn Uhr aus der Schule nach Hause kamen. Sie hatten frei. Mariechen aber, deren kleiner Cursus von den Weltereignissen keine Notiz genommen hatte, klagte in komischer Betrübniß: „Wir haben nie frei, wenn Napoleon gefangen genommen wird!"

Wie allerorten, so fand auch in unserer Vaterstadt am Abend eine glänzende Illumination statt, zu welcher meine Schwester uns und die Kinder im offenen Wagen abholte, so daß wir das fröhliche Treiben und Wogen in den festlich geschmückten Straßen voll mitgenießen konnten.

Diese wunderbare Zeit fachte auch in den in der Fremde lebenden Deutschen die Liebe zum Vaterlande und den Opfermuth für dasselbe neu und mächtig an. So berichtete ein Brief meines Bruders Friedrich von einer Expedition meines Schwagers Ernst Benzon, der sich, ausgerüstet mit ausgezeichneten chirurgischen Instrumenten und Verbandzeug, persönlich auf den Kriegsschau-

platz begeben hatte, um nach Kräften zur Pflege der Verwundeten behülflich zu sein.

Ueber diese Reise geben übrigens spätere Mittheilungen meines Schwagers Benzon merkwürdige Aufschlüsse. Während die namhaftesten Chirurgen, wie zum Beispiel Langenbeck, über ihre mangelhaften Instrumente in Verzweiflung und über die Ankunft der schönen englischen Instrumente hoch erfreut waren, sahen die deutschen Militärchefs die Hülfsleistungen Privater für die Pflege der Verwundeten gar nicht gern.

Daheim aber, im ganzen deutschen Vaterlande, war jeder an seinem Theile beflissen, sich den im Felde verwundeten oder erkrankten Soldaten durch Pflege oder durch Liebesgaben dankbar zu erweisen. Auch meine Frau besuchte wiederholt, entweder allein oder in Begleitung meiner Schwester Marie, die in St. Pauli errichteten Militärhospitäler und Baracken und vertheilte nach ihren Kräften kleine Geschenke und Erfrischungen unter die Verwundeten, die für jede ihnen gespendete Aufmerksamkeit rührend erkenntlich waren.

Die Capitulation von Paris und der in den ersten Tagen des März 1871 erfolgte Abschluß der Friedenspräliminarien wurden auch bei uns freudig begrüßt und von der Bevölkerung — freilich nach Art der Hamburger etwas spät — am 5. März durch eine Illumination gefeiert. Eine wie lebhafte Theilnahme die neue Gründung des Reiches in Hamburg in allen Kreisen fand, zeigte sich recht deutlich am 22. März, dem ersten von König Wilhelm als deutscher Kaiser gefeierten Geburtstage. Kirchliche Feier, Flaggenschmuck, abendliche Illumination und ein, von schönstem Wetter begünstigtes Wogen der Bevölkerung vom frühen Morgen bis zum späten Abend durch die Straßen, gaben Zeugniß von der frohbewegten Stimmung der Stadt.

Meine Frau machte sich schon zeitig mit Fräulein Neumann und den Jungen auf, um dem Festgottesdienste in der großen Michaeliskirche beizuwohnen. Nach Schluß derselben traf sie bei Wiezel mit mir, unseren Geschwistern und den Freunden Steinerts zusammen, wo wir ein Frühstück in bester Laune verzehrten. Darnach gingen wir zu Fuß längs des Hafens, der mit seinen festlich bewimpelten Schiffen einen sehr schönen Anblick darbot,

durch die Stadt nach Hause zurück. Die abendliche Illumination sah sich meine Frau mit den Kindern in Gesellschaft meiner Schwester Marie an, während ich mit Minna zu Hause zu bleiben vorzog.

Als die letzten Momente der großen Kriegsperiode, die eine besondere Theilnahme des Publikums in Anspruch nahmen, kann man wohl die Tage bezeichnen, an welchen an verschiedenen Orten zu verschiedenen Zeiten die siegreichen Truppen ihren Einzug hielten. Das großartigste dieser Einzugsfeste war natürlich das Mitte Juni in Berlin gefeierte. Meiner Frau, die den lebhaften Wunsch hegte, dieser patriotischen Festlichkeit beizuwohnen, wurde die Erfüllung desselben durch die liebenswürdige Einladung unserer Cousine, Frau Auguste Leo in Berlin, ermöglicht.

Am 14. Juni reiste Amalie dorthin und kehrte, nachdem sie ihren Aufenthalt in Berlin sehr genossen und noch einen Abstecher nach Loschwitz bei Dresden gemacht hatte, wo sie im „Weißen Hirsch" Sebastian Lehmanns einen mehrtägigen Besuch abstattete, am 27. Juni nach Hamburg zurück.

Während ihrer Abwesenheit feierten wir am 17. Juni auch in Hamburg unser Einzugsfest, das mir persönlich freilich, durch die vielfach nicht leicht zu treffenden Dispositionen zur Befriedigung der allseitigen Schaulust, mehr Sorge als Vergnügen bereitete, das aber nach allseitigem Urtheil competenter Betheiligter schön und würdig verlief.

In schmerzlichem Gegensatz zu der begeisterten Siegesstimmung bei uns, stehen die Nachrichten, die wir in dem für Frankreich so unheilvollen Verlaufe der Kriegsereignisse von meinem Bruder Heinrich erhielten. Daß ihn das über sein Adoptiv-Vaterland, dem er allen künstlerischen Erfolg und alles Glück seines Lebens verdankte, hereingebrochene schwere Verhängniß tief bekümmerte, war wohl begreiflich. Er correspondirte zu jener Zeit regelmäßig nur mit meiner Mutter, und diese theilte uns, gelegentlich ihres Besuches in Hamburg, wo sie das Weihnachtsfest mit uns verlebte, verschiedene Briefe Heinrichs mit, deren Inhalt in zwiefacher Beziehung betrübend war. Einerseits berichteten sie über den bedenklich leidenden Gesundheitszustand meines Bruders, und andererseits gaben sie Zeugniß von seiner

erbittert deutsch-feindlichen Gesinnung. Daß er dessenungeachtet in seiner Liebe zu uns unwandelbar blieb, beweisen die Anfangszeilen eines der spärlich einlaufenden, noch deutsch geschriebenen Briefe an mich, in welchen es heißt: So wahrscheinlich immer eine große Verschiedenheit unserer Auffassungen der politischen Verhältnisse oder der Bedeutung von Menschen und Dingen „in diesem ungeheuren Brudermorde" sein möge, so schwer werde er sich entschließen, an ein Auseinandergehen der menschlichen Gefühle unserer beiden Bruderherzen zu glauben, und sicherlich würden unsere persönlichen Bezüge unverwüstlicher Stich halten, als Bollwerke und Festungen.

Dieser Brief ist vom 17. Januar 1871 aus Pau datirt, wohin sich Heinrich mit seiner Familie aus Paris vor der drohenden Belagerung zurückgezogen hatte.

Die Zerstörung seiner monumentalen Werke, der Wandgemälde in dem, während des Commune-Aufstandes eingeäscherten Hôtel de Ville und dem Palais de Justice, die er schmerzlich wie den Verlust seiner Kinder empfand, war nicht geeignet, seinen Groll gegen Deutschland zu mildern; seine von jener Zeit an französisch geschriebenen Briefe an mich enthalten aber, neben Ausbrüchen seiner tiefen Erbitterung, einen Reichthum an Geist, Gemüth und Schaffensfreudigkeit, die selbst seine stark erschütterte Gesundheit nicht zu dämpfen vermocht hatte. Die Langeweile, schreibt er, sei ihm ebenso fremd wie mir, und er danke dem Geber alles Guten, der uns beiden die wunderbare Zuflucht der Arbeit gegeben habe.

Am 21. März traf die Nachricht von dem am 18. März erfolgten Tode Gervinus' ein. Ich habe oben mein Verhältniß zu Gervinus, meine persönlichen Beziehungen zu ihm, meine Hochschätzung für ihn als Mensch und Schriftsteller ausführlich dargestellt. Man wird sich darnach leicht vorstellen können, wie tief mich die Nachricht von dem Tode des verehrten Lehrers ergriff. Der Mißklang, den er selbst erst ganz kürzlich durch die berüchtigte Vorrede zur fünften Auflage seiner „Geschichte der deutschen Dichtung" hervorgerufen, hatte mich tief betrübt, hatte aber meiner Verehrung für den seltenen Mann keinen Eintrag thun können. Die Nachricht von seinem völlig unerwarteten Tode war nur geeignet, mir diese Verehrung noch deutlicher zum

Bewußtsein zu bringen, und rief alsbald den lebhaften Wunsch in mir hervor, meinen Gefühlen einen literarischen Ausdruck zu geben. Ich ging sofort ans Werk und schrieb einen Nekrolog, der mir aber dann nach Inhalt und Umfang für ein Tageblatt doch nicht recht passend erschien. Ich hielt es daher für gerathener, meinen Artikel zu einer Broschüre umzuarbeiten, und war bemüht, mir im voraus für eine solche einen Verleger zu verschaffen. Als der geeignetste erschien mir der bekannte Verleger der Gervinus'schen Schriften, Engelmann in Leipzig; ich erhielt aber von ihm eine ablehnende Antwort und war noch in Ueberlegung darüber, an wen ich mich nun wohl wenden solle, als mein allzeit hülfsbereiter Freund Zacharias, der sich für alle literarischen Angelegenheiten lebhaft interessirte, sich erbot, den Verlag der Broschüre bei dem hiesigen Verleger Otto Meißner zu vermitteln. Dies führte zum gewünschten Ziele, und schon in den ersten Tagen des Mai wurde ich mit Herrn Meißner über die Bedingungen einig.

Meine Vorbereitung zu der Arbeit bestand ganz hauptsächlich darin, mich mit Gervinus' Werken so vertraut zu machen, wie ich es sein mußte, um eingehend über dieselben urtheilen zu können. Ich kannte zwar vieles von den Schriften Gervinus', von denen ich manche, z. B. „Geschichte der deutschen Dichtung", „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts", die kleinen Schriften über die Deutsch-Katholiken und „Die Preußische Verfassung und das Patent vom 3. Februar 1847" selbst besaß. Aber theils kannte ich längst nicht alles, was Gervinus geschrieben hatte, theils und ganz besonders mußte ich doch auch das mir Bekannte jetzt in einem ganz andern Sinne wieder durchnehmen. Ich ließ mir auch die kleinen und kleinsten Schriften, wie das Schriftchen über Historiogeographie und die zahlreichen Bände der „Deutschen Zeitung", wenn auch nur auszugsweise, vorlesen. Während und nach dieser Lektüre schrieb ich emsig an meiner Broschüre, die ich bereits am 16. Mai druckfertig dem Verleger übergeben konnte. Auch die Korrektur, deren ersten Bogen ich etwa gegen Ende Mai erhielt, war bald beschafft, und nun hoffte ich, werde dem demnächstigen Erscheinen der Schrift nichts mehr im Wege stehen. Darauf mußte ich aber noch recht lange harren, was

keinen, der je mit Verlegern zu thun gehabt hat, überraschen wird. Sie drängen immer, wenn es sich um eine Publikation handelt, den Verfasser zur Vollendung, um ihn dann, wenn er mit dem Aufgebot aller Kräfte ihrem Verlangen nachgekommen ist, auf den Druck noch lange warten zu lassen. Endlich, Ende Juni erschien die Broschüre unter dem Titel „Georg Gottfried Gervinus. Versuch einer Charakteristik."

Mit dem Erfolge meiner kleinen Schrift hatte ich Ursache, zufrieden zu sein. In Hamburg zunächst schrieb Dr. Eckardt, der sich angelegentlichst für meine Arbeit interessirte und sich zwei Exemplare von mir erbat, um sie an Julian Schmidt und Herman Grimm zu schicken, eine sehr günstige Kritik für den Correspondenten. Die auswärtigen deutschen Zeitungen sprachen sich durchweg lobend über meine Schrift aus, zwei namhafte Blätter, die „Frankfurter Zeitung" und die „Süddeutsche Presse" brachten Leitartikel über dieselbe, die von Julius Fröbel redigirte letztere, der Tendenz des Blattes gemäß, in einem für Gervinus ungünstigen, für meine Arbeit aber durchaus anerkennenden Sinne. Besondere Freude machte mir ein sehr dankbar eingehendes Schreiben der Frau Victoria Gervinus, die ich von früher her gut kannte, jetzt aber seit langen Jahren nicht gesprochen hatte. Bei einer spätern Anwesenheit in Hamburg erfreute sie mich auch durch ihren Besuch.

Auch in einer englischen Uebersetzung erschien meine Broschüre über Gervinus. Eine Tochter des bekannten englischen Schriftstellers Hepworth Dixon hatte diese Arbeit auf Anregung meines Bruders Friedrich übernommen und recht gut gemacht. Ich fand nur einen allerdings ziemlich starken Verstoß gegen den Sinn, der aber nur ein neuer Beleg dafür ist, wie leicht dem Uebersetzer Mißverständnisse begegnen können. Ich hatte bei Gelegenheit des Protestes der sieben Göttinger Professoren, welcher bekanntlich ihre Absetzung zur Folge hatte, gesagt, sie hätten damit „ihre Existenz aufs Spiel gesetzt." Die Uebersetzerin übersetzte, sie hätten das gethan „on risk of their existence" was, soweit ich weiß, im Englischen nur die Bedeutung „mit Gefahr ihres Lebens" zuläßt, und also etwas ganz anderes ausdrückt, als was ich hatte sagen wollen.

Meine literarische Thätigkeit erstreckte sich im übrigen zunächst wieder auf meine Vorlesungen, die ich in diesem Winter zum letzten Male halten sollte. Es kam verschiedenes zusammen, um mich die Sache aufgeben zu lassen. Die aufzuwendende Mühe und Zeit war doch immer groß und stand, namentlich in letzter Zeit, in keinem Verhältniß zu der geringer gewordenen Theilnahme der jungen Kaufleute.

Mit Uebersetzungen hatte ich in dieser Zeit alle Hände voll zu thun. Ich arbeitete gleichzeitig an dem Payne'schen Roman „Like father like son" und an Wilkie Collins' christmas tale „Miss or Mrs.?" Ob ich desselben Autors „Poor Miss Finch" damals schon zu übersetzen begonnen hatte, entsinne ich mich nicht genau, wohl aber, daß ich bald auch die Uebersetzung von George Eliot's „Middlemarch" in Angriff nahm. Anfang März hatte mir nämlich ein Brief meines Bruders Friedrich eine Uebersetzung dieses neuesten, ganz kürzlich erschienenen Romanes George Eliot's in Aussicht gestellt. Im Juli erhielt ich einen Brief von der Verfasserin selbst, der mich der Erfüllung meines lebhaften Wunsches, diese Uebersetzung zu machen, bereits bedeutend näher brachte. Ueber den Verlag derselben einigte ich mich später mit Franz Duncker in Berlin.

Von Julian Schmidt's „Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit" war kürzlich der erste Band erschienen, dessen Lektüre, behufs einer Besprechung, mich in dieser Zeit beschäftigte. Ein Feuilleton über Bürgermeister Zieglers „Landwehrmann Krille", welchem ich die Ueberschrift: „Ein Kriegsbild" gegeben hatte, war schon vor Schluß des Jahres 1870 im Hamb. Correspondenten erschienen.

Schließlich muß ich noch bei Erwähnung meiner Arbeiten erzählen, daß ich vor Abschluß des Jahres endlich — leider viel zu spät — meinen vieljährigen Vorleser Wülfken definitiv los wurde. Ich traf sofort ernste Anstalten, eine neue Kraft für mich zu gewinnen, und engagirte im Laufe des Dezember Fräulein Mathilde Amyot. Sie begann ihre Thätigkeit bei mir am 16. Dezember, und sie ist mir bis auf den heutigen Tag eine unermüdlich treue Mitarbeiterin geblieben.

Um nun noch einige gesellige und musikalische Erlebnisse

nachzutragen, ehe ich von unserer Sommerreise berichte, erwähne ich, daß wir im verflossenen Jahre ziemlich häufig dem Philologen Professor Kießling, einem geistig angeregten und musikalisch gebildeten Mann, begegneten, der damals als Lehrer an unserm Johanneum wirkte und Hamburg einige Jahre später durch seine Ernennung zum Professor in Greifswald entrissen wurde; ferner daß ich Anfang Mai ein hübsches, zu Ehren Hoffmann's von Fallersleben gegebenes Herrendiner bei Zacharias' mitmachte, und daß meine Cousine Frau Clara Seligman uns an einem Frühlingsabend Klaus Groth's: „De Heisterkrog" vorlas, und gehe dann über zu den musikalischen Aufführungen aus dieser Zeit, unter denen ich als bemerkenswerth das Florentiner Quartett hervorhebe, das wir auch bei seiner diesmaligen Anwesenheit öfter hörten. Eine Aufführung der Meistersinger von Richard Wagner hörte ich im Frühjahr mit meiner Frau zum ersten= und hoffentlich auch zum letzten Male; denn diese Oper hielt und halte ich — ganz abgesehen von meiner sonstigen Abneigung gegen die Wagnersche Richtung, die mich nicht verhindert, den Wagnerschen Kompositionen große dramatische und musikalische Effekte zuzuerkennen — für durchaus verfehlt. Die gesuchte Komik, die sich in dieser Oper breit macht, steht, nach meinem Urtheil, Wagner besonders schlecht zu Gesichte. Ich kann meinen Eindruck nicht besser bezeichnen, als wenn ich sage, Wagner geberdet sich hier wie ein tanzender Elephant.

Am 15. Juli reisten wir in Begleitung unserer beiden Jungen auf Dr. Cohen's Rath, besonders zu meiner Erholung, nach Harzburg. Dort fanden wir eine ganz leidliche Wohnung in einem Gartenhause des bekannten Bade= und Gasthauses „Juliushall". Unter den Bewohnern des Haupthauses befand sich Senator Müller aus Hamburg mit seiner Familie. Wir verkehrten in ganz angenehmer Weise mit einander. Reger noch war freilich unser Verkehr mit einigen außerhalb Juliushall wohnenden Badegästen, unter ihnen namentlich mit zwei, sonderbarerweise gleichnamigen, obgleich durchaus nicht mit einander verwandten Familien, die wir beide erst hier kennen lernten. Es waren ein Fräulein Heymann mit ihrem Neffen, einem jungen Classen, und ihrer Nichte, einem Fräulein Fleischer, und

der Rechtsanwalt Heymann aus Altona mit seiner Frau, einer geborenen Melchior, aus Hamburg. Besonders mit den letzteren befreundeten wir uns bald so sehr, daß wir die Nachmittage und Abende fast ausnahmslos mit einander verlebten. Den regsten Verkehr aber hatten wir mit unseren, theilweise auf unsere Veranlassung nach Harzburg gekommenen Berliner Cousinen, Emilie und Marie Leo, die sich aufs neue als ebenso bequeme wie angeregte und anregende Gefährtinnen bewährten. Zu erzählen ist übrigens von dem Harzburger Aufenthalte wenig. Die Tage flossen im Genuß der schönen Natur ruhig dahin. Den 26. Juli, meinen Geburtstag, hatten wir durch eine Fahrt nach Ilsenburg feiern wollen. Sie wurde uns aber durch das ungünstige Wetter vereitelt, und die Festlichkeiten beschränkten sich daher auf eine morgens von meiner Frau, den Kindern und meinen Cousinen veranstaltete, hübsche Bescheerung und einen in unserm Schlafzimmer-Salon gegebenen Nachmittagskaffee, bei welchem wir unsere Gäste, beide Familien Heymanns, Senator Müllers und unsere Cousinen mit einem, von den letzteren gespendeten Kuchen mit der Aufschrift „Von den ältlichen Cousinen" bewirtheten, und bei dem es sehr munter zuging.

Von den mancherlei Ausflügen, die wir, meistens in Gesellschaft unserer Cousinen oder in der unserer Freunde, unternahmen, nenne ich nur die größeren nach Goslar und dem Rammelsberg, wo meine Frau mit den Jungen ins Silber-Bergwerk hinabstieg, und die Rückfahrt durch das schöne Okerthal nach Ilsenburg und vor allem einen in größerer Gesellschaft unternommenen nach dem Torfhaus, Oderbrück und dem Rehbergergraben.

Sehr lustig ging es einmal bei einem abendlichen Kinderfeste zu, bei welchem die sämmtlichen Kinder der Badegäste, unter Betheiligung der gesammten Badegesellschaft, mit Laternen umherzogen, sich an einem Feuerwerk erfreuten, und bei welchem auch wir mit unseren Jungen natürlich nicht fehlten. Die letzteren machten uns durch ihre Ausgelassenheit zwar öfter zu schaffen, waren aber doch im ganzen gutartig und erfreuten uns durch ihre Gesellschaft.

Mitte August vereinigten wir uns mit unseren Cousinen,

noch vor unserer Rückkehr nach Hamburg einen mehrtägigen Aufenthalt in Thale zu nehmen und von hier aus einige Ausflüge zu machen. Wir stiegen in dem vortrefflichen Zehnpfundhotel ab und ließen es uns während der kurzen Zeit, die wir da zubrachten, wohl sein. Schon am nächsten Tage machten wir eine Fahrt durchs Selkethal nach dem Mägdesprung. Auf der Hinfahrt sprachen wir in Suderode kurz bei meinem Freunde Wichmann vor, der sich dort für einige Wochen mit seiner Familie aufhielt und meldeten uns für den Abend zu einem längern Besuch. Auf der Rückfahrt statteten wir diesen auch ab, wurden von unseren Freunden vortrefflich bewirthet und verplauderten ein gemüthliches Stündchen mit ihnen. Nach einer reizenden Parthie ins Bodethal kehrten wir an einem Sonntage über Magdeburg nach Hamburg zurück. Die Verbindung von Hamburg mit den Orten am Harz war damals eine möglichst unbequeme. Man konnte mit größerer Sicherheit eine Reise durch halb Europa unternehmen, als eine dieser kleinen Touren. So hatten wir auch auf dieser kleinen Reise von Thale nach Hamburg mit Scherereien aller Art zu kämpfen.

Der noch übrige Theil des Jahres verlief ohne bemerkenswerthe Vorgänge. Aus unserm geselligen Leben erwähne ich zwei mehrtägige Besuche meiner auswärtigen Brüder Friedrich und Rudolf. Der erstere kam Ende August und traf gerade mit dem eben in Hamburg anwesenden, auch mit ihm sehr befreundeten Maler Ferdinand Heilbuth zusammen, der uns häufig besuchte; Rudolf brachte Anfang September einige Tage in Hamburg zu. In einer Soirée, welche meine Schwester Marie Anfang Oktober gab, fanden sich einige interessante Leute zusammen, unter anderm der Livländer Hofrath Paul, ein Freund der ebenfalls anwesenden Eckardts, welcher sich um die Stelle eines Direktors des hiesigen Lehrerseminars bewarb, der bekannte Zoologe Professor Carl Semper aus Würzburg mit seiner Frau, einer Schwester meiner Schwägerin Franziska, deren ich als Anna Herrmann, wie sie mit ihrem Mädchennamen hieß, schon wiederholt gedacht habe, und endlich der berühmte Orientalist Julius Oppert, ein Vetter meiner Frau.

Am Weihnachtsabend hatte meine Frau in unserm Eß-

zimmer eine Reihe von Buden aufschlagen und mit Gegenständen aller Art füllen lassen, die einen Jahrmarkt vorstellten, auf welchem die als italienische Pifferari gekleideten Kinder eine von meiner Frau gedichtete, sehr niedliche Scene zur Aufführung brachten. Von musikalischen Aufführungen gedenke ich des zweimaligen Auftretens des unvergleichlich schönen Joachim'schen Quartetts.

Viel machte mir im Herbst mein Befinden zu schaffen. Namentlich während des Monates Oktober litt ich sehr oft an heftigen Nervenschmerzen und nahm ebenso oft meine Zuflucht zur Morphiumsprütze, deren Wirkungen aber stets nur zeitweise vorhielten. Zu dieser unleidlichen Plage gesellte sich im Sommer des Jahres 1872 noch eine andere, äußerst lästige, in Gestalt eines Nasenausschlages, dessen ich nicht Erwähnung thun würde, wäre nicht diese kranke Nase viele Monate hindurch der Gegenstand banger Sorge für mich und die Meinen gewesen — ganz abgesehen von der Störung aller unserer geselligen Beziehungen; denn eine so liebevolle Rücksichtnahme, wie meine Schwester Marie mir bewies, die keinen Anstand nahm, wiederholt im offenen Wagen mit mir spazieren zu fahren und an ihrem Tische mit mir zu essen, durfte und mochte ich von keinem Fernerstehenden in Anspruch nehmen.

Einer in unserm Hause vorgenommenen kleinen baulichen Veränderung gedenke ich hier, weil sie den ersten Schritt zu dem später erfolgten Ankauf des Hauses und die erste einer Reihe, im Laufe der Zeit von uns vorgenommener, größerer baulicher Veränderungen bildete. Es handelte sich dabei um den Ausbau einer Dachkammer, die wir den Knaben zum Schlafzimmer anweisen mußten. Die Sache wurde mit den betreffenden Handwerkern verabredet und war Anfang März bereits eben in Angriff genommen, als eines schönen Tages unser Hauswirth, der Zimmermann Musfeldt, erschien und sich, wohl nicht mit Unrecht, äußerst ungehalten darüber zeigte, daß wir ohne seine Genehmigung in seinem Hause irgend etwas vornehmen ließen. Von dem wunderlichen Wesen des Mannes habe ich, glaube ich, schon früher einmal erzählt. Er war ein ziemlich ungebildeter, leicht aufbrausender und zu Zeiten entsetzlich grober, aber im Grunde

gutmüthiger Mensch. Alle diese Eigenschaften sollten bei seinem jetzigen Besuche nach einander zur Geltung kommen. Anfänglich ergoß er die ganze Schale seines Zornes über uns, sehr bald aber legte sich sein Zorn so völlig, daß er nicht nur ganz freundlich wurde, sondern sich aus freien Stücken erbot, die Verbesserungen der Kammer — und zwar viel umfangreicher, als wir sie projektirt hatten, denn er ließ eine ziemlich tiefe Nische mit einem großen Fenster anbringen — für seine Rechnung vornehmen zu lassen, ein Versprechen, das er auch redlich hielt. Die gute Laune freilich, deren wir uns bei dieser Gelegenheit schließlich zu erfreuen hatten, sollte nicht lange vorhalten. Als Herr Musfeldt uns Ende April einmal wieder einen Besuch abstattete, erregte der, durch Carls Verschulden herbeigeführte, stark verfaulte Zustand des Balkenwerkes in dem Fußboden der Badestube — Carl hatte eine ganze Nacht den Hahn der Wasserleitung offen gelassen und eine große Ueberschwemmung veranlaßt — seinen Zorn in so hohem Grade, daß er erklärte, er wolle uns nicht länger als nöthig im Hause behalten. Auch diesmal hielt er Wort. Wenige Tage darauf traf eine Kündigung ein. Die Aussicht, den trauten, uns so lieb gewordenen Klosterstieg verlassen zu müssen, war uns Allen gleich schmerzlich. Mir insbesondere war der Gedanke entsetzlich, die Möglichkeit zu verlieren, die mir der Klosterstieg bot, mich noch allein bequem bewegen zu können. Ich konnte zwar damals, und längere Zeit nachher, noch allein über den Klosterstieg hinausgehen, und die Entbehrung desselben würde heute, wo ich mich ohne Begleitung nicht mehr über den Klosterstieg hinauswagen kann, noch viel größer für mich sein. Aber auch schon damals waren meine Bewegungen außerhalb des Klosterstieges äußerst nothdürftige, und ich war hauptsächlich auf diesen angewiesen. Ich war daher sofort entschlossen, alles aufzubieten, womöglich in meinem Hause bleiben zu können. Es galt zunächst den Versuch, Herrn Musfeldt durch das Angebot einer erhöhten Miethezahlung umzustimmen und zu vermögen, uns noch länger im Hause wohnen zu lassen. Dieser Versuch gelang. Anfang Mai hatte ich einen Kontrakt in Händen, vermöge dessen ich gegen eine erhöhte Miethe (von 1250 auf 1400 Mark alten

Geldes) noch für ein Jahr, vom 1. November 1872 bis dahin 1873, im ungestörten Besitz meiner Wohnung bleiben konnte.

Auf eine nochmalige Erneuerung meines Miethkontraktes von Seiten des Eigenthümers war jedoch nach allem, was ich gehört hatte, nicht zu hoffen, vielmehr sollte Herr Musfeldt entschlossen sein, mein Haus nebst den beiden Nachbarhäusern zu verkaufen. Ich mußte daher, wenn ich mir das Haus sichern wollte, darauf bedacht sein, es mir nicht von einem andern vorweg kaufen zu lassen. Diese Gefahr, die ich schon damals erkannte, trat mir, wie ich gleich hier erzählen will, besonders nahe, als mein Haus im Dezember von Reflektanten in Augenschein genommen wurde. Ich trat nun sofort durch meinen Hausmakler, Herrn Hermann Wentzel, mit Musfeldt in Unterhandlung, versuchte es, ein Vorkaufsrecht von ihm zu erwirken, und entschloß mich, als das nicht gelang, am 11. Dezember mein Haus zu kaufen.

Im übrigen verfloß das Jahr 1872 ruhig, ohne politisch oder sonst aufregende, aber auch ohne besonders interessante Momente. Reich war es dagegen an kürzeren oder längeren Freundesbesuchen aus der Fremde, die in unser häusliches und geselliges Leben manches angenehme und anregende Element brachten.

Den Reigen derselben eröffnete Frau Professor Anna Hirsch geborene Piaget, die Gevatterin unserer kleinen Anna, die im April auf einige Wochen zu uns kam. Ihr sinniges, verständiges, von feiner Bildung durchgeistigtes Wesen, ihre heiter-humoristische, echt weibliche Art machten mir ihre Gegenwart besonders sympathisch, und meine seit Jahren mit ihr eng befreundete Frau hatte ihre Freude an unserer Freundschaft und ließ es an kleinen harmlosen Neckereien nicht fehlen. Gleich bezeichnend für dieses Verhältniß der beiden Frauen wie für die freundliche Gesinnung, die Frau Anna für unsere Kinder hegte, war der von meiner Frau mit herzlichem Lachen aufgenommene und oft wiederholte Ausspruch unseres Gastes: „Nein Amalie, wie kommst Du nur zu den reizenden Kindern!"

Kurz nach ihrer Abreise, Anfang Mai, erfreute uns meine Mutter durch einen mehrwöchentlichen Besuch, und — um das gleich hier einzuschalten — gegen Ende Mai sahen wir eines

Tages den aus Berlin zu dem Polterabend seines Freundes Herrn Hertz hieher gekommenen Heinrich Leo mit seiner Tochter Clara, sowie meinen Verleger, Herrn Julius Springer aus Berlin mit seinen Damen, zu einem gemüthlichen Mittagessen bei uns. Es war ein schöner warmer Frühlingstag, und meine Frau konnte ihren Gästen, namentlich ihrer Tante, Frau Henriette Oppert und deren Tochter, Frau Marie Springer, die Honneurs unseres Gärtchens und des Klosterstieges machen.

Meine Mutter hatte am verflossenen 15. Februar ihren achtzigsten Geburtstag gefeiert und war noch ungemein rüstig und genußfähig. Sie mußte sich aber doch auf dem Polterabend einer jungen Nichte, den sie mit meiner Frau besuchte, etwas zu viel zugemuthet haben; denn auf dem Heimwege vom Andreasbrunnen, wo die Festlichkeit stattfand, wurde sie von so beängstigenden Athmungsbeschwerden befallen, daß wir noch in der Nacht ihren Arzt, Dr. Helbert, holen ließen. Bald jedoch war sie völlig wieder hergestellt, und hat weder von üblen Folgen noch, bis heute, von der Wiederkehr eines solchen Anfalles zu leiden gehabt. Fühlbarer machte sich die ungewöhnliche Anstrengung und Aufregung, der sich meine Frau hatte aussetzen müssen, bei dieser. Sie mußte liegen, durfte sich aber glücklicher Weise auf einer Chaiselongue auf der offenen Verandah aufhalten, wo sie den ihr so unentbehrlichen Luftgenuß aus erster Hand hatte. Ein kleiner Unfall, der sich bei diesem Lagern auf der Verandah zutrug, hätte leicht üble Folgen haben können. Der Asphaltboden der Verandah gab nämlich — es war am 9. Juni — derart nach, daß das eine Bein der Chaiselongue, auf welcher meine Frau lag, in ein tiefes Loch versank.

Mit um so lebhafterm Danke und wahrhaft inniger Freude erfüllte uns die am Nachmittage des nächsten Tages, des 10. Juni, erfolgende glückliche Geburt eines prächtigen Jungen. Meine Frau, die anfänglich bedenklich angegriffen schien, erholte sich sehr bald und war mit mir glücklich über die Ankunft des neuen Söhnchens.

Für meine Mutter konnte unter den obwaltenden Umständen ein längerer Aufenthalt im Hause nicht erwünscht sein. Sie entschloß sich schon am zweiten Tage nach der Geburt

unseres kleinen Sohnes, ich glaube nach der Schweiz, abzureisen und verließ uns am Nachmittag dieses Tages wohl und munter, nachdem sie sich zuvor noch an einem ihrer Lieblingsgerichte, Krebse mit Erbsen, erlabt hatte, welches meine Frau vom Bett aus, von einer Kochkünstlerin für sie bereiten zu lassen bedacht gewesen war.

In die Zeit bald nach Mutters Fortgehen fielen wieder einige kurze Besuche aus der Fremde, von welchen derjenige ihres Enkels Freddy Leo, Sebastians Sohn, der einige Tage höchst gemüthlich bei uns zubrachte, sie erfreut haben würde; ebenso der freilich nur sehr flüchtige Besuch von Frau Charlotte Moscheles aus Leipzig, die wir einmal zum Frühstück bei uns sahen.

Auch der von mir schon erwähnte Besuch von Frau Victoria Gervinus fiel in diese Zeit, ich glaube schon in die ersten Tage Juli. Ob sie selbst mir das von ihr herausgegebene und später von mir besprochene Heft der nachgelassenen Schriften ihres Mannes überbrachte, darauf besinne ich mich nicht mehr.

Eine Sommerreise hatten wir in diesem Jahre nicht beabsichtigt. Unsere Jungen hatten schon beide ihre Erholung gehabt. Heinrich war Anfang Juli, einer Einladung meiner Schwester Elisabeth folgend, in Gesellschaft von Fräulein Amyot nach Allean House, dem Landsitze meiner Geschwister Benzon in den Schottischen Hochlanden, zum Besuche seines allerdings viel jüngern Vetters Ernie gereist. Sein Aufenthalt dort erstreckte sich bis in die zweite Hälfte des September, wo Fräulein Amyot sich freundlich bereit finden ließ, ihn wieder abzuholen. Carl schickten wir Ende Juli mit unserer freundlichen Nachbarin Fräulein Pfister und deren Pflegebefohlenen auf einige Wochen in das mecklenburgische Seebad Boltenhagen, wo der Junge köstliche Tage verlebte. Auch Mariechen machte ihre „Sommerreise“; nämlich mit unserer Minna einen achttägigen Ausflug auf das Gut Boberg bei Bergedorf, das einer Cousine von Fräulein Neumann gehörte.

Wir aber wollten mit unseren Kleinen die ländliche Ruhe im schönen Klosterstieg genießen. Da brach Ende August bei unseren Nachbarn der Keuchhusten aus, und auf Anrathen des Arztes entschlossen wir uns, vornehmlich des nur wenige Monate

alten Babys Otto halber — nach einigen vergeblichen Versuchen, in Reinbeck oder Friedrichsruh Wohnung zu finden — nach Düsternbrook zu gehen.

Dort verlebten wir vierzehn Tage höchst behaglich und angenehm in der anmuthigen Natur und vielfach anregenden Gesellschaft, nicht zu vergessen die bequeme Wohnung und die ausgezeichnete Verpflegung in dem vortrefflich gehaltenen Hotel Bellevue des Herrn Abel. Wir vertrieben uns die Zeit mit Spaziergängen und Fahrten, kleineren und größeren Seefahrten und im Verkehr mit den, im Gegensatz zu vielen anderen Plätzen, hier reichlich vorhandenen angenehmen und interessanten Bekannten. Schon am Tage unserer Ankunft begegnete uns unser oft genannter Freund Pius Warburg, der sich seit einiger Zeit hier aufhielt und uns bis zum 7. September ein treuer Genosse blieb. Er machte mich auch mit dem plattdeutschen Dichter Klaus Groth bekannt, der mich häufig Morgens besuchte, mit dem ich mich gut unterhielt und bald auch näher befreundete.

Mit Dr. Adolf Meyer und seiner Frau, welche damals noch das ganze Jahr in Düsternbrook auf ihrem schönen Landsitze Forsteck lebten, waren wir schon von Hamburg her bekannt und verkehrten auch hier öfter, wenn auch nicht sehr vertraut, mit ihnen. Acht Tage lang erfreuten wir uns der Gesellschaft eines alten Bekannten, des Herrn von Gröhling, den wir im Jahre 1867 als Hauptmann in Ragaz kennen gelernt hatten, und der jetzt zum Major und Adjutanten des Fürsten von Waldeck avancirt war, in welcher Eigenschaft er nach kurzem Aufenthalte wieder fort mußte, um der Dreikaiserzusammenkunft in Berlin beizuwohnen. Ganz angenehme Leute waren auch der Landrath Baron von Lilie aus Arnsberg mit seiner Tochter. Der erstere befreundete sich namentlich sehr mit unserer kleinen Anna, der er den Namen „Tyrann von Bellevue" gab. Gegen Ende unseres Aufenthaltes erschienen in Bellevue auch der uns schon von Hamburg her bekannte Aquarellist Carl Werner und seine Frau.

Am Sedantage lud uns Pius Warburg zu einem Diner mit Meyers und Klaus Groth und Frau ein. Wir toasteten viel und waren sehr munter. Abends, wo zur Feier des Tages ein großer Fackelzug veranstaltet war, fuhr Pius Warburg bei

herrlichstem Sommerwetter im offenen Wagen mit uns durch die Stadt.

An einem der nächsten Tage waren wir zu Tisch in Forsteck bei Meyers, in deren Gesellschaft ein Fräulein Roquette, eine Schwester des bekannten Dichters, lebte. Bald darauf verlebten wir einige sehr angenehme und genußreiche Stunden in dem Hause von Klaus Groth und seiner liebenswürdigen Frau. Dort aßen wir mit der verwittweten Frau Dr. Abendroth aus Hamburg und ihrer Tochter, der Malerin Frau Bertha Roß, in einem, gewissermaßen im Souterrain belegenen, behaglich eingerichteten Eßzimmer höchst gemüthlich zu Mittag. Den Nachtisch bildeten von Klaus Groth in seinem Garten selbst gezogene, sehr gute und schmackhafte Früchte, Aepfel, Birnen und Pflaumen, sowie Trauben, mit denen das ganze Haus berankt war. Nach Tische tranken wir, auf der Bank vor dem Hause sitzend, den Kaffee im Garten, zu welchem vom Eßzimmer aus eine getheilte Thür führte, über deren unterer, meist geschlossener Hälfte Groth nach Bauernart zu lehnen liebte. Als es zum Im-Freien-Sitzen zu kühl wurde, gingen wir hinein, und nun las uns Klaus Groth verschiedenes vor, unter anderm eine neue Erzählung und ein Gedicht auf einen Ziegelstein, welchen Groth unter den Backsteinen seines vollendeten Hauses entdeckt hatte, und auf welchem vermuthlich ein „Tegelknecht" beim Formen seinen Namen Heincke Franzen mit einem Strohhalm in die noch weiche Masse eingeschrieben hatte.

Als wir uns im September zur Abreise rüsteten, verehrte Klaus Groth zum Abschied meiner Frau und mir einem jeden eines seiner Gedichte, mit einer von seiner Hand geschriebenen Widmung.

Daß mir das achtjährige Mariechen, während Amalie mit Packen beschäftigt war, ganz vortrefflich aus dem kürzlich erschienenen ersten Bande der von Frau Charlotte Moscheles verfaßten Biographie ihres verstorbenen Mannes vorlas, bemerke ich nur ganz beiläufig. In Hamburg, wo wir spät Abends eintrafen, wurden wir mit einer Ehrenpforte und, was mehr werth war, von unseren gesunden Knaben, Heinrich in einem schottischen Anzuge, empfangen.

Ich war, trotz der friedlich und angenehm verflossenen Kieler Tage, recht froh, wieder daheim und bei der Arbeit sein zu können, und nach der kurzen Ausspannung genoß ich nun um so mehr das Fortarbeiten, namentlich an George Eliots „Middlemarch“.

Das Werk interessirte mich im höchsten Grade; ich gab mir die redlichste Mühe, dem Original durch meine Uebersetzung gerecht zu werden und zog mir von meiner Familie allerlei Neckereien zu; denn es wurde behauptet, ich sei so empfindlich in betreff „Middlemarch“, daß ich jede abfällige Beurtheilung als eine persönliche Kränkung auffasse, als wäre ich der Autor, nicht der Uebersetzer des Werkes. Dasselbe beschäftigte mich das ganze Jahr hindurch. Daneben liefen die unendlich viel leichteren, aber auch unendlich viel weniger interessanten Uebersetzungen von Payne's „Like father like son“ und von Collins' „Poor Miss Finch.“

Einer schon zu Beginn des Jahres an mich gerichteten Aufforderung Dr. Emil Wohlwill's, einen Vortrag im Bildungs-Verein für Arbeiter zu halten, habe ich, glaube ich, noch gar nicht gedacht. Zum Thema hatte ich einen mir geläufigen Gegenstand: Das Schicksal der Deutschen in Amerika, gewählt. Ich arbeitete wie immer, und wie das bei dem Zustand meiner Augen ja nicht anders möglich war, den Vortrag sorgfältig aus, lernte ihn auswendig und hielt ihn Mitte Februar im Lokal des Bildungs-Vereins in der Böhmkenstraße, wie es schien mit großem Beifall. Wenigstens entließen mich die Zuhörer mit Aeußerungen lebhafter Sympathie, und ein Vorstandsmitglied, der bekannte Tischlermeister J. F. Martens, sprach mir nach demselben emphatisch seinen herzlichen Dank aus.

Bald nach unserer Rückkehr erfreuten uns mein Bruder Friedrich, seine Frau und ihr zweiter Sohn, Freddy Hope, mit ihrem Besuch. Der Zweck desselben war, den Sohn bei Herrn Otten, zu dem er in Pension gegeben wurde, zu installiren. Mein Neffe sollte also für längere Zeit bei uns bleiben. Mein Bruder und seine Frau aber blieben nur einige Tage, während deren wir sie bei uns und bei meiner Schwester Marie sehr viel sahen. Beide waren liebenswürdige und angenehme Menschen und hatten als Zugabe ein sehr hübsches musikalisches Talent;

mein Bruder war, wie schon früher erzählt, ein guter Dilettant auf der Violine, meine Schwägerin eine vortreffliche Klavierspielerin, und mit diesem gemeinsamen Spiel erfreuten sie uns wiederholt. An einem Sonntage frühstückte Friedrich mit Dr. Köstlin bei uns. Den letztern hatte ich gebeten, mich zu besuchen, um mich mit ihm über verschiedene Dinge zu besprechen. Zunächst wollte ich gern für unsern Carl, der noch die Privatschule von Dr. Bülau besuchte, jetzt aber für die Gelehrte Schule vorbereitet werden sollte, griechischen Privatunterricht von ihm haben. Lateinische Privatstunden nahm er schon seit längerer Zeit von einem tüchtigen Primaner Max Predöhl. Dr. Köstlin mußte die griechische Stunde aus Mangel an Zeit ablehnen, empfahl mir aber als Lehrer des Griechischen für Carl angelegentlichst Dr. Ferdinand Lüders, der sich als ein ganz ausgezeichneter Lehrer bewährte. Glücklicher war ich in meinem Versuch, Dr. Köstlin für einige im kommenden Winter bei meiner Schwester Marie und bei uns zu haltende Vorlesungen zu gewinnen, welcher Bitte er später in der angenehmsten Weise willfahrte.

Weniger entgegenkommend hatte sich kurz zuvor bei einer ähnlichen Anfrage Dr. Wagner gezeigt, welchen wir eines Abends bei Herrn Dr. Bonfort trafen und dessen vorzüglicher Vortrag eines Gesanges aus Byron's: „Childe Harold's Pilgrimage" in uns den Wunsch rege machte, Herrn Dr. Wagner für einige Vorträge über englische Literatur in unserm Hause zu gewinnen. Er schien, als meine Frau ihn einige Wochen später persönlich dazu aufforderte, anfänglich dazu bereit, lehnte aber schließlich doch ab.

Anfang Oktober erfreuten uns die Schwestern Leos aus Berlin auf einige Wochen mit ihrem Besuch. Emilie wohnte bei meiner Schwester Marie und Marie Leo bei uns. Diese sollte Otto's Gevatterin sein und ihn über die Taufe halten; wir hatten daher, da Leos nur bis Anfang November bleiben konnten, die Taufe auf Sonntag den 27. Oktober festgesetzt. Herr Pastor Gotthard Ritter vollzog dieselbe, und in der schönen, kurzen, schlichten Rede verglich er unser kindergesegnetes Haus — es war gerade Reformationsfest — mit dem Martin Luther's und Catharina's von Bora, und in dem Segensgebet, das er dann

über den Täufling Otto sprach, bezog er sich auf Otto, den Reformator des deutschen Reiches, und auf den theuren Verstorbenen, „dem treue Liebe das letzte Versprechen gehalten habe."

Choralgesang von Kinderstimmen der kleinen Gesangsklasse von Frau Farrenbacher, der unsere drei ältesten Kinder angehörten, leitete die Feier würdig ein und beschloß dieselbe.

Allerliebst war das kleine Annchen, das bei der heiligen Handlung ganz mäuschenstill dagestanden hatte, nach der ersten Unruhe aber mit ihrer Puppe zu Pastor Ritter gelaufen kam und sie ihm mit den Worten: „Da, taufen auch" reichte. Er streichelte ihr das Gesichtchen und sagte: „Nein mein Kind, das geht nicht; wenn Du mir aber 'mal eine lebendige Puppe bringst, die will ich taufen."

An einem dann folgenden Familiendiner nahmen auch Fräulein Camilla Meyer und ein seit kurzem in Hamburg lebender Freund Professor Klaus Groth's, Herr Dr. Thomsen, Theil, ein in seltenem Grade musikalischer Mann, der die schwierigsten Musikstücke, wie die späten Sonaten Beethovens und die Fugen von Bach, wenn auch nicht mit vollendeter Fertigkeit, doch mit großem Verständniß auswendig spielte. Auch an jenem Abend musicirte er abwechselnd und gemeinschaftlich mit Fräulein Camilla Meyer.

Wenige Tage darauf fand bei uns ein Uebungsabend des Bieber-Clubs statt, zu dessen eifrigen Mitgliedern damals unser Carl und später unsere beiden ältesten Knaben gehörten. Das gab natürlich im ganzen Hause freudiges Leben. Dem Singen hörten vom Nebenzimmer aus meine Schwester, Frau Bertha Witt und beide Fräulein Leo zu.

Am 6. November veranstaltete meine Frau eine allerliebste Nachfeier meines Geburtstages, welcher, ich weiß nicht mehr aus welchem Grunde, in diesem Sommer nicht gefeiert worden war. Jetzt aber wurde das Versäumte aufs reichlichste nachgeholt. Auf einer im Fonds des Eßzimmers improvisirten Bühne vor einer höchst zwanglosen Versammlung von Verwandten, genauen Freunden und Kindern produzirten sich unsere und Leos Kinder in der verschiedensten Weise. Auf einen von Martin Leo gesprochenen Prolog folgte eine von meiner Frau verfaßte, sehr

ergötzliche Familienscene, in welcher Carl meine Frau und Heinrich mich, im Schlafrock mit Schnurr- und Backenbart, ganz vortrefflich darstellten. Dann begrüßte mich Carl in einer römischen Toga, hielt mir auswendig eine von seinem Lehrer Predöhl für ihn ausgearbeitete lateinische Rede und überreichte mir dann eine Pergamentrolle, auf welcher die Rede schön von ihm niedergeschrieben war. Heinrich, im schottischen Anzuge, sang das Beethoven'sche Lied: „When will you come again, my faithful Johnny", und den Beschluß machte, soviel ich mich erinnere, eine Art Apotheose mit Mariechen als Fee, die mir Geschenke und den Gästen Blumen überreichte. Die kleine Anna hatte nur einige stumme Rollen; sie sollte mir einmal als Bäuerin ein schönes Korinthenbrot, wie ich es in Düsternbrook so sehr geliebt hatte, übergeben, verfehlte aber nicht, vor der Uebergabe sorgfältig alle Korinthen aus dem Brot herauszulesen, und als sie später, als kleine Genie, ihrer Schwester beim Blumenvertheilen helfen sollte, erspähte sie unter den Zuschauern ihre Amme Lene und verlangte stürmisch nach ihr. Aber das dankbar nachsichtige Auditorium spendete auch diesem Zwischenspiel seinen Beifall.

Verschiedener gesellschaftlicher Vereinigungen aus dieser Zeit habe ich bis hieher zu gedenken verschoben, weil sie alle das Gemeinsame hatten, nicht ausschließlich geselliger Natur zu sein, sondern neben ihrem geselligen auch noch einen wissenschaftlichen oder literarischen Zweck zu verfolgen. Da war zuerst eine Reihe von Vorträgen über die Reformationszeit, welche der bekannte Historiker Dr. Adolf Wohlwill auf Veranlassung seines Onkels, Herrn Siegmund Warburg, in dessen Hause vor einer eingeladenen Gesellschaft hielt. Die interessanten Vorträge nahmen Ende Oktober ihren Anfang und fanden vierzehntägig den ganzen Winter hindurch bis zum Frühjahr statt. Bei dem dann folgenden zwanglosen Abendbrot an kleinen Tischen, gab es meist, an den Inhalt des Vorgetragenen anknüpfend, noch eine lebhafte anregende Unterhaltung.

Zu zwei ähnlichen halbgeselligen Vereinigungen gaben zwei Vorträge Veranlassung, welche Herr Dr. Köstlin, in Erfüllung seines mir gegebenen Versprechens, zuerst am 30. November bei uns hielt. Er sprach an jenem Abend vor einem größern

Freundeskreise, zu welchem wir auch unsere auf kurze Zeit hier anwesende Cousine, Frau Betty Leo aus Berlin, zählen durften, sehr hübsch über den zweiten Theil von Goethe's Faust. An einem spätern Abend in Fontenay bei meiner Schwester hielt Dr. Köstlin einen zweiten Vortrag über die Odyssee.

Eine andere Vereinigung wissenschaftlichen Charakters war die des in diesem Winter einmal wieder neu belebten volkswirthschaftlichen Clubs, dessen Neubelebung ganz vorzugsweise meinem Freunde Steinert zu danken war, und zu welchem die Herren Dr. Eckardt, Siegmund Hinrichsen, Dr. Theobald, Dr. Gustav Hertz, Dr. Carl Leo, Dr. Georg Embden, Julius Horwitz, Zacharias, Steinert und ich zusammentraten. Der erste der regelmäßigen vierzehntägigen Vereinsabende fand am 11. November bei Herrn Steinert statt. Nach einem lehrreichen Vortrage von Dr. Eckardt über russisches Gemeindeeigenthum entspann sich eine lebhafte Diskussion über die sociale Frage, namentlich zwischen Dr. Eckardt und Dr. Embden, dem damaligen Sekretär der Handelskammer, der sich dem Vereine in diesem und in den folgenden Jahren durch die Fülle seiner volkswirthschaftlichen Kenntnisse und seine öfteren interessanten Vorträge höchst förderlich erwies. Der zweite Vereinsabend fand bei Dr. Theobald auf der Uhlenhorst, der dritte bei Herrn Hinrichsen am Schultzweg statt. An jenem hielt Dr. Embden, an diesem Herr Hinrichsen einen Vortrag, beide über dasselbe Thema, das Bankwesen, das sie aber von ganz verschiedenen Gesichtspunkten aus beleuchteten, jener vom rein volkswirthschaftlichen, dieser in seiner Eigenschaft als Direktor der Norddeutschen Bank mehr vom technischen Gesichtspunkte aus.

Auf einem fernern Vereinsabend bei Dr. Gustav Hertz sprach der bekannte Statistiker Neßmann über die Freizügigkeit, und auf einem noch später bei Herrn Zacharias stattfindenden Clubabend hielt Herr Julius Horwitz einen Vortrag über Auswanderung. Ich faßte an diesem Abend meine mancherlei Einwendungen gegen den übrigens fleißig gearbeiteten Vortrag über den mir speziell geläufigen Gegenstand in eine längere Rede zusammen. Unter den Anwesenden befanden sich auch zwei von Herrn Zacharias eingeladene Gäste, Senator Versmann und

Dr. Baumeister. Mit dem letztern war ich, wie früher erzählt, vor Jahren sehr befreundet gewesen, nun aber lange außer Verkehr gekommen und freute mich daher, als mir beim Abendessen ein Platz neben ihm angewiesen und mir dadurch die Möglichkeit gegeben wurde, mich einmal wieder mit dem ungewöhnlich gescheidten Mann eingehender zu unterhalten. Dr. Baumeister benutzte diese Gelegenheit unter anderm auch dazu, mir seinen aufrichtigen Dank dafür zu sagen, daß ich ihn zuerst mit Richard Wagner bekannt gemacht habe, zu dessen wärmsten Verehrern er jetzt gehöre. Vor Jahren nämlich hatte ich ihn auf die mich damals gerade beschäftigenden Schriften von Wagner „Oper und Drama" und „das Kunstwerk der Zukunft" aufmerksam gemacht. Zu meinem Bedauern und Baumeisters nicht geringem Erstaunen mußte ich aber jetzt diesen Dank ablehnen, weil ich keineswegs zu den warmen Verehrern Wagners gehöre.

Ein Kränzchen, zu welchem wir uns in diesem Winter mit Eckardts, Leos und meiner Schwester vereinigt hatten, war, im Gegensatz zu den vorher genannten, rein geselliger Natur. Ich schließe daher daran die Erwähnung einiger weiterer geselliger und musikalischer Genüsse dieses Winters.

Auf einem von Frau Lippert gegebenen Diner war auch Julius Stockhausen zugegen, der uns Hamburgern leider seit einiger Zeit nicht mehr angehörte, sondern nach Stuttgart und später nach Berlin und Frankfurt übersiedelt war, von wo er jedoch bisweilen herüber kam und uns mit seiner Gesellschaft und seinem schönen Talente erfreute.

Es ging namentlich an unserm Tischende, wo u. A. Stockhausen, sein Schwager Dr. Adolf Meyer, Professor Grädener, die Wirthin und wir saßen, äußerst lebhaft zu. Stockhausen erfreute uns dann noch durch den Gesang von Schuberts „Dithyrambe" und eines Volksliedes.

Seine beiden Concerte besuchten wir mit großem Genuß, vornehmlich in dem ersten derselben hatte seine Stimme den alten wunderbaren Schmelz.

Von sonstigen privaten und öffentlichen Aufführungen aus dieser Zeit erwähne ich eines von Richard Wagner in Person

geleiteten Konzertes, in welchem er, außer einigen Musikstücken eigener Composition, auch die C-moll Symphonie von Beethoven — nach meiner Ansicht nicht besser als andere Musiker — dirigirte, eines von Joachim und dem Sänger Adolf Schulze gegebenen gemeinschaftlichen Konzertes; eines von dem Florentiner Quartett veranstalteten, besonders schönen Beethoven-Abends, einer Aufführung des Mendelssohn'schen Oratoriums Elias im Cäcilienverein, welches Stockhausen durch seinen Gesang verherrlichte, eines von Hans von Bülow gegebenen Konzertes, eines Abends bei meiner Schwester Marie, an welchem Frau Regan-Schimon Lieder von Schubert und Schumann sehr schön sang, eines von Herrn und Frau Zacharias zum Besten des Baues der protestantischen Kirche in Reichenhall veranstalteten Privatkonzertes, in welchem unter anderm das Spanische Liederspiel von Geibel und Schumann zu vortrefflicher Aufführung gelangte, und endlich verschiedener sehr schöner Violinvorträge des Konzertmeisters David aus Leipzig, bei Eckardts, bei meiner Schwester und bei uns, zu welcher seine längere Anwesenheit in Hamburg Veranlassung gab.

Auch den Vortrag einer Zigeunerkapelle, welche ihre Nationalweisen, namentlich ihre wunderbaren Czardas, ganz vortrefflich spielte, hörten wir einmal mit großem Vergnügen.

Kurz vor Weihnachten nahmen wir die Kinder einmal zur Aufführung eines Weihnachtsmärchens ins Theater. Nach dem Märchen wurde „Fidelio" gegeben, der die Kinder, namentlich Heinrich, im höchsten Grade zu interessiren schien. Mit glühenden Wangen und funkelnden Blicken, mit gespanntester Aufmerksamkeit lauschte der Junge den Vorgängen auf der Bühne. Ich war hocherfreut über diesen vermeintlich tiefen Eindruck der herrlichen Beethoven'schen Musik auf ein so jugendliches Gemüth. Wohlgefällig klopfte ich ihm mit den Worten auf die Schulter: „Na Junge, gefällt Dir die Musik?" Wie zerfloß aber meine Illusion, als er mir verdrießlich antwortete: „Ach, was geht mich die dumme Musik an, ich will das Stück verstehen!" Etwas mehr Verständniß brachte wohl der ältere Carl auch der Musik entgegen, wenigstens erzählte mir meine Frau, Carl habe sich bei

dem mächtigen: „Tödt' erst sein Weib!" aufgeregt mit freudestrahlenden Augen nach ihr umgesehen.

Am Weihnachtsabend wurde zum ersten Mal die bekannte schwedische Sitte des Julklapp bei uns eingeführt, die wir seitdem zu jedesmaliger allgemeiner Belustigung beibehalten haben. Am ersten Weihnachtstage war auch dieses Mal die Bescheerung bei Leos, die damals in der Magdalenenstraße wohnten. Abends wurde eine von Frau Professor Buchheim verfaßte, englische dramatisirte Bearbeitung des deutschen Märchens „Rumpelstilzchen" von Leos und unseren Kindern sehr niedlich aufgeführt. Daß es meiner energischen Schwägerin Franziska und meiner Frau gelang, dem noch nicht neunjährigen Mariechen die Rollen der englisch redenden und singenden Prinzessin beizubringen, ist aller Ehren werth. Ihre Aussprache der Worte, deren Sinn ihr völlig dunkel blieb, war allerliebst; daß ihr Spiel dem gefühlvollen Prinzeßchen im Märchen gerecht geworden wäre, möchte ich nicht behaupten.

Mehr à la portée des kindlichen Gemüthes und Verstandes als Beethovens Fidelio und selbst die englische Prinzessin waren unstreitig Aufführungen verschiedener Stücke, wie „Preciosa", „Josef in Egypten", „Freischütz" mit Drahtfiguren auf einem Puppentheater, zu welchen ich meinen Kindern in dieser Zeit öfter verhalf und die sie entzückten.

Nicht minder reich an Freundes- und Familienbesuchen aus der Fremde als das Jahr 1872 schien sich das neue Jahr 1873 erweisen zu wollen. Vorerst aber eröffnete meine Frau es durch einen Besuch bei meiner Mutter in Berlin, wo sie unter anderm Ende Januar mit ihrer zweiundachtzigjährigen Schwiegermama und unserm Vetter Heinrich Leo einen der Berliner Opernbälle besuchte. Meine Frau blieb in Berlin bis zum 10. Februar und gefiel sich dort ganz vortrefflich, während ich gemeinschaftlich mit der treuen Minna dem Hauswesen vorstand.

Anfang April erschien der älteste Sohn meines Bruders Friedrich, der achtzehnjährige Rudolf Chambers Lehmann, ein ungewöhnlich begabter junger Mann, auf einige Zeit zum Besuch der Familie, zunächst seines jüngern Bruders Freddy Hope.

Ende April erfreute uns meine Schwester Elisabeth auf

einige Tage durch ihren Besuch. Sie war munter und aufgeräumt wie immer, und wir verbrachten sehr angenehme Tage mit ihr.

Am 3. Mai kehrte mein Neffe Fred Oppenheim zum ersten Mal von San Francisco zu einem längern Besuche nach Hamburg zurück. Mitte Mai endlich traf meine Schwägerin, Frau Antonie Zimmern, zu einem längern Besuche in Hamburg ein, der sich bis Ende Juni erstreckte. Sie wohnte anfänglich bei meinem Schwager Dr. Leo, die übrige Zeit bei uns. Wir suchten ihr den Aufenthalt, der Jahreszeit gemäß, namentlich durch Spaziergänge und Spazierfahrten so angenehm wie möglich zu machen. Die hübsche Promenade an der Alster erhielt damals noch einen besondern Reiz durch Promenadenkonzerte, welche man an verschiedenen Abenden der Woche auf der Eichenkoppel veranstaltet hatte. Auch der Zoologische Garten wurde besucht, wo wir einmal mit Leos und dem Strohwittwer Dr. Eckardt zu Mittag aßen, während seine Frau mit ihrem Vater ins Engadin gereist war.

Zu einem größern Ausfluge mit meiner Schwägerin kurz vor ihrer Abreise, gab meiner Frau eine Verordnung Dr. Cohens Veranlassung, derzufolge ich diesen Sommer den Rigi aufsuchen sollte. Für die Kinder, die wir auf dieser großen Reise nicht mitnehmen wollten, wünschten wir einen ländlichen Aufenthalt in der Nähe von Hamburg zu finden. Meiner Frau hatte man zu diesem Zwecke Ahrensburg angelegentlichst empfohlen, und dorthin begaben die Damen sich, um sich den Platz anzusehen und eventuell gleich ein definitives Arrangement zu treffen. Es gefiel Amalie dort sehr, namentlich im Posthause, und in diesem einigte sie sich mit dem Wirth über eine Pension auf sechs Wochen für unsere fünf Kinder, mit Fräulein Neumann und Bedienung.

Dieses Arrangement erlitt nur in sofern später noch eine Modification, als Carl in den ersten Tagen Juli eine telegraphische Einladung nach Schottland, zum Besuche seines Vetters Ernie, erhielt, der er, nachdem meine Frau in aller Eile mit der ihr eigenen Energie noch die nöthigen Reisevorbereitungen getroffen hatte, bereits am nächsten Morgen Folge leistete. Den nun bereits zwölfjährigen Carl konnten wir getrost der Obhut

des Kapitäns des Dampfschiffes bis London übergeben, wo er von meinem Schwager Benzon in Empfang genommen werden sollte. Als die jüngeren Kinder in Ahrensburg behaglich eingerichtet waren, traten wir, nach einigen in tiefster Ruhe in dem vereinsamten Hause verbrachten Tagen, am 14. Juli unsere Sommerreise an, die wir so ziemlich in einer Tour bis zu unserm Reiseziel, Rigi-Scheideck, machten.

Der Genuß der herrlichen Luft, dessen ich mich um so mehr erfreuen konnte, als wir fast unausgesetzt vom schönsten Wetter begünstigt waren, während aus der Ebene fortwährend Berichte über entsetzliche Hitze einliefen, mußte hier, wie an fast allen hochgelegenen Plätzen der Schweiz, theuer erkauft werden mit der Beschränktheit ebener oder einigermaßen bequemer Spaziergänge und der Unmöglichkeit, spazieren zu fahren. Die Gesellschaft war, wie es an solchen Plätzen zu sein pflegt, sehr zahlreich. Der einzige Mann jedoch, den näher kennen zu lernen mich wohl interessirt haben würde, Herman Grimm, war völlig unzugänglich und wich jeder nähern Begegnung mit Mitgliedern der Badegesellschaft, außer einigen ganz wenigen Vertrauten, geflissentlich aus. Trotz dieser anfänglichen geistigen Oede fehlte es nicht an manchem ganz heitern und angenehmen Verkehr, wenn er auch nicht das bot, was ich eigentlich suchte. Unter Leitung einer musikalischen Dame, Fräulein Schönerstädt, wurden Quartette gesungen, an denen sich meine Frau betheiligte; ein junger talentvoller Musiker, Franz Ries, ein Sohn des bekannten Berliner Violinspielers, Hubert Ries, und Neffe des noch bekanntern Schülers Beethoven's, Ferdinand Ries, beiläufig eines intimen Freundes meines Vaters, erfreute uns häufig durch sein hübsches Violinspiel. Für meine Frau bot sich im Freien häufig Gelegenheit zum Reifenspiel, unter anderm mit einem Herrn von Rauch, einem jungen muntern preußischen Offizier, der auch unser Tischnachbar war, und Abends sah sie häufig, wenn ich schon mein Bett aufgesucht hatte, mit Vergnügen einem improvisirten lustigen Tanze zu.

Einen Lichtpunkt in unserm im ganzen nicht gerade besonders anmuthigen Aufenthalte bildete mein Geburtstag, an welchem ich von meiner Frau, außer mit einigen Geschenken, mit

einem wirklich reizenden Gedicht überrascht wurde. Auch Dr. Hermann May aus Hamburg, der mit seiner Familie anwesend war, erfreute mich durch ein hübsches kleines humoristisches Gedicht. Sehr angenehm waren die guten Berichte, die wir von den Kindern und Minna aus Ahrensburg erhielten, wo sie, von den Wirthsleuten ganz als zur Familie gehörig betrachtet, sich durchaus heimisch fühlten und sich namentlich mit dem alten Wirth, dem Postmeister Schmidt, „Onkel Postmarke", wie ihn Anna nannte, herzlich befreundet hatten.

In den ersten Tagen des August gab es auf Rigi-Scheideck ein entsetzliches, unerhörtes Unwetter, dergleichen in dieser Jahreszeit hier seit Menschengedenken nicht erlebt worden war. Hagelschlossen in der Größe von Taubeneiern prasselten massenweise herab und wurden von den Badegästen begierig aufgelesen. Das Unwetter aber hatte auch, namentlich in der Ebene, ernste Verwüstungen und insbesondere in dem am Fuße des Rigi liegenden Dorfe Gersau durch Ueberschwemmung großen Schaden angerichtet. Eine kleine Beisteuer zur Linderung dieses Elends wurde bei uns durch eine Sammlung beschafft, die man in einem von Franz Ries und Fräulein Schönerstedt veranstalteten Konzerte vornahm.

Eine ganz unerwartete und durch die Umstände geradezu überraschende Gelegenheit zu einem angenehmen Verkehr bot sich in der zweiten Hälfte unseres Aufenthaltes. Eines Tages erhielten wir eine telegraphische Depesche folgenden Inhaltes: „Ist Wohnung auf Scheideck? Bleiben Sie noch dort? Dr. Leo, Frau Gräfe—Bonn." Wir glaubten, trotz der unverständlichen Unterzeichnung des Telegramms, daß der Bruder meiner Frau, Dr. Leo, auf einer Reise begriffen, von welcher uns freilich nichts bekannt war, uns von Bonn aus seinen Besuch melde. Wir harrten nun der Ankunft meines Schwagers, als uns am nächsten Abend plötzlich Frau Graef, die Frau des Malers Graef, mit ihrer kleinen Tochter Sabine an der Hand, entgegentrat, sich als die Absenderin des fraglichen Telegramms nannte und die etwas räthselhafte Fassung desselben aufklärte. Die originelle Frau hatte, vermuthlich durch unsere Berliner Verwandten, von unserm Aufenthalte auf Rigi-Scheideck gehört und hatte uns von Bonn

aus, wo sie bei einem Dr. Leo logirte, in der angegebenen Weise telegraphirt. Frau Graef, eine geborne Liebreich, Schwester des bekannten Augenarztes und des Physiologen und Chemikers gleichen Namens, war uns von Berlin her bekannt; aber erst hier auf dem Rigi befreundeten wir uns näher und lernten in ihr eine geistreiche, witzige und im Umgang höchst bequeme Frau kennen. Die kleine Sabine spielte sehr niedlich Violine und sang mit zarter Stimme, allerliebstem Vortrag und glockenrein oft zu meiner größten Freude Lieder, wie namentlich: „Blühe liebes Veilchen" und „Stille Nacht, heilige Nacht". Die Mutter besaß ein hübsches Talent zum Zeichnen, von dem sie zu kleinen Portraits und wiederholt, zu unserer Belustigung, zu äußerst komischen Karrikaturen Gebrauch machte. So mußte sich eine im Bloomerkostüm auftretende Dame gefallen lassen, ihr von Frau Graef auf braunem Papier karrikirtes Abbild in einem kleinen Luftballon aufsteigen zu sehen. Wir verkehrten vom Moment der Ankunft Frau Graef's, bis zu unserer gemeinschaftlichen Abreise fast unausgesetzt in der angenehmsten Weise mit einander.

Etwa zehn Tage vor unserer Abreise hatten wir noch das Vergnügen, Frau Gisela Grimm, geborne Arnim, Bettinas Tochter, näher kennen zu lernen. Wiederholt ging sie Nachmittags mit uns nach den Tannen spazieren oder saß mit uns unter der Verandah und entwickelte in lebhafter Unterhaltung über die mannigfachsten Gegenstände den ganzen Zauber ihrer eigenthümlichen Persönlichkeit; auch wir empfanden es daher, wenn auch nicht so schmerzlich wie die wenigen intimen Freunde des Grimm'schen Ehepaares, doch recht unangenehm, als wir eines Tages erfuhren, daß Grimms in ihrer originell-rücksichtslosen Weise sich plötzlich davon gemacht hätten, ohne irgend jemand von ihrer bevorstehenden Abreise zu benachrichtigen. Aber auch unseres Bleibens sollte nicht lange mehr auf dem Rigi sein. Während der wenigen noch übrigen Tage, von denen sonst nichts bemerkenswerthes zu erwähnen ist, hatten wir Gelegenheit, die flüchtige Bekanntschaft der beiden Komponisten Brüll und Goldmark zu machen. Mitte August verließen wir in Gesellschaft von Frau Graef Rigi-Scheideck und begaben uns nach Thun, um unsern alten Onkel Ferdinand, der mit seiner Schwester, unserer Tante Löwenthal, und seiner Gesellschafterin Fräulein

Iven sich dort aufhielt, einige Tage zu besuchen. Frau Graef begab sich nach Beatenberg bei Interlaken, wo wir sie nach einigen Tagen noch einmal aufsuchen sollten. Einstweilen blieben wir in Thun, trotz der allerdings ungewöhnlich drückenden Hitze, die beispielsweise so groß war, daß man Nachmittags selbst nicht im dichtesten Schatten im Freien aushalten konnte. Ausfahrten zu Wagen und auf dem schönen See, bei welchen den Meinigen fast täglich das seltene und wunderbare Schauspiel des Alpenglühens zu Theil wurde, sowie das Einnehmen des Frühstücks und des Abendbrots im Garten in der Morgen- und Abendkühle, machten den Aufenthalt in Thun dennoch zu einem sehr genußreichen. Eine höchst angenehme Zugabe war der Gesang einer mir schon von Berlin her flüchtig bekannten Frau Becker, die uns eine Reihe von Gesangsstücken von Gluck, Mozart und anderen Meistern sehr schön vortrug.

Auf Beatenberg, wohin wir uns zu einem Besuche von Frau Graef begaben, mußten wir uns, bei der Ueberfüllung des beliebten Luftkurortes, mit einem allerdings recht kuriosen Nachtquartier, einer Stallkammer, begnügen, in welcher, wegen des unaufhörlichen Hin- und Herstampfens der unter uns stehenden Pferde, an Schlaf wenig zu denken war. Am nächsten Tage aber wurden wir durch herrliches Wetter belohnt, das meine Frau zu einem schönen Spaziergange mit Frau Graef benutzte, während mir Sabine an einem anmuthig schattigen Platze unter einem großen Nußbaum bereitwilligst vorlas. Nachdem wir an der Table d'hôte unseres Hotels noch die Bekanntschaft eines liebenswürdigen alten dänischen Ehepaares gemacht hatten, fuhren wir nach dem Gießbach, wo wir einige Tage zu verweilen gedachten. Weder die übliche Gießbach-Beleuchtung am Abend unserer Ankunft, noch die etwas gekünstelte Anlage des Ganzen, behagten jedoch meiner Frau, die sich nach meinen begeisterten Schilderungen aus früherer Zeit offenbar das großartige Naturschauspiel in kühnerer landschaftlicher Umgebung gedacht hatte. Dazu kam eine abermals gestörte Nachtruhe, durch eine von einem Unwetter verschuldete nächtliche Ueberschwemmung unseres Zimmers. So verließen wir Gießbach schon am nächsten Mittag, reisten nach Bern und von da andern Tages nach Baden-Baden, um einige

Tage mit meiner Mutter, meinem Bruder Rudolf und seiner Familie zuzubringen, die hier schon seit mehreren Wochen in dem an der Lichtenthaler Allee schön gelegenen Hotel Bellevue wohnten, woselbst auch wir ein angenehmes Quartier fanden. Die mehr als acht Tage, die wir hier bei herrlichem Wetter in der schönen Natur mit den lieben Unseren verlebten, verflossen äußerst rasch und behaglich. Rudolfs Frau reiste zwar nach einigen Tagen zum Besuche einer Freundin nach der Schweiz, that aber in der kurzen Zeit unseres Zusammenseins alles, was in ihren Kräften stand, um uns den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Gleich am ersten Tage gab sie uns in dem Restaurant des Kurplatzes ein vortreffliches französisches Diner. Nach Tische nahmen wir den Kaffee im Freien ein und hörten der schönen Kurmusik zu, die u. a. auf den ausdrücklichen Wunsch meiner Schwägerin ihr Lieblingsstück, die reizende Gavotte Louis XIII. spielte, bei deren Wiederholung auf dem Klavier dann am andern Morgen ihre vier Töchter einen pantomimischen Tanz eigener Erfindung, wie es scheint höchst graciös, aufführten. Nach Tische aber gewährte meine Schwägerin uns, und namentlich mir, die besondere Vergünstigung, uns auf ihrem Zimmer viel vorzusingen. Das war keine Kleinigkeit! Meine musikalisch ungewöhnlich begabte Schwägerin Tuckie, die mit einer äußerst lieblichen Stimme sehr reizend sang und schon damals wie noch heute auf die Vervollkommnung ihres Gesanges einen großen Theil ihrer Zeit verwendete, war doch, zum lebhaften Verdruß meines Bruders, aus einer unerklärlichen Befangenheit schwer zu bewegen, vor Anderen Proben ihres Talentes abzulegen. Um so dankbarer nahm ich es auf, daß sie mir eine Fülle der schönsten Gesangsstücke, namentlich Lieder von Schubert, Schumann und Franz vorsang, wobei sie sich, am Klavier stehend, sehr anmuthig selbst begleitete.

Am späten Nachmittage, etwa gegen fünf Uhr, pflegten wir mit Mutter, die dann ihre Mittagsruhe vollendet hatte, eine Spazierfahrt in die Umgegend zu machen, die uns an die schönsten Punkte, auch einmal nach Steinbach mit dem prächtigen Denkmal Erwin's, des Erbauers des Straßburger Münsters, führte.

Unter den in Baden-Baden anwesenden Freunden befand

sich Dr. H. B. Oppenheim, der mich öfter besuchte und mit dem ich mich jedes Mal gut unterhielt. Von den Gästen des Hotels kannten wir nur das Ehepaar Stahr-Lewald, mit dem wir manche angenehme Stunde verplauderten. Am 28. August, Goethes Geburtstag, trat Stahr bei Tische mit gefülltem Glase und mit den Worten zu mir heran: „Füllen Sie Ihr Glas, Dr. Lehmann; an dem heutigen Tage dürfen nicht zwei Schriftsteller beisammen sitzen, ohne auf Goethes Andenken anzustoßen."

Im Theater, wo recht gut gespielt und gesungen wurde, wohnten wir einmal einer Aufführung des Tell von Rossini bei, die aber weder meiner Frau noch mir besonders zusagte.

Von Baden-Baden trennten wir uns ungern; aber wir hatten noch unsern Besuch in Wilhelmshöhe bei Cassel angesagt, wo unsere Freunde Piagets ihren diesjährigen Landaufenthalt genommen hatten. Unter Spaziergängen, Geplauder und gemeinschaftlicher Lektüre vergingen uns die wenigen Tage, die wir hier noch verweilen konnten, mit den liebenswürdigen Damen aufs angenehmste.

Am Montag den 1. September trafen wir spät Abends in Hamburg ein und wurden von unseren Kindern freudig begrüßt. Minna war schon seit einigen Tagen mit ihnen von Ahrensburg zurückgekehrt; auch Carl war wieder da.

Leider war sehr bald nach Carls fröhlichem Abschied von Allean-House plötzlich eine schwere, sehr bedenkliche Erkrankung meines Schwagers Benzon eingetreten. Noch nach Rigi-Scheideck hatte er mir in der freundlichsten und herzlichsten Weise, kurz vor Carls Abreise, über diesen geschrieben. Bald darauf aber wurde er von einem Leiden befallen, das ihn binnen wenigen Wochen dahinraffte. Meine Schwester Elisabeth begab sich später für die Wintermonate mit ihren beiden Kindern nach Florenz, wo sich ihr meine Schwester Marie zugesellte und ihr treue Gesellschaft leistete.

Noch eine andere, uns weniger direkt betreffende, aber doch sehr erschütternde Trauerbotschaft hatte uns unterweges erreicht. Concertmeister David war auf einem Ausfluge in der Nähe von Klosters, den er mit seiner Tochter, Frau Bella Eckardt, unternommen hatte, plötzlich vom Schlage gerührt, todt hingesunken.

Bei den nahen Beziehungen, die uns mit Eckardts verknüpften, empfand namentlich meine Frau es schmerzlich, ihrer Freundin jetzt nicht zur Seite stehen zu können.

Sehr freudig dagegen begrüßten wir es, als in der zweiten Hälfte des September Eckardts im Klosterstieg ein Haus kauften und wir somit die sichere Aussicht hatten, unsere Freunde zu Nachbarn zu erhalten.

Es war wohl im Anfang November, als wir nach einer von Frau Caroline Hinrichsen zur Geburtstagsfeier ihres Vaters, des Herrn Felix Seligman, mit Mariechen in der Titelrolle, veranstalteten kleinen Sneewittchen-Aufführung, die nur den Vorabend ausfüllte, Eckardts zuerst in ihrem neuen Hause im Klosterstieg besuchten und den Rest des Abends angenehm bei ihnen verplauderten.

In den Tagen vor Weihnachten machte dann meine Frau einmal mit Eckardts und den beiderseitigen Kindern eine sehr lustige Domfahrt.

Am Weihnachtsabend fand wie gewöhnlich im Kreise der Familie die Bescheerung statt, der sich Eckardts von nun an alljährlich nach ihrer eigenen Bescheerung zur abendlichen Karpfenmahlzeit anschlossen.

Den Beschluß der geselligen Vereinigungen unseres Kreises in diesem Jahre bildete eine am 29. Dezember, unserm Hochzeitstage, bei uns vor einer größern Gesellschaft stattfindende, sehr gelungene Kinderaufführung des Tieck'schen Rothkäppchen. Mariechen war ein niedliches Rothkäppchen, Heinrich eine sehr komisch-würdige Großmutter, Carl ein famoser Wolf, Martin Leo ein ausgezeichneter Jäger, die jüngeren Eckardt'schen Kinder allerliebste Vögel u. s. w.

Eines in den ersten Tagen des Dezember bei Zacharias' stattfindenden Diner thue ich deshalb ausdrücklich Erwähnung, weil mir dasselbe Gelegenheit bietet, einer damals in Frage stehenden, mich persönlich in hohem Grade interessirenden politischen Wahl zu gedenken. Zacharias hatte sich von einem Comité zum Kandidaten des ersten Wahlbezirkes, also der Kaufmannschaft, für den Reichstag aufstellen lassen. In den betheiligten Kreisen herrschte natürlich im Hinblick auf die bevorstehenden Wahlen eine

große Aufregung, die sich auch bei jenem Diner geltend machte. Die Unterhaltung, namentlich der Herren, drehte sich fast ausschließlich um die Wahlen und insbesondere um die Wahl von Zacharias.

Die anfänglich von der Kaufmannschaft Hamburgs beifällig aufgenommene Kandidatur von Zacharias begegnete aber bald einer immer stärkern Opposition, die endlich ihren präzisen Ausdruck in der Bildung eines eigenen Comités fand, welches Herrn Rudolf Möhring als Gegenkandidaten für die Reichstagswahlen im ersten Hamburgischen Wahlkreise aufstellte. Möhring blieb siegreich und Zacharias unterlag, zum aufrichtigsten Leidwesen aller seiner Freunde. Es herrschte am Tage der Wahl, dem 10. Januar 1874, eine fieberhafte Aufregung, die sich auch unserm friedlichen Hause mittheilte. Aber bis spät Abends hatten wir über den Ausfall der Wahl nichts erfahren können. Erst um Mitternacht erschien Dr. Eckardt, dessen Frau mit der meinigen noch unten saß, während ich mich schlafen gelegt hatte, vor meinem Bett und meldete mir die Niederlage von Zacharias.

An öffentlichen Vorträgen pflegt in Hamburg kein Mangel zu sein. Dieser Winter aber bot des Fesselnden besonders viel, so las unter anderm Emil Palleske Shakespeare's Coriolan; von Türschmann hörten wir den Faust recitiren, wozu wir Carl mitnahmen. Eine interessante Vorlesung hielt Treitschke über Cromwell, die mir freilich durch die unglückliche Vortragsweise Treitschke's, an welcher seine Taubheit die Schuld trägt, sehr verleidet wurde.

Meine Arbeiten, um auch von diesen wieder einmal ein Wort zu sagen, bestanden nach wie vor hauptsächlich in Uebersetzungen. — Ich habe, glaube ich, des schon im Januar des Jahres 1873 erfolgten, plötzlichen Ablebens Lord Bulwer Lytton's noch gar nicht gedacht. Schon im Laufe des Monates Dezember 1872 gelangte ich durch Vermittlung meines Schwagers Benzon zu einer Einigung mit Lord Bulwer Lytton über den Erwerb des Uebersetzungsrechtes an seinem neuesten Roman „Kenelm Chillingly“, nachdem ich mir bereits einen Verleger für dieses Werk in der Person des Leipziger Verlegers Günther gesichert hatte. Meine erste Sorge nach Bulwer's Tode war, mich zu vergewissern, ob der Roman auch

vollständig vorhanden sei. Darüber wurde ich von England aus bald beruhigt. Ich erfuhr auch gleichzeitig, daß sich außer „Kenelm Chillingly“ noch zwei Schriften in Bulwers Nachlaß vorgefunden hätten, eine kleinere, „The coming race“, und ein großer fast vollendeter Roman „The Parisians“. Auf die erstere Schrift, die mir als eine wenig glückliche Satire auf die Gegenwart geschildert wurde, rieth mir mein Schwager, nicht zu reflektiren, den Roman aber empfahl er mir angelegentlichst. Ich setzte mich alsbald durch Benzons Vermittlung mit dem Sohne, dem nunmehrigen Lord Lytton, in Verbindung, und erwarb das Uebersetzungsrecht um die Summe von sechszig Pfund Sterling. Nach einigen Monaten einigte ich mich über den Abdruck der Uebersetzung im Feuilleton des Hamburgischen Correspondenten mit Dr. Eckardt. Im Laufe des Dezember 1873 gelang es mir, mich mit Hartleben in Wien über den Verlag einer Buchausgabe der „Pariser“ zu einigen.

Längere Zeit nahm mich eine mehr redaktionelle als eigentlich produktive Thätigkeit in Anspruch. Ich schrieb für den Hamburg. Correspondenten einen gedrängten Auszug des Lebens Dahlmanns von Anton Springer, der eine beträchtliche Anzahl von Feuilletons füllte. Die im Dezember 1872 begonnene Arbeit erstreckte sich noch ziemlich weit in das nächste Jahr hinein. Auf ausdrückliches Ersuchen von Dr. Eckardt nahm ich eine ausführliche Besprechung eines Artikels von Professor Frensdorff in Göttingen über Stüve vor, desgleichen eine über Waldeck's Biographie von Oppenheim.

Ein Unwohlsein Amaliens, welches sie in den ersten Tagen des Februar befiel und zu längerm Liegen verurtheilte, griff störend in unser geselliges und häusliches Leben ein. Auch in einer andern Richtung empfanden wir dieses Unwohlsein als recht hinderlich. Leos in Berlin hatten meine Frau und mich zu Anfang des Jahres freundlich eingeladen, in nächster Zeit einige Wochen bei ihnen zuzubringen, und wir hatten uns für Mitte Februar bei ihnen gemeldet, ein Termin, der nun in Folge dieser Erkrankung verschoben werden mußte.

Auch den Geburtstag meiner Frau, welcher auf den 8. Februar fällt, mußten wir in Folge dessen vor ihrem Bette feiern. Das Hauptstück meiner Bescheerung war ein aus Rohr geflochtener,

schwarz überzogener leichter Koffer, wie ihn meine Frau bei ihrer Schwester Antonie, bei deren letzter Anwesenheit in Hamburg, gesehen und bewundert hatte und den ich ihr aus London hatte kommen lassen. Ueberbracht wurde ihr derselbe von Carl, der das Geschenk, als hamburgischer Kofferträger gekleidet, mit von mir gedichteten plattdeutschen Knittelversen begleitete. Bei Tische, wo wir uns ja leider ohne meine Frau behelfen mußten, ließ ich es mir nicht nehmen, die übliche Geburtstagstorte mit Lichtern auftreten zu lassen und ein Hoch auf meine Frau auszubringen, von welchem ihr mein und der Kinder donnerndes dreifaches Hurrah durch die geöffnete Thür Kunde gab. In angenehmer Erinnerung ist mir von jenem Abend auch geblieben, daß Frau Bella Eckardt, nachdem sie an Amaliens Bett Thee mit uns getrunken hatte, uns Dickens' Ferienphantasien mit dem ihr eigenen Humor allerliebst vorlas.

Endlich schien meine Frau so weit wieder hergestellt, daß wir unsere Reise nach Berlin auf den 3. März festsetzen zu dürfen glaubten und an diesem Tage auch wirklich unternahmen. In Berlin wurden wir von Heinrich Leo am Bahnhof empfangen und nach seiner am Leipziger Platz belegenen Wohnung geführt. Die drei hohen Treppen zu ersteigen, wurde meiner Frau zwar ungewöhnlich sauer; wir hofften aber, daß diese Ermüdung nichts weiter zu bedeuten habe, verzehrten in behaglichem Geplauder mit den Freunden das für uns bereitete Abendessen und begaben uns zur Ruhe.

Leider sollten wir uns schon am nächsten Morgen überzeugen, daß die ungewöhnliche Ermüdung, an welcher meine Frau Abends zuvor gelitten hatte, keine vorübergehende gewesen sei, vielmehr einen ernsten Grund gehabt habe. Meine Frau war so unwohl, daß wir sofort zu Leos Hausarzt, meinem vieljährigen Freunde Dr. Gustav Siegmund schicken mußten.

Wie schmerzlich auch für meine arme Frau, die sich auf diesen Berliner Aufenthalt ungemein gefreut und sich von demselben eine Fülle schöner geselliger- und Kunstgenüsse versprochen hatte, die traurige Aussicht war, den größten Theil ihres Berliner Aufenthaltes mit Kranksein zu verbringen, so überwog doch bei ihr wie bei mir der Kummer darüber, daß wir unseren lieben

Wirthen, die uns ihr gastliches Haus in der Hoffnung auf ein heiteres Zusammensein geöffnet hatten, nun zur Last fallen mußten. Indessen galt es auch hier, wie so oft im Leben, das Unvermeidliche mit Würde tragen und das möglichst Beste aus der Sache machen. Die unvergleichliche Liebenswürdigkeit und Sorgsamkeit unserer Wirthe, die nie das leiseste Zeichen von Ungeduld kund gaben, sondern, jedes an seinem Theil, unausgesetzt alles aufboten, meiner Frau und mir unsere Lage so viel wie möglich zu erleichtern und die Patientin aufs beste zu pflegen, half uns vornehmlich über das Peinliche der Situation hinweg. Viel that dazu aber auch das vortreffliche Temperament meiner Frau, die in gesunden Tagen höchst thatkräftig, beweglich und ungeduldig, in Tagen der Krankheit ein wahres Muster von Ergebung und Geduld ist. Unverdrossen fand sie sich in ihr wahrlich nicht heiteres Loos, ließ sich von dem liebenswürdigen aber strengen Arzt, wenn sie sich bei ihm erkundigte, wann sie wohl würde aufstehen dürfen, von einem Tage auf den andern vertrösten, vertrieb sich, so gut es gehen wollte, und so weit es der Arzt und unsere Cousine und Nichte, die sie scherzhaft ihre „Drachen" nannte, gestatteten, die Zeit mit Schreiben, Lesen, Handarbeiten, Schach und anderen Spielen und wurde nicht müde, mich wieder und wieder zu ermuntern, alles mitzumachen, was mir an Schönem und Interessantem geboten wurde. Da auch Verwandte und Freunde mich darin aufs Nachhaltigste unterstützten, fehlte es mir nicht an reicher Abwechslung.

Gleich in den ersten Tagen besuchte ich in Gesellschaft von Frau Anna Hirsch-Piaget den Reichstag und zwar zum ersten Mal. Die Verhandlungen müssen aber an diesem Tage nicht sehr fesselnd gewesen sein; denn sowohl die Gegenstände als die Personen der Redner sind mir gänzlich entfallen. Viel glücklicher traf ich es auch bei einigen späteren Malen nicht, wo ich mit Frau Piaget und mit dem jungen Vetter meiner Frau, Herrn Fritz Springer, den Reichstag besuchte. Ein letzter Besuch des Reichstages, am Schlusse unseres Aufenthaltes, nach Amaliens Genesung, hätte brillant für uns ausfallen müssen, wären wir nicht, des frühen Mittagessens unserer Wirthe halber, genöthigt gewesen, die Sitzung um halb drei Uhr zu verlassen. Denn

nach unserem Fortgehen fand noch — es war am 23. März — eine höchst interessante Debatte über Elsaß-Lothringen statt, die durch Miquel's unerwartetes Auftreten einen sehr aufgeregten Charakter erhalten und Bismarck's energisches Eingreifen in die Debatte veranlaßt hatte. Uebrigens bot auch die von uns miterlebte Preßgesetz-Debatte viel Interessantes; wir hörten Treitschke, Lasker, Mallinckrodt, Majunke und den Polen Niegelewski reden.

Um nun gleich bei den öffentlichen Vergnügungen und Unterhaltungen, nämlich Theater und Konzerten zu bleiben, die ich in Berlin mitgemacht habe, so nenne ich von ersteren eine herrliche Aufführung von Gluck's Iphigenie auf Tauris und Shakespeare's „Was Ihr wollt." Im Residenztheater hörte ich eines Abends mit Leos mehrere kleine Stücke, von denen mir nur das eine, vortrefflich gespielte: „Heinrich Heines Jugendjahre" als äußerst komisch im Gedächtniß geblieben ist. Sardou's „Pattes de Mouches" und Prinz Georg's „Cleopatra" hörte ich eines Abends mit Betty Leo und meiner Mutter, ebenfalls mit Mutter ein Konzert von Stockhausen, in welchem unter anderm das Spanische Liederspiel von Robert Schumann zu einer sehr schönen Aufführung gelangte; ich kann wohl sagen, daß ich mich seit Jahren in keinem Konzerte so gut unterhalten habe.

Meine Mutter, welche, wie aus obigem hervorgeht, damals noch in Berlin wohnte, sahen wir häufig auch bei Verwandten und Freunden. Mehrfach aß ich bei ihr zu Mittag, und als dann meine Frau zum ersten Male seit ihrer Ankunft in Berlin mit mir bei Mutter zu Mittag aß, feierte diese die Wiedergenesung Amaliens in der freundlichsten Weise durch einen von ihr selbst in Champagner ausgebrachten Toast.

Eine am Morgen desselben Tages von den fünf Kindern unterzeichnete Meldung: „Es leben die wiedererschienenen Rundstücke! Eins, zwei, drei, Hurrah!" die uns davon benachrichtigte, daß ein in Hamburg ausgebrochener Bäckerstrike zu Ende sei, belustigte auch Mutter sehr.

Vielfach fuhr ich — und fuhren später meine Frau und ich gemeinsam — mit meiner Mutter in deren schönem, bequemem Wagen in der Umgegend Berlins spazieren.

Unter den Gästen einer kleinen Soirée, die Mutter, ich

glaube uns zu Ehren gab, und welche überwiegend aus öfter genannten Freunden und Bekannten bestand, erwähne ich hier nur ausdrücklich den russischen Staatsrath Max Heine, einen Bruder des Dichters, der aber mit diesem weder äußere noch innere Aehnlichkeit zu haben schien. Mir, wie anderen, machte er den Eindruck eines unangenehm aufgeblasenen, faden Patrons. Einen komischen Beleg für seine Wichtigthuerei gab er mir, als er mir im Gespräch über die Skizzen „Aus der Petersburger Gesellschaft“ mit geheimnißvoller Miene zu verstehen gab, er kenne den Verfasser, und als ich ihn, ohne meine Wissenschaft zu verrathen, bat, mir doch denselben zu nennen, im Ton einer höchst vertraulichen Mittheilung mir zuflüsterte, „Es ist ein Beamter im Auswärtigen Ministerium.“

Die frühe Mittagsstunde und die berlinische Sitte, nach dem Mittagessen wieder auseinander zu gehen, welche freilich uns Hamburgern, die wir an ein trauliches Beieinanderbleiben gewöhnt sind, nicht recht behagen will, macht es doch andererseits möglich, vielerlei Verschiedenes an einem Tage vorzunehmen. So fielen namentlich manche gemüthliche Nachtisch-, Kaffee- und Plauderstündchen bei unseren Cousinen Emilie und Marie Leo ab, und an manchen Vorabenden und Abenden erfreuten wir uns des schönen Vorlesens unseres Vetters Heinrich. Ich erinnere mich mit Vergnügen der Lektüre von Beaumarchais' köstlichen „Noces de Figaro“ und „Le Barbier de Séville“. Und als am Dienstag den 10. März meine Frau zuerst wieder aufstehen und mehrere Stunden auf einer Chaiselongue im Wohnzimmer zubringen durfte, wurde diese Auferstehung dadurch gefeiert, daß Heinrich uns und der anwesenden Familie einige Scenen aus Shakespeare's Heinrich IV., wie immer vortrefflich, vorlas.

Tags darauf, am 11. März, hatten Leos die liebenswürdige Aufmerksamkeit, den auf diesen Tag fallenden dreizehnten Geburtstag unseres Carl durch Geburtstagstorte und Champagner zu feiern. Nach Tische erfreute uns Auerbach durch einen langen Besuch, den ja nun auch schon meine Frau empfangen konnte.

Von meinem Freunde Herman Wichmann erhielt ich bald nach unserer Ankunft in Berlin ein prächtiges Billet, voller Freude über mein Kommen und voll der liebenswürdigsten Vorschläge,

was wir alles zusammen vornehmen wollten. Und er hat Wort gehalten! Ich habe viel des Schönen und Interessanten bei ihm und mit ihm erlebt.

So aß ich dort gleich in den ersten Tagen mit dem seit langen Jahren mit der Wichmann'schen Familie eng befreundeten Geschichtsschreiber Leopold Ranke, mit dem Musiker Louis Ehlert, dem Philosophen Professor Lazarus und Herman Grimm, welchem ich jedoch auch hier nicht näher trat, wenn wir uns auch beide lebhaft an der gemeinschaftlichen Unterhaltung betheiligten, die namentlich bei Tische äußerst animirt war. Als besonders fesselnd erinnere ich mich eines Wortgefechtes zwischen Herman Grimm und Ranke, von denen der erstere die Ermittlung der historischen Wahrheit für höchst schwierig, wenn nicht unmöglich erklärte und als Beleg für seine Behauptung einen vor einigen Jahren in Berlin stattgehabten Fall anführte, wo einem Offizier auf offener Straße bei hellem Tage ein Unfall zugestoßen sei, über den sich schon in kürzester Frist bis in das königliche Schloß hinein die unglaublichsten Gerüchte verbreitet hatten, und über den der eigentliche Sachverhalt gar nicht mehr zu erbringen gewesen sei. Ranke dagegen beharrte ebenso fest auf seinem Standpunkte, daß es nur darauf ankomme, die vorhandenen historischen Dokumente nach richtiger Methode kritisch zu beurtheilen und zu benutzen, um zur Ermittlung der historischen Wahrheit zu gelangen.

Daß ich mit Wichmann an diesem Mittag Brüderschaft trank, will ich doch auch erwähnen.

Bald darauf aß ich einmal allein bei Wichmann, ging mit ihm zu der mir vom verflossenen Sommer her, wo ich sie in Thun getroffen hatte, näher bekannten Frau Becker, die uns sehr schön vorsang und ein delikates Souper vorsetzte.

Dort sprach ich auch den bekannten Schriftsteller Homberger, der an jenem Abend ganz erfüllt war von seinem eben ausgebrochenen Streit mit Treitschke und Wehrenpfennig, von denen, als Herausgebern der „Preußischen Jahrbücher", er seit Monaten als Redakteur angestellt war, und die ihm allerdings, nach seiner Darstellung, jetzt recht übel mitgespielt haben mußten.

Eine recht merkwürdige Matinée bei Wichmann, welche ich,

da meine Frau noch immer Hausarrest hatte, in Begleitung meiner Nichte Clärchen besuchte, fand am zweiten Sonntage meines Berliner Aufenthaltes statt. Wichmann hatte die Bekanntschaft eines Italieners, des Rhetors Campo gemacht, der als Schauspieler aufzutreten wünschte, bis jetzt aber noch keine Gelegenheit dazu gefunden hatte und sich einstweilen durch Vorstellungen in Privatcirkeln bekannt zu machen suchte. Diese Vorstellungen bestanden darin, daß Campo die Rolle einer Hauptperson aus einem Shakespeare'schen Stück in einer italienischen Uebersetzung, unter Hinweglassung aller übrigen Personen, im Kostüm spielte. Bei Wichmann spielte er so vor einer größern Gesellschaft den Shylock aus dem „Kaufmann von Venedig". So wunderlich diese Art, sich zu produciren auch war, so mußte ich doch zu meiner eigenen Ueberraschung zugeben, daß Campo durch seine Darstellung einen nicht unbedeutenden Eindruck hervorzurufen wußte. Seine Recitation, über die ich ja allein urtheilen konnte, war gut; aber auch seine Mimik und seine Gesten wurden gelobt. Persönlich machte Campo, welchen Wichmann mir vorstellte, den Eindruck eines bescheidenen, anspruchslosen, des Interesses würdigen Mannes. Später habe ich nichts wieder über ihn gehört.

Unter den zahlreichen Gästen befand sich auch der bekannte Regierungsrath Wiese, der ehedem eine so große Rolle im Kultusministerium gespielt und die damals so ungünstig beurtheilten Schulregulative verfaßt hatte. Er erschien mir im Gespräch als ein ganz angenehmer, durchaus nicht fanatischer Mann.

Noch eine andere bemerkenswerthe Persönlichkeit war der durch seine dichterischen Werke bekannte Prinz Georg von Preußen, der aber erst nach der Vorstellung erschien und — beinahe gar nicht erschienen wäre. Plötzlich verbreitete sich nämlich in der Gesellschaft, als man schon nach der Vorstellung ein frugales Frühstück eingenommen hatte, die Kunde, der Prinz Georg sei im Vorgarten, wünsche einzutreten, erwarte aber, daß Wichmann als Hausherr ihm, nach herrschender Sitte, entgegengehe. Als Wichmann dazu keine Lust verspürte und sich dessen ziemlich verdrossen weigerte, entstand unter seinen Freunden eine lustig zu beobachtende loyale Aufregung und Entrüstung über diese majestätsverbrecherische Illoyalität Wichmanns gegen einen Prinzen des

königlichen Hauses. Wichmann zögerte eine Weile, als sich die Kunde verbreitete, der Prinz sei wieder fortgegangen, was neue Aufregung hervorrief. Dann wieder hieß es, der Prinz sei noch nicht fortgegangen und warte noch immer. Nun endlich war auch Wichmanns demokratischer Widerstand gebrochen; er folgte dem Rathe seiner immer stärker drängenden Freunde, ging dem Prinzen entgegen und — Alles war gut.

Auf einer Soirée bei Wichmann, zu der ich mich abermals mit meiner Nichte verfügte, unterhielt ich mich vortrefflich, namentlich mit dem Oberappellationsrath Bähr und vor allem mit August Reichensperger. Der letztere verwickelte mich bald in ein recht interessantes Gespräch, in welchem er weder aus seiner bekannten leidenschaftlichen Vorliebe für die Gothische Baukunst, noch aus seinem ebenso bekannten Ultramontanismus ein Hehl machte. Ich erinnere mich nicht mehr genau, wie ich mich in beiden Beziehungen äußerte, kann aber dafür einstehen, daß, wenn eine Veranlassung zum Aussprechen meiner Ansichten für mich vorlag, ich mit meiner Gesinnung nicht hinter dem Berge gehalten haben werde. Ich muß mich wohl ganz gut aus der Affaire gezogen haben, wenigstens schließe ich das aus den Worten, die Reichensperger zum Abschied an mich richtete: „Sie haben einen erhebenden Eindruck auf mich gemacht", wenn sich auch dieselben wohl hauptsächlich auf mein Geschick und die Art, wie ich dasselbe zu tragen schien, bezogen haben mögen.

Endlich konnte auch Amalie mich einmal zu Wichmanns begleiten, und zwar zu einem ganz freundschaftlichen Mittagessen, an welchem außer uns nur ein intimer Freund von Wichmann, der Geheimrath Starcke, jetziger vortragender Rath im Justizministerium theilnahm, dessen ich schon früher als talentvollen Illustrator meiner Uebersetzung der Dickens'schen Ferienphantasien gedacht habe, und dessen vielseitige Begabung sich namentlich in seinen Schriften über das Gefängnißwesen dokumentirt.

Nach Tische besuchte Wichmann mit mir den alten Ranke. Wir fanden den merkwürdigen alten Gelehrten an seinem Schreibtisch in Arbeiten vertieft. Er nahm uns aber sehr freundlich auf und unterhielt sich über eine Stunde lang in der anregendsten Weise mit uns.

Auch zu Taubert führte mich Wichmann. Wilhelm Taubert, der bekannte Liederkomponist und Klavierspieler, war trotz seines hohen Alters, das ihn auch veranlaßt hatte, seine Entlassung als königlicher Kapellmeister zu nehmen, noch rüstig im Componiren und spielte noch sehr schön Clavier. Von beidem überzeugte ich mich, als er mir verschiedenes, so die große Phantasie von Mozart und einige recht hübsche Proben aus seiner neuesten Composition, einer Bearbeitung von Shakespeares „Was Ihr wollt" als Operntext, unter dem Titel „Cesario", vorspielte. Am Donnerstag, 26. März, dem Tage vor unserer Abreise, aßen wir noch einmal zu guter Letzt allein bei Wichmanns spät sehr gemüthlich zu Mittag und nahmen dann Abschied von den lieben Freunden.

Aehnlich gütig und zuvorkommend wie unsere lieben Wirthe und Wichmanns zeigten sich alle unsere Freunde, wie ich denn überhaupt in Berlin die liebenswürdigste Gastlichkeit erfahren habe. Wir haben interessante, angeregte und gemüthliche Mittage und Abende, je nachdem in kleinerm oder größerm Kreise, dort verlebt. So gleich am ersten Abend bei meinem alten Freunde Dr. Gustav Siegmund, am nächsten Abend bei Professor Graefs, wo Julian Schmidt sehr gütig gegen mich war. Bei Frau Piaget und ihrer Tochter, unserer lieben Freundin Frau Professor Hirsch-Piaget, verbrachte ich den ersten Sonntag Abend, wie immer in der Gesellschaft dieser feinen und geistvollen Damen, höchst angenehm und behaglich. Dort traf ich unter anderm Löwe-Calbe, H. B. Oppenheim, Bamberger und Fräulein Babette Meyer. Diese gescheidte und liebenswürdige Dame war mir besonders dadurch interessant, daß sie in einem intimen Verhältniß zum Fürstlich Bismarck'schen Hause stand. Ich hatte das Vergnügen, beim Abendbrot neben ihr zu sitzen und mir viel von Bismarck und seinem Leben erzählen zu lassen: wie er oft, gleich mir, von Nervenschmerzen arg geplagt werde, wie feucht und wenig gesund sein Haus in seinem Lieblingsaufenthalte Varzin gelegen sei u. s. w.

Auf einer zweiten Soirée bei Piagets, wohin mich auch meine Frau begleiten durfte, trafen wir neben verschiedenen guten Bekannten, wie Graefs, den Sohn des Schriftstellers

Robert Prutz, Dr. Hans Prutz mit seiner Frau, Dr. Rothmann und den Reichstagsabgeordneten Dr. Klügmann aus Lübeck.

Am Sonntag den 22. März nahmen wir, nachdem wir Vormittags einen Spaziergang durch die zu Ehren des kaiserlichen Geburtstages festlich beflaggte Stadt gemacht hatten, an einem allerliebsten Diner bei dem Maler Paul Meyerheim Theil. Um die Wirthin und den Wirth, der einer der liebenswürdigsten Männer ist, die mir vorgekommen sind, hatte sich ein Kreis von angenehmen und bedeutenden Menschen versammelt: Franz Duncker mit Familie, ebenso Berthold Auerbach, der Maler Kaulbach, der Architekt Geh. Baurath Strack. Das sehr hübsche Diner war in dem Atelier Meyerheims servirt, zu welchem eine schmale Wendeltreppe hinaufführte. Nachdem alle übrigen Gäste fort waren, saßen meine Frau und ich mit unseren Wirthen in dem reizenden Boudoir; Meyerheim war unerschöpflich in köstlichen Erzählungen — bis es, um halbzehn Uhr, plötzlich zur Sprache kam, daß auch wir bei Frau Lehfeldt, der in demselben Hause wohnenden Mutter von Frau Meyerheim zum Thee geladen seien. Wir hatten auf Meyerheims Aufbruch gewartet, sie dagegen auf unser Fortgehen.

Bei unserer Cousine, Frau Auguste Leo, trafen wir dann in einer hübschen Gesellschaft Paul Meyerheims wieder, sowie den Maler Plockhorst, die Direktoren Grunow und Julius Lessing mit ihren Frauen und den Sänger Herrn von Senfft-Pilsach, der eine schöne Auswahl von Liedern und die Arie aus Elias: „Es ist genug" sehr hübsch vortrug.

Auch zu einer schon einige Tage früher stattgehabten großen eleganten Soirée bei Franz Duncker hatte mich Amalie begleiten dürfen. Wir brachten dort einen angenehmen Abend zu; Duncker und seine Frau waren gute Wirthe, und in der Gesellschaft, in welcher sich neben vielen Künstlern und Gelehrten besonders eine große Anzahl von Abgeordneten befand, herrschte ein zwangloser und angeregter Ton. Ich sprach unter anderm Spielhagen und seine Frau, Fanny Lewald, Strodtmann, den Chemiker Professor Alphons Oppenheim, den Theologen Professor Baumgarten. Im Laufe des Abends verabredete Duncker mit mir eine geschäftliche Besprechung.

Ich war schon einige Tage zuvor eines Morgens mit Heinrich Leo zu Franz Duncker nach der Potsdamerstraße gefahren, um ihm die nachgelassenen „Essays on Religion“ von John Stuart Mill anzubieten, deren Uebersetzungsrecht ich zwar noch nicht ganz fest erworben hatte, aber doch als mir gesichert betrachten durfte. Duncker aber, der unwohl war, konnte mich nicht empfangen, und ich mußte unverrichteter Sache wieder fortgehen. Um doch wo möglich meiner Frau eine gute Nachricht mit nach Hause bringen zu können, wünschte ich an jenem Morgen, es noch mit der „Princess of Thule“ von William Black bei Janke zu versuchen. Die Sache war nicht ganz leicht. Mein Vetter hatte keine Zeit, mich noch zu Janke zu begleiten und die Frage war, wie ich ohne ihn zu dem in ziemlicher Entfernung von Duncker, in der Anhalterstraße wohnenden Janke, der noch überdies sein Geschäftslokal in einem nicht leicht zugänglichen Hinterhause hatte, gelangen solle. Mir blieb, wenn ich meinen Zweck erreichen wollte, nichts anders übrig, als mich zu entschließen, im Vertrauen auf mein gutes Glück und die Güte des Kutschers, die Expedition allein zu unternehmen. Gedacht, gethan Ich empfahl mich dem Himmel und dem Kutscher, ließ mich von diesem zunächst nach der Anhalterstraße fahren, dann über einen Hof in ein Hinterhaus und verschiedene enge Treppen hinauf in das Geschäftslokal des Herrn Janke führen, dem ich alsbald die Uebersetzung der „Princess of Thule“ anbot. Er schien nicht abgeneigt, schwankte aber noch, als sein Sohn, Herr Dr. Janke, der Mittheilhaber des Geschäftes, dem schon als solchem, noch mehr aber gewiß vermöge seiner wissenschaftlichen Bildung, eine gewichtige Stimme bei den literarischen Unternehmungen der Janke'schen Verlagsbuchhandlung zustand, eintrat und sich in ziemlich kurz angebundener Weise wenig günstig über das hier in Rede stehende literarische Unternehmen aussprach. Ich bot nun alle meine Beredsamkeit auf und brachte den alten Janke doch noch dahin, einen Contract mit mir abzuschließen und zu unterzeichnen, in welchem er mir die Uebersetzung der „Princess of Thule“ für Vierhundert Thaler abkaufte. Mit diesem Contract in der Tasche ließ ich mich nun, da mein gutmüthiger Kutscher natürlich seinen Wagen nicht so lange hatte verlassen können, von

einem freundlich sich erbietenden Comptoiristen des Herrn Janke wieder hinuntergeleiten und fuhr vergnügt nach Hause, wo ich froh war, meiner Frau die gute Nachricht melden zu können.

Mit den literarischen Vorkommnissen dieses Tages war es aber damit noch nicht zu Ende; vielmehr sollten deren noch zwei, ein ziemlich unerfreuliches und ein recht erfreuliches, eintreten. Das erstere war ein Brief des Verlegers Günther aus Leipzig, der mir ein seit längerer Zeit schuldiges Honorar in Begleitung eines Briefes schickte, in welchem er sich empfindlich darüber äußerte, daß ich die Parisians von Bulwer einem andern Verleger überlassen habe, und den geschäftlichen Verkehr mit mir abbrach; das andere, erfreulichere literarische Vorkommniß war ein Brief von Miss Taylor, in welchem sie mir ihre Bereitwilligkeit erklärte, mir das Uebersetzungsrecht an den nachgelassenen Essays ihres Stiefvaters J. S. Mill für fünfzehn Pfund Sterling zu überlassen. — Wenige Tage später suchte ich dann Franz Duncker auf und einigte mich mit ihm über den Verlag derselben.

Ich konnte also auch in geschäftlicher Beziehung mit den Erfolgen meines Berliner Aufenthaltes zufrieden sein; denn meine Uebersetzerthätigkeit lag mir doch, trotz der mancherlei Verdrießlichkeiten und bitteren Erfahrungen, an welchen es mir im Laufe der Jahre nicht gefehlt hat, sehr am Herzen; sie war mir eine liebe Beschäftigung, anfänglich freilich nur eine leichte Erholungsarbeit nach ernsteren wissenschaftlichen und literarischen Arbeiten, „mein Strickstrumpf", wie ich zu sagen pflegte. Wie es dann aber so geht, wenn man in den Strudel hineingerissen wird, das Uebersetzen gewann, je mehr ich mich darin auf ernste wissenschaftliche und biographische Werke beschränkte, desto mehr die Oberhand und drängte mit der Zeit die auch weniger einträgliche produktive Thätigkeit in den Hintergrund.

Sehr erfreulich war es mir, wenn ich, in seltenen Fällen einmal, ein anerkennendes Wort von competenter Seite über meine Uebersetzungen zu hören bekam, wie kürzlich von dem hochgebildeten Vertreter der Firma Asher, Herrn Cohn, welchem ich auf einer Soirée bei dem Maler Graef begegnete, und wie neuerlich von Friedrich Spielhagen. Als bei einem längern Besuche, welchen Spielhagen meiner Frau und mir machte, das Gespräch

auf George Eliot's Middlemarch kam, sagte er mir freundlich-emphatisch, meine Uebersetzung sei ausgezeichnet, er möchte sagen, das Tüttelchen auf dem I sei nicht unbeachtet von mir geblieben. — Und dennoch hatte Spielhagen, beiläufig bemerkt, es nicht für der Mühe werth gehalten, mich in seiner kürzlich erschienenen Besprechung von Middlemarch als Uebersetzer zu nennen.

Spielhagen erinnerte sich mit wahrem Vergnügen eines Zusammentreffens in Neapel mit meinem Bruder Friedrich, mit dem er sich so innig befreundet hatte, daß die beiden Herren einen gemeinschaftlichen Ausflug nach Sicilien unternahmen, welchen Spielhagen später auch literarisch verwerthet hat.

Endlich mußte es doch von Berlin geschieden sein. Am Freitag, den 27. März reisten wir Nachmittags nach Hamburg zurück, wo wir von den Kindern jubelnd empfangen wurden.

Wenige Tage nach meiner Rückkehr hatte ich einen Unfall, der durch die Beharrlichkeit, mit welcher ich, trotz der wiederholten dringenden Bitten meiner Frau, noch immer darauf bestand, auch außerhalb des Klosterstieges allein spazieren zu gehen, veranlaßt war und recht böse Folgen hätte haben können, dieses Mal aber noch glücklich vorüberging. Ich fiel nämlich bei einem Spaziergang an der Alster plötzlich wieder in eine, behufs Reparatur der Wasserleitung gegrabene, aber diesmal noch tiefere Grube. Zum Glück war ich, aus einer beim Alleingehen stetig beobachteten Vorsicht, sehr langsam gegangen, ein Umstand, dem ich es wohl zu danken hatte, daß der Fall weniger heftig war. Gleichwohl war die Situation recht unangenehm. Zwar, Schaden hatte ich, wie ich mich nach der Erholung vom ersten Schrecken überzeugte, nicht genommen; die nun sofort entstehende und nicht so leicht zu lösende Frage war aber, wie ich aus der tiefen Grube wieder herauskommen sollte. Der Versuch der herbeieilenden Erdarbeiter, mich an den emporgestreckten Armen aus der Grube herauszuziehen, erwies sich, bei der Tiefe der Grube, als unthunlich. Ich bat sie daher alsbald, ihre Hülfsleistung wieder aufzugeben und war darauf bedacht, mir auf andere Weise zu helfen, und das gelang mir folgendermaßen. Die Grube war, vermuthlich ihrer großen Tiefe wegen, durch einen Querbalken gewissermaßen in zwei Etagen getheilt. Auf diesen Quer-

balken nun schwang ich mich, vermöge einer turnerischen Gewandtheit, die mir noch aus meiner Jugend geblieben war, derartig hinauf, daß ich rittlings auf demselben zu sitzen kam und nun mit Hülfe der Arbeiter leicht wieder auf den festen Boden der Straße gelangen konnte. Ich ging ruhig meines Weges wieder nach Hause und erzählte meiner Frau, um ihr den beschmutzten Zustand meiner Kleider zu erklären, nur, ich sei in den Schmutz gefallen, wobei sie sich auch beruhigte. Die Wahrheit sagte ich ihr erst einige Wochen später. Erinnert wurde ich auf meinen Spaziergängen noch öfter an den Unfall durch einen Arbeiter, der mir wiederholt, wohl nicht unabsichtlich, begegnete und mir jedesmal mit den Worten entgegentrat: „Datt harr slimm war 'n kunnt, mit dem Herrn"; ich merkte die Absicht und — gab ihm gern ein Trinkgeld.

Gesellig lebten wir während der ersten Monate nach unserer Rückkehr von Berlin ziemlich ruhig. Unser Familienkreis war durch die beständige Abwesenheit unseres Onkels Ferdinand und meiner Mutter sehr verengt; dazu kam, daß meine Schwester Marie in Gesellschaft meiner Schwester Elisabeth den Winter in Florenz und Rom zugebracht hatte und noch nicht zurückgekehrt war. Von Verwandten sahen wir daher in altgewohnt regelmäßiger Weise nur Leos, die zum Frühjahr ihre Wohnung verändert und ein neu gekauftes Haus in der Hallerstraße bezogen hatten. Unverändert viel sahen wir Eckardts. Ein kleines Mittagessen am 10. April, zu welchem wir Eckardts, Herrn und Frau Zacharias und Herrn von Dommer eingeladen hatten, gestaltete sich unerwarteterweise zu einer Festlichkeit. Eckardt, der seiner Redaktionsthätigkeit schon seit längerer Zeit überdrüssig geworden war und sich nach einer festen bürgerlichen Stellung sehnte, hatte die Gelegenheit einer im Laufe des März eintretenden Vakanz wahrgenommen, um sich zu dem Amte eines Senatssekretärs zu melden. An besagtem Tage, kurz ehe er zu uns gehen wollte, hatte Eckardt die Nachricht von seiner Ernennung erhalten, so daß wir und unsere übrigen Gäste die ersten waren, die ihn beglückwünschen und seine Wahl feiern konnten. Ich ließ, da ich nicht zu den Glücklichen gehöre, welche Champagner in ihrem Keller führen, durch Carl rasch eine Flasche des edlen Weines holen

und konnte nun beim Nachtisch das Wohl des neu ernannten Senatssekretärs in Champagner ausbringen.

Dr. Eckardts Feder blieb, wie ich hier beiläufig bemerken will, dem Hamb. Correspondenten auch für die Folge gesichert. Seine mit seltener Gewandtheit und Sachkenntniß geschriebenen Leitartikel sollten dem Blatte nicht verloren sein.

An jenem Abend der Wahl Eckardt's las uns Herr Zacharias aus Jean Paul's Levana vor. Ich erinnere mich nicht mehr, aus welchem Anlaß er diese vornehmlich der Kindererziehung gewidmete Lektüre gewählt hatte. Ich weiß nur, daß mir häufig die Freude wurde, literarische Erzeugnisse aus klassischer und auch aus neuerer und neuester Zeit, je nachdem sie in der angeregten Unterhaltung bei geselligen Vereinigungen zur Sprache kamen, durch die Güte unserer Freunde kennen zu lernen oder wieder zu hören. Am meisten verdanken wir in dieser Beziehung Herrn Zacharias, der unermüdlich in Auffindung immer neuer, mich fesselnder Lektüre aus seiner reichhaltigen Bibliothek war. Aber auch durch Dr. Eckardt gewannen wir Anregung zu mannigfaltigster Lektüre. So las er uns an verschiedenen Abenden des verflossenen Winters bei uns und bei sich einen höchst originellen russischen Roman „Todte Seelen" von Gogol vor, so später einmal Turgeniew's „Abenteuer eines Jägers" und Gedichte von Lermontow, von welchen mir „Die Novize" erinnerlich ist.

Ueberhaupt lernten wir durch ihn manches aus der mir bisher ziemlich fremden, mir auch im ganzen eben nicht sympathischen russischen Literatur kennen. Auf seine Veranlassung lasen wir unter anderm die übrigens in ihrer Eigenart wirklich äußerst fesselnde „Familienchronik der Aksakow."

Auch aus Hausrath's wohl damals erst kürzlich erschienenen Neutestamentlichen Zeitgeschichte las mir Eckardt wiederholt vor, ich erinnere mich namentlich einer geistvollen Charakteristik Hadrians.

Wenn ich von meiner Lektüre im allgemeinen keinen eingehenden Bericht erstatte, so geschieht das, weil es doch mehr oder weniger auf eine Aufzählung der literarischen Erscheinungen herauskommen würde, die damals an der Tagesordnung waren und von welchen alle Mitlebenden, gleich mir, Notiz genommen haben, wie z. B. Fräulein v. François' sehr hübsche „Letzte

Reckenburgerin" und Paul Heyse's „Kinder der Welt", die mir wenig behagt haben. Nicht so allgemein bekannt mag Lanfrey's fünfbändige, äußerst fesselnde Histoire de Napoleon I. und das in ein ganz anderes Gebiet gehörende Werk David Friedrich Strauß': „Der alte und der neue Glaube" gewesen sein.

Mir persönlich fiel in jenen Tagen mancherlei nicht uninteressante Lektüre zu, die mit Arbeitsprojekten zusammenhing, welche großentheils zu keinem praktischen Resultate führen sollten. Ich rechne dahin die Geschichte des Amerikanischen Krieges von dem Grafen von Paris, welche jedoch allzu militärischer Natur war, um sich für eine Uebersetzung ins Deutsche zu eignen, und Matthew Arnolds „The higher Schools and Universities of Germany", für welche geistvolle Schrift ich keinen Verleger fand.

Zu einer Reihe längerer Artikel verwendete ich die Lektüre von Prosper Mérimée's „Lettres à une Inconnue." Ich legte zunächst die Früchte meiner, bei dieser Gelegenheit gemachten, eingehenden Studien über die vielseitigen literarischen Leistungen Mérimée's in einer Einleitung nieder, gab eine Charakteristik dieses Schriftstellers und einen Abriß seines Lebens und theilte dann, unter fortlaufenden erläuternden Bemerkungen, Auszüge aus den Briefen an eine Unbekannte mit.

Eine eigenartige Publikation: „Les Murailles d'Alsace-Lorraine en 1870/71" wurde mir zur Verwendung für einige Feuilletonartikel von dem Redakteur des Feuilletons des Hamb. Correspondenten, Herrn Emil Hopfer, übergeben. Diese „Maueranschläge" erzählen in ihrer plastischen Kürze die ganze tieftragische Geschichte des Falles von Sedan, Metz, Straßburg und der vielen kleineren Festungen Elsaß-Lothringens im deutsch-französischen Kriege.

Die zu dieser Arbeit erforderliche, langwierige Lektüre aller Maueranschläge und eine gleichzeitige Auswahl der für meine Zwecke muthmaßlich verwendbaren affiches hatte mir meine Frau abgenommen. Auch die zeitraubende Arbeit der Revision des noch unrevidirten Theiles der „Pariser" besorgte meine Frau, meist in frühester Morgenstunde, schon von vier Uhr an, um recht ungestört zu sein und auch — wenigstens zeitweise — um sich meiner Mutter widmen zu können, die im Juni auf einige

Wochen aus Berlin zu uns kam. Ihr Eintreffen muß mit Dr. Eckardts Rückkehr aus seiner Heimath Livland, wohin er auf einige Wochen gegangen war, so ziemlich zusammenfallen. Wenigstens erinnere ich mich einer hübschen Soirée bei Eckardts, zu welcher wir, wenige Tage nach Mutters Ankunft, mit ihr gingen und wo es an guter Unterhaltung mit den anwesenden Gästen: Senator Kirchenpauers, Guido Wolffs, v. Hehn, Dr. Embden, nicht fehlte, wo aber, wie immer, der Hausherr selbst das beste durch seine sprühende Lebendigkeit that. Ich erinnere mich mit Vergnügen seiner humoristischen Schilderung von Auerbachs neuerschienenem Roman „Waldfried" — um so mehr, als ich mich in diesen Tagen, behufs einer im Auftrage des Correspondenten unternommenen Besprechung des „Waldfried", mit dessen Lektüre viel beschäftigt und die Kritik gerade an jenem Morgen vollendet hatte.

Die Anwesenheit meiner Mutter gab Veranlassung zu einer lustigen Spazierfahrt. Wir fuhren an einem Sonntag Morgen nach Niendorf, nahmen dort ein Frühstück ein und nachdem wir uns gelabt hatten, ging ich, während Mutter mit Amalie ruhig auf ihrem Platze sitzen blieb, in das Holz mit den Kindern, die mir, als ich müde wurde und nach einem Ruheplatze verlangte, eifrig beflissen Blätter zu einem Sitz aufschichteten, auf den ich mich auch niederließ, zu ihrer Freude aber natürlich alsbald langsam einsank.

Auf der Rückfahrt passirten wir den Eppendorfer Markt, wo meine alte Mutter in ihrer Gutmüthigkeit den Wagen halten ließ, um den Kindern das Marktvergnügen zu gönnen; Affentheater und Polichinellkasten wurden besichtigt und, besonders von Heinrich, Caroussel geritten.

Mutter zu Ehren fand auch eine Wiederholung der schon oben besprochenen Aufführung des Tieck'schen „Rothkäppchen" vor einer aus einigen dreißig Erwachsenen und zwanzig Kindern bestehenden Zuhörerschaft statt. Am Schluß der Vorstellung traten Mariechen und die kleine Bella Eckardt hervor, um meine Mutter und einen andern, neben ihr auf einem Ehrenplatze sitzenden Gast, eine seit einiger Zeit in Hamburg zum Besuche anwesende Tante Dr. Eckardt's, Fräulein von Lenz, mit einigen von Amalie gedichteten Versen als Ehrengäste willkommen zu

heißen und meine Mutter mit einem Silberblätter-, Fräulein v. Lenz mit einem Kornblumenkranz zu schmücken. Meine Mutter hatte den graziösen Einfall gehabt, einen Kranz von Rosen und Epheublättern mitzubringen, den sie Mariechen am Schluß der Vorstellung mit einigen selbstgedichteten Versen zuwarf.

Bald nach dieser kleinen Feier verließ uns meine Mutter, um zur Kur nach Ems zu gehen. Die Trennung wurde ihr diesmal besonders schwer. Sie hatte sich in unserer vom schönsten Wetter begünstigten, ländlichen Stille und in dem heitern Zusammenleben mit den Enkelkindern sehr wohl gefühlt, jedes in seiner Art und nach seiner Begabung genossen, hatte sich für Heinrichs Entschluß, gleich seinem ältern Bruder studiren zu wollen und für seine daraufhin geplanten Privatstunden bei Herrn Dr. Lüders interessirt, sich an Mariechens und ihrer Freundinnen Eckardt mehrstimmigem Gesange erfreut und ihren Liebling, den zweijährigen Otto, nach Herzenslust genossen. Nachdem sie den letzten Tag noch mit unserer Cousine Lottchen Moscheles bei uns zugebracht hatte, geleiteten wir sie Abends an die Bahn in eines der eben erst neu aufgekommenen Schlafcoupés.

Zweier weltbewegender Ereignisse, welche in diese Zeit fielen, will ich vorübergehend erwähnen; es war Fritz Reuter's Tod am 12. Juli und das Attentat Kullmann's auf Bismarck am 13. Juli. Ob der Komet mit diesen Ereignissen in Verbindung stand — ich weiß es nicht. Gewiß ist, daß diese herrliche Erscheinung allabendlich in wunderbarem Glanz am Himmel sichtbar war, wie mir Frau und Kinder und auch Freunde oft mit Entzücken erzählten und schilderten — so namentlich nach einer köstlichen Wasserfahrt, die wir an einem lauen Sommerabend mit den Freunden Eckardts unternahmen.

Ein unerklärliches, geheimnißvolles Rumohren hatte ich um diese Zeit wiederholt im Hause vernommen. Bald sollte mir dieses Räthsel gelöst werden. Es waren die Vorbereitungen zu einer allerliebsten Geburtstagsfeier gewesen, welche meine Frau einige Tage vor dem wirklichen Geburtstage veranstaltet hatte. Die Feier bestand wesentlich in der Einweihung meines Hauptgeschenkes, und dieses war nichts geringeres als ein neues, viel geräumigeres Arbeitszimmer Meine Frau hatte sich, namentlich durch die

Vorstellungen der in solchen Dingen sehr praktischen Frau Dr. Eckardt, der ich für ihren hier geübten Einfluß noch heute Dank weiß, bewegen lassen, mir das neben meinem bisherigen Arbeitszimmer nach Süden gelegene, bis jetzt zur Kinderstube benutzte, große Vorderzimmer als Arbeitszimmer einzuräumen und die Kinder in das kleinere Vorderzimmer zu verweisen. Die Vorbereitungen dazu waren in aller Stille und so heimlich betrieben worden, daß ich wirklich durchaus nichts davon gemerkt hatte. Als daher an jenem Tage gegen sieben Uhr meine Schwester mit Emilie und Marie Leo, unser Freund Asher und Eckardts gebeten wurden, in die „Kinderstube" hinauf zu gehen, war ich darüber nicht weniger verwundert als unsere Gäste, aber um so freudiger überrascht durch das Festspiel, das nun alsbald seinen Anfang nahm.

Die natürlich wieder von Amalie gedichtete kleine Scene wurde von den Kindern als den Geistern des Zimmers gespielt. Carl war die Gelehrsamkeit, Gustav und Alfred Leo waren seine Gesellen in grauen Umhüllungen, auf welche Manuskripte und Correkturbögen aufgenäht waren, Martin Leo figurirte, in eine braune Tischdecke genäht und mit einem Cigarrendiadem geschmückt, als Cigarre. Otto erschien mit einem Diadem von Stahlfedern als Verkörperung der Schreibfeder. Die kleine Marianne Leo repräsentirte den Schlummer. Den Inhalt der kleinen Scene bildete nun der Kampf dieser Geister der Gelehrsamkeit, der Schreibfeder, der Cigarre, des Schlummers, die sich des neuen Zimmers bemächtigen wollten, mit den bisher in demselben waltenden Geistern des Spieles (Heinrich mit einer Fülle von umgehängten Spielsachen), des Frohsinns (Annchen), der von Mariechen dargestellten Nadel u. s. w. u. s. w.

Daß meine Frau bei solchen und ähnlichen Veranstaltungen gelegentlich einmal über ihre Kräfte that und durch Unwohlsein und längeres Liegen dafür büßen mußte, war nicht zu verwundern. So wurde uns ein mehrwöchentlicher Besuch meiner Schwester, Frau Elisabeth Benzon, durch Amaliens Unwohlsein recht verkümmert.

Es muß wohl während der Zeit ihrer gezwungenen Ruhe gewesen sein, daß ich eines Abends das hauptsächlich wegen seiner Operetten- und Hamburgensien-Aufführungen bekannte Carl

Schulze-Theater besuchte, um Frau Mallinger in Figaro's Hochzeit von Mozart zu hören und zwar in Gesellschaft meines Vetters, des jungen Gustav Seligman. Auf die recht gute Aufführung folgte noch ein lustiges Nachspiel. Mit einer aus siebenundzwanzig Personen, Herren und Damen in heiterster Theaterlaune, bestehenden Gesellschaft, ging ich zunächst zum Abendessen nach Mutzenbecher's Bierhalle in St. Pauli, wo auch von den Damen brav Bier getrunken und unter Anführung von Herrn Dr. Hirsch verschiedene Salamander gerieben wurden. Spät Abends ging ich dann mit dem Theil der Gesellschaft, welcher, gleich mir, in Harvestehude wohnte, am Arme meiner liebenswürdigen Cousine, Frau Helene Behrens, zu Fuß nach Hause.

Einige Tage später nahm ich bei derselben Cousine an einem heitern Familiendiner Theil. Nach Tisch wurde etwas musicirt, und dann wurden unter vielen Scherzen jeux d'esprits gespielt. Eines derselben bestand in der Abfassung von Endreimen, für deren beste ein von einem Preisgericht zuzuerkennender Preis ausgesetzt war, der in einer hübschen hohen venetianischen Vase aus rothem Glas bestand. Auf den Ausspruch des Preisgerichtes, welches mir den Preis zuerkannte, war wohl nicht ganz ohne Einfluß das Bestreben meiner lieben Cousine gewesen, mir zu der Erfüllung eines von mir geäußerten Wunsches, die Vase meiner kranken Frau bringen zu können, behülflich zu sein.

Endlich war meine Frau so weit wieder hergestellt, daß wir an Reisen denken konnten. Das Wetter war ungewöhnlich schön und wir entschlossen uns rasch, einer mit unseren Freunden Piaget getroffenen Verabredung gemäß, diese in Rüdesheim, wo sie sich schon seit mehreren Wochen aufhielten, zu besuchen. Bereits am 8. September Abends reisten wir ab.

Bevor ich aber an die Schilderung der Erlebnisse dieser kleinen Reise gehe, muß ich noch einmal auf meine literarische Thätigkeit zurückkommen.

Ich glaubte, mein Pensum für dieses Jahr — zumal ich noch bis zuletzt an den nachgelassenen Essays von Mill über Religion gearbeitet hatte — reichlich erschöpft zu haben. Da erhielt ich Ende August von meinem Bruder Friedrich eine englische Zeitung mit dem Abdruck einer kürzlich, bei Eröffnung der dies-

jährigen Versammlung der „Society for the promotion of Sciences“, von ihrem Präsidenten, dem auch in Deutschland rühmlich bekannten Naturforscher Tyndall, gehaltenen merkwürdigen Rede über den gegenwärtigen Stand der Naturwissenschaften. Die schon an und für sich, besonders aber im Hinblick auf die in England herrschende Orthodoxie durch ihre vollständige Freiheit von jeder religiösen Tradition und ihre durchaus Darwinistischen Anschauungen interessante Rede, hatte ich sofort begierig verschlungen und überlegte mir eben, ob sie sich nicht zu einer Uebersetzung ins Deutsche eignen würde, als ich von meinem Freunde Zacharias ein Exemplar dieser Rede mit der dringenden Aufforderung erhielt, dieselbe ins Deutsche zu übersetzen. Ich war natürlich geneigt, dieser Aufforderung zu entsprechen. Die zwiefach schwierige Aufgabe, eine Abhandlung, die sich auf dem mir eigentlich fremden Gebiet der Naturwissenschaften bewegte, zu verdeutschen und diese immerhin große Arbeit bis zu unserer noch immer für die nächste Zeit erhofften Abreise zu vollenden, reizte mich nur um so mehr. Ich ging sofort ohne weiteres unverdrossen an die Arbeit und förderte meine Uebersetzung derart, daß dieselbe gerade am 8. September, dem Tage unserer Abreise, vollendet war.

Hätte ich freilich voraussehen können, wie viele Verdrießlichkeiten mir aus dieser Arbeit noch erwachsen sollten, ich würde sie sicher nicht mit so viel Lust und Liebe begonnen und durchgeführt haben. Ich gehe über die Einzelnheiten hinweg und erwähne nur kurz, daß ich durch eine zweite, von anderer Seite ausgeführte und veröffentlichte Uebersetzung des Tyndall'schen Vortrages, meinem Freunde und Verleger, Herrn Julius Springer gegenüber in die peinlichste Situation gerieth, und daß, zum Ueberfluß, durch meine nicht unbedenkliche Erkrankung der Fortgang und auch die Korrektheit des Druckes meiner Arbeit wesentlich beeinträchtigt wurde.

Einstweilen aber hatte ich große Freude an der Arbeit und auch an der Revision derselben, welche ich, behufs eines vorgängigen Abdruckes der Rede im Hamburg. Correspondenten, schon auf der Reise mit meiner Frau vornahm.

Das Ziel unserer Reise war dieses Mal der Rhein, welchen

meine Frau noch garnicht kannte. Schlechtes Wetter und ein kleiner Rückfall meiner Frau hielten uns länger in Rüdesheim, als in unserm Plane gelegen hatte. Aber die gütigen Damen Piaget, mit welchen wir zusammentrafen, boten alles auf, Amalien und mir das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Sie lasen mir vor, gingen mit mir spazieren und unternahmen einmal eine größere Tour per Eisenbahn mit mir nach Lorch, deren Genuß aber durch das fortwährend schlechte Wetter ebenfalls beeinträchtigt wurde. Das letztere bewog dann auch die beiden Damen, uns früher zu verlassen als ursprünglich ihre Absicht gewesen war.

Wir suchten in unserer durch die Ungunst der Witterung und die Abreise der Freunde ziemlich deprimirten Stimmung, Zerstreuung in der stundenlangen Beschäftigung mit der uns noch obliegenden Revision meiner Uebersetzung der Tyndall'schen Rede.

Nach einigen Tagen trat herrliches Wetter ein, das wir zu verschiedenen kleinen Ausflügen benutzten, so unter anderm nach dem Niederwald, um den Standort des zukünftigen Denkmales kennen zu lernen, nach Bingen, St. Goar, Goarshausen und der Burg Rheinfels, ehe wir nach Rolandseck aufbrachen, von wo wir zunächst die Parthie nach dem Drachenfels unternahmen. Wir fuhren in einem Nachen nach Königswinter und machten uns von hier, von unserm Schiffer geleitet, ich auf einem Esel, meine Frau zu Fuß, nach dem Drachenfels auf. Nachdem wir dort im Freien zu Mittag gegessen hatten, machten wir es wieder, wie meistens in solchen Fällen. Meine Frau unternahm unter Leitung unseres Führers eine weitere Exploration; ich aber ergab mich dem behaglichen Genuß der Nachmittagsruhe bei Kaffee und Cigarre, welcher heute noch dadurch erhöht wurde, daß ich von der interessanten Unterhaltung einer in der nächsten Nähe sitzenden Gesellschaft mit profitirte. Wie mir der Kellner sagte, waren es Professor von Sybel aus Bonn nebst Frau und Sohn und der Abgeordnete Jung aus Cöln mit seiner Tochter, einer Frau vom Rath. Nach der Rückkehr meiner Frau traten wir auf den Wunsch unseres Führers und Schiffers den nähern aber unbequemern Rückweg über Röhndorf an, welchem unser eigensinniger Cicerone

den Vorzug gab, weil sich die Kahnfahrt von dort leichter bewerkstelligen lasse. Alle Einwendungen waren vergeblich, auch meine Frau mußte einen Esel besteigen und wir mußten einen zweiten Führer annehmen, der meinen Esel am Zügel führte, mich aber nicht davor zu schützen verstand, daß ich auf etwa halbem Wege mit dem Esel stürzte und so unglücklich mit dem einen Fuß unter den Leib des Esels gerieth, daß ich den Fuß, wenn sich das halsstarrige Thier dem angestrengten Versuche der Führer, es wieder aufzurichten, noch eine halbe Minute länger widersetzt hätte, unfehlbar gebrochen haben würde, während ich jetzt von Glück sagen mußte, daß der Wiederaufrichtungsversuch noch eben rechtzeitig gelang und ich mit einer Verstauchung des Fußes davon kam. Trotz derselben hatte ich keine Lust, mich dem bösartigen Thiere wieder anzuvertrauen, sondern zog es vor, so gut es gehen wollte, zu Fuß hinunter zu humpeln, wobei ich meinen guten Humor so wenig verlor, daß ich meine begreiflicherweise recht verstimmte Frau wiederholt zum Lachen brachte. Zu Hause angelangt, brachte mich meine Frau sofort zu Bett und machte mir beständig die ganze Nacht hindurch kalte Umschläge, die bereits am nächsten Morgen so gute Wirkung gethan hatten, daß ein von uns hinzugerufener Arzt, ein Dr. Zimmermann, zwar noch verschiedentliche Einreibungen verordnete und mich zu mehrtägigem Liegen verurtheilte, die Verstauchung aber doch für eine durch die anhaltenden kalten Umschläge bereits sehr gemilderte und ganz unbedenkliche erklären konnte. Den Tag über blieb meine Frau bei mir, bis ich sie Nachmittags veranlaßte, allein einen Ausflug nach der Insel Nonnenwerth mit seinem Frauenkloster, zu welchem ihr jedoch der Zutritt nicht gestattet wurde, zu unternehmen.

Tags darauf trieb ich am Nachmittage meine Frau wieder hinaus. Dieses Mal machte sie einen Ausflug nach dem lieblichen Godesberg, der um so lohnender nicht nur für sie, sondern auch für mich ausfiel, als sie dort zufällig den Maler Paul Meyerheim aus Berlin und seine Frau traf und dieses liebenswürdige Ehepaar veranlaßte, sie nach Rolandseck zurückzubegleiten und mich, zu meiner angenehmsten Ueberraschung, zu besuchen. Wir plauderten eine Weile gemüthlich auf unserm Zimmer und

gingen dann zusammen in den Speisesaal hinunter, um gemeinschaftlich zu Abend zu essen. Meyerheims mußten bereits am nächsten Morgen zeitig wieder abreisen; wir aber hatten beschlossen, noch bis zum nächstfolgenden Tage zu bleiben und den Sonntag zu einem Ausfluge nach Altenahr zu verwenden.

Zum Beschluß besuchten wir in Wiesbaden meine Schwester Marie. Da dort in dem Hôtel zu den vier Jahreszeiten kein Platz mehr für uns war, bezogen wir ein freundliches Zimmer in einem Hôtel Garni, dem sogenannten „Blockschen Hause“ und machten in den nächsten Tagen mit meiner Schwester und Emilie Leo, wenige Tage darauf auch mit meinem Bruder Friedrich und seinem ältesten Sohne Rudolf, die zu unserer angenehmen Ueberraschung unerwartet hier eintrafen, wiederholt hübsche Spaziergänge und Fahrten nach dem herzoglichen Park in Biberach, der griechischen Kapelle auf dem Neroberge und der künstlichen Forellenzüchterei.

An zwei Abenden besuchten wir das Theater, wo wir einmal verschiedene unbedeutende kleine Lustspiele, dann aber die uns neue Oper „Genoveva“ von Schumann aufführen sahen. Der, trotz aller Bedenken, namentlich gegen den dramatischen Werth dieser Oper, nicht geringe Genuß wurde nur durch die im Theater herrschende entsetzliche Hitze beeinträchtigt.

Unter den vielerlei Gegenständen, die Friedrich und ich mit einander verhandelten, will ich der Frage der Leichenverbrennung (Cremation) Erwähnung thun, welche damals in England eifrig verhandelt wurde und über welche Friedrich sich als ein begeisterter Anhänger aussprach.

Nach Hamburg zurückgekehrt, schien das Leben wieder seinen gewohnten Fortgang nehmen zu sollen. Am 1. Oktober feierten wir Heinrichs zwölften Geburtstag um so freudiger, als er gerade Tags zuvor mit seinem Schulkameraden und Vetter Martin zusammen das beste Zeugniß in der Klasse erhalten hatte.

Ein heftiger Anfall von Nervenschmerzen, der mich peinigte, war zwar gerade für die Geburtstagsfeier sehr störend, erschien uns aber, als etwas leider gewohntes, weiter nicht beunruhigend. Am folgenden Tage fühlte ich mich so unwohl, daß ich früh zu Bett gehen mußte; zu ernsteren Besorgnissen fanden wir aber in diesem

Unwohlsein keine Veranlassung. Bald jedoch stellte sich zu unserm Schrecken heraus, daß jenes scheinbar leichte Unwohlsein bei mir der Vorbote einer ernsten Erkrankung, daß insbesondere die Verwirrung der Gedanken, die sich wiederholt, namentlich bei der Lektüre von Fanny Lewalds „Erlöserin“ gezeigt hatte, keineswegs eine leicht zu nehmende Zerstreutheit, sondern vielmehr ein bedenkliches Symptom gewesen sei. Ueber meinen Zustand in der ersten Zeit klar zu berichten, bin ich nicht im Stande. Meine Frau, die es könnte, verweigert mir hartnäckig die Mittheilung ihrer Tagebuchnotizen aus jener Zeit, weil sie, nach meiner Ueberzeugung mit Unrecht, eine üble Wirkung derselben auf mein Gemüth fürchtet. Ich kann daher, in Ermanglung eigener Tagebuchnotizen, nur das wenige melden, was mir meine geschwächte Erinnerung aus jener Periode meines Lebens an die Hand giebt.

Ich machte zwar dem Arzte durch die Klarheit der Auffassung meines Zustandes, mit welcher ich ein Börsengerücht über die plötzlich eingetretene Zerrüttung des Geisteszustandes des Herrn Dr. Lehmann fingirte, herzlich lachen. Er verordnete aber doch absolute Ruhe und verbot ausnahmslos jeden Verkehr mit der Außenwelt. Ich durfte außer meiner Frau und gelegentlich meinen Kindern niemand sprechen. Allmählich gelangte Dr. Cohen zu der Ueberzeugung, daß meine Frau mit der Annahme Recht habe, meine Krankheit sei nur die Wirkung der allzu häufigen Anwendung von Morphiumeinsprützungen. Nach Verlauf einiger Wochen war ich indeß so weit hergestellt, daß ich mich wieder geistig beschäftigen, lesen, ja selbst etwas arbeiten durfte.

Für meine Lektüre, die unter den obwaltenden Umständen natürlich leicht sein mußte, aber doch, um mir nicht zuwider zu sein, nicht seicht sein durfte, hatte Frau Dr. Eckardt durch die Darleihung des von Heyse und Kurz herausgegebenen deutschen und ausländischen Novellenschatzes vortrefflich gesorgt. Meine Frau las mir in der Zeit meiner Genesung aus diesen Sammlungen eine Anzahl vorzüglicher Erzählungen zu meinem größten Vergnügen vor. Ich lernte bei dieser Gelegenheit verschiedene der besten deutschen Novellen, wie z. B. Auerbach's berühmte

Dorfgeschichte „Diethelm von Buchenbach“, Brentano's „Vom braven Casperl und dem schönen Annerl“ kennen.

Auch zu neuer Thätigkeit bot sich in diesen Tagen Aussicht. Meine Nichte Helene Zimmern trug mir das Uebersetzungsrecht an den kürzlich unter dem Titel: „My life and what I learnt in it“, erschienenen Memoiren eines in London lebenden italienischen Flüchtlings, Campanella, an, und ich eröffnete nun die Unterhandlungen über diese Uebersetzung mit Hartleben in Wien, aus dessen Verlage mir soeben die Buchausgabe meiner Uebersetzung der „Pariser“ zugegangen war. Hartleben ging auf meine Vorschläge ein, und ich nahm sofort die Uebersetzung des Campanella in Angriff. Auch über die Uebersetzung der Martin'schen Biographie des Prinzen Albert stand ich schon seit einiger Zeit in Unterhandlung. Erfreulich war mir die Anfang November in meine Hände gelangende Mittheilung Theodore Martin's, daß die Königin Victoria ihre ausdrückliche Genehmigung zu einer von mir zu unternehmenden Uebersetzung des bekanntlich wesentlich von ihr verfaßten Werkes ertheilt habe. Zum Abschluß waren meine Unterhandlungen mit Herrn Martin damit freilich noch lange nicht gediehen. Er begehrte vorläufig noch einen Preis für das Uebersetzungsrecht — fünfzig Pfund Sterling für den Band — der viel zu hoch war, als daß ich hoffen durfte, von einem deutschen Verleger ein irgendwie entsprechendes Honorar zu erwirken.

Am 8. November entließ mich Dr. Cohen feierlich aus seiner Behandlung. Er empfahl mir zwar noch eine gewisse Vorsicht in meiner Lebensweise, erklärte mich übrigens für völlig wieder hergestellt.

Bald erschien nun auch die Separatausgabe meiner Uebersetzung der Tyndall'schen Rede unter dem von mir gewählten Titel „Der Materialismus in England“ in Springer's Verlage in Berlin. Ich schien nun endlich, nach mancherlei Verdrießlichkeiten, Freude an dieser Arbeit erleben zu sollen. Von den verschiedensten Seiten kamen mir angenehme Aeußerungen über die Güte der Uebersetzung zu Ohren. Dr. Cohen, ein gewiß competenter und strenger Beurtheiler, dem ich ein Exemplar zugeschickt hatte, kam, sich unter den verbindlichsten Aeußerungen

für die Zusendung zu bedanken. Er habe die Uebersetzung „ausgezeichnet“ gefunden und sich gewundert, wie ich den schweren naturwissenschaftlichen Stoff bewältigt habe.

Aber die Freude an dieser Arbeit sollte nicht lange dauern, ich sollte vielmehr noch bis in das neue Jahr hinein endlose Verdrießlichkeiten erfahren, die uns, so tapfer wir alles zu tragen bestrebt waren, zu keinem ungestörten Genusse unseres Lebens kommen ließen, und die in einer böswilligen Besprechung meiner Tyndall-Broschüre und einer Verunglimpfung meiner ganzen Uebersetzerthätigkeit in dem „Literarischen Centralblatt“, dem berufensten und maßgebendsten Organ für alle literarischen Bestrebungen, gipfelten.

Das durfte ich nun freilich nicht schweigend hinnehmen!

Wieder waren es meine Freunde Zacharias und Eckardt, die durch ihren persönlichen Einfluß und durch mir ertheilte Rathschläge und Unterstützung, es dahin brachten, daß mir in demselben Blatte, welches mich verleumdet hatte, eine Ehrenerklärung zu Theil wurde.

Die durch eigenes Verschulden, freilich unter dem Drucke meiner schweren Krankheit, in meine Broschüre eingeschlichenen Fehler wurden in einer bald erfolgenden zweiten Ausgabe ausgemerzt, zu welcher mein Verleger, Herr Springer, sich aufs liebenswürdigste bereit finden ließ.

Am 15. November nahm ich, nachdem ich bisher immer noch allein auf meinem Zimmer zu Mittag gegessen hatte, zum ersten Male wieder an der gemeinschaftlichen Mittagstafel im Eßzimmer Theil. Die Kinder waren sämmtlich auf das rührendste bestrebt, mir alle erdenklichen Aufmerksamkeiten zu erweisen. Auch die kleine vierjährige Anna, die sich niedlich entwickelte, ließ es an solchen nicht fehlen.

Sie that gelegentlich drollige Aeußerungen. So antwortete sie einmal, als sie auf meinem Bette saß und ich sie fragte, ob sie den Sommer oder den Winter vorziehe: „Ach, der Sommer ist viel schöner, da scheint die Sonne so warm, die Blumen blühen und die Vögel singen — aber Mama mag den Winter lieber, die friert, glaube ich, gern.“ Und da ich gerade von dieser Vorliebe meiner Frau berichte, so will ich noch einer komischen

Aeußerung von Dr. Cohen gedenken, der einmal, als ich ihn fragte, ob die Kinder wohl bei dem an jenem Novembertage herrschenden kalten Ostwinde auszugehen brauchten, wie es meine Frau verlange, erwiderte: „Ach, laß sie nur; sie sind ja doch gewöhnt, von Deiner Frau bei jedem Wetter über die Leine gehängt zu werden.“

Bemerkenswerth war dieser Tag noch dadurch, daß Mariechen, einer seit längerer Zeit getroffenen Verabredung gemäß, an demselben ihre erste lateinische Stunde von Carl erhielt. Wir hatten ihm einen für spätere Jahre sehnlich von ihm gewünschten Siegelring für den Fall versprochen, daß er den Unterricht regelmäßig bis zu seinem Abgange zur Universität fortführe. Er hat es treulich gethan, und wir haben unser Versprechen erfüllt.

Nach ihm hat auch noch Heinrich bis zu seinem Abgang zur Universität im Frühjahr 1882 den Unterricht ebenso treu fortgesetzt. Mariechen hat aber, trotz großer sprachlicher Begabung und obgleich meine Frau und ich unausgesetzt alles aufgeboten haben, sie von der Nützlichkeit dieser Studien zu überzeugen, nie Geschmack daran gefunden und den Unterricht während der ganzen acht Jahre eigentlich immer nur widerstrebend genommen und verhältnißmäßig wenig profitirt. Gleichwohl hat sie sich eine im ganzen richtige Aussprache und ein leidliches Verständniß gewöhnlicher Citate angeeignet, was ihr und mir, wenn sie mir gelegentlich vorliest, doch immerhin zu Statten kommt.

Vor Ende November konnte ich auch wieder einem volkswirthschaftlichen Abend beiwohnen und zwar bei Steinerts. Meine Frau war hingekommen, um mich abzuholen; da aber nur sieben Herren erschienen waren, veranlaßten wir, gegen die bisherige Gewohnheit, die Damen, Frau Steinert und meine Frau, an unserm Abendessen Theil zu nehmen.

In den letzten Tagen des November erfreuten uns Heinrich Leo und Frau aus Berlin eines Abends durch ihren Besuch. Heinrich hatte Betty von Kiel abgeholt, wo sie für ein jahrelanges nervöses Armleiden, das sie allmählich zum Musiciren völlig unfähig gemacht, in der Esmarch'schen Knetkur Heilung gesucht und gefunden hatte. Schon früher hatte bekanntermaßen diese

Knetkur Frau Clara Schumann von ihrem ganz ähnlichen Armleiden befreit und sie ihrem Berufe und der Kunst wiedergegeben.

Eines Abends hörte ich mit meiner Frau die Zauberflöte und war, vielleicht durch die noch immer vorwaltende Genesungsstimmung besonders empfänglich gemacht, von der lange nicht gehörten, wunderlieblichen Musik wahrhaft entzückt. Ich erfüllte mit diesem Theaterbesuch übrigens sehr gern einen ausdrücklichen Wunsch Dr. Cohen's, welcher Zerstreuung für mich besonders empfohlen hatte. Noch in derselben Woche hörte ich Mozart's „Don Juan".

Auch unsern geselligen Verkehr nahmen wir nun wieder in altgewohnter Weise auf. Eines Mitte Dezember bei Zacharias' stattgehabten Diners erwähne ich deshalb ausdrücklich, weil ich hier zum ersten Male den später zu unseren Freunden zählenden, neuen Direktor unserer Gelehrtenschule, Dr. Hoche mit seiner Frau traf.

Der Weihnachtsabend verlief in diesem Jahre naturgemäß besonders heiter. Meine völlige Wiederherstellung stimmte uns Alle dankbar und froh. Mir brachte der Abend noch insbesondere ein höchst willkommenes Geschenk, zu welchem sich meine Frau und die Kinder mit namhaften, ihren Ersparnissen entnommenen Beträgen vereinigt hatten, in Gestalt eines prächtigen Pelzüberrockes, der mir in einer von meiner Frau gedichteten allerliebsten scherzhaften Scene überreicht wurde. Der Pelz erwärmt und erfreut mich noch heute an kalten Wintertagen und soll mir, will's Gott, noch lange Jahre Dienste leisten.

Eigenthümlich und ein angenehmes Zeugniß dafür, daß es mit meinem Rufe als Uebersetzer doch noch recht gut stehen müsse, war es, daß Perthes in einem Briefe, in welchem er die Frage des Verlages des Martin'schen Werkes noch durchaus dilatorisch behandelte, mir ein durch die Umstände besonders schmeichelhaftes, von meiner Offerte ganz unabhängiges Anerbieten machte. Er fragte nämlich bei mir an, ob ich wohl geneigt sei, die Uebersetzung eines kürzlich erschienenen Werkes über Japan von Adams in der Art zu übernehmen, daß ich einen von einem andern Uebersetzer in seinem Auftrage bereits angefertigten, aber nicht zu seiner Zufriedenheit ausgefallenen Theil der Uebersetzung

revidire und den noch unübersetzten Theil des Werkes neu übersetze. Ich ging nach einiger Ueberlegung auf Perthes' Vorschlag ein, kann aber wohl sagen, daß die Mitbenutzung des vorhandenen Manuskriptes mir die Arbeit nicht erleichterte, sondern vielmehr erschwerte. Das Werk des Herrn Adams war gewiß verdienstvoll, wenn auch etwas trocken und schwerfällig; es ist daher immerhin zu beklagen, daß Herrn Perthes die Lust verging, auch den zweiten Band der Uebersetzung erscheinen zu lassen, und daß das Werk somit in der deutschen Fassung incomplet geblieben ist.

In den ersten Tagen des neuen Jahres begegnete mir im Klosterstieg der Buchhändler Herr Julius Campe, im Begriff zu mir zu gehen. Er wollte mir proponiren, die Uebersetzung des kürzlich erschienenen Werkes Livingstone's „Last Journal in Central Africa“, dessen Uebersetzungsrecht er angekauft hatte, für ihn anzufertigen. Das Honorar schien keine Schwierigkeiten zu machen und die Sache wäre allem Anscheine nach zum Abschluß gekommen, wenn ich mich hätte bereit finden lassen, so rasch zu arbeiten, wie er es verlangte. Er wollte, wenn ich nicht irre, die Uebersetzung eines dicken Octavbandes schon in zwei Monaten herausgeben. Ich glaubte nicht, ihn dazu in den Stand setzen zu können, und daran zerschlug sich nach einer weitern Verhandlung die Sache.

Am Abend desselben Tages besuchte ich eine Versammlung des Volkswirthschaftlichen Vereines bei Dr. Theobald in seinem schönen, aber kastellartigen und von einem bissigen Hunde bewachten Hause auf der Uhlenhorst. Der Abend war ein recht interessanter; denn Dr. Eckardt referirte eingehend über eine auf Verlangen des Reichskanzlers von dem Hamburgischen Senate veranstaltete, in dessen Auftrag von Eckardt geleitete Enquête über Frauen- und Kinder-Arbeit.

Gleich in den ersten Wochen des Januar fingen wir mit meiner Schwester Marie und Frau Helene Behrens gemeinsam die Lektüre von Jean Paul's Titan an und setzten dieselbe abwechselnd bei einem der Mitglieder unseres kleinen Leseklubs unter öfterer Zuziehung von noch anderen Zuhörern, bis Ende April an vierzehn oder fünfzehn Abenden fort, ohne jedoch die Lektüre des Romanes noch beendet zu haben, die wir im Herbst

wieder aufnahmen. Eigenthümlich war es dabei, die Verschiedenheit des Urtheiles der Clubmitglieder zu beobachten. Frau Behrens und meine Frau waren begeistert, meine Schwester verhielt sich entschieden abwehrend, und ich stand mit meinem Urtheil zwischen den beiden Extremen, jedoch mehr nach der Seite der Abwehr als der unbedingten Bewunderung neigend. Ich hatte in jungen Jahren, wie die meisten begeisterungsfähigen Menschen, gebührend für Jean Paul geschwärmt, hatte nun seit langen Jahren nichts mehr von ihm gelesen und war gern bereit, einmal eine Probe zu machen, wie die Lektüre jetzt auf mich wirken würde. Es war aber, wie ich offen bekennen will, eine harte Probe. Bei aller Anerkennung für einzelne große Schönheiten, namentlich für die unvergleichliche Schilderung des Jugendalters, kam ich doch beim Lesen dieses vollendetsten aller Romane Jean Paul's bald zu der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß Jean Paul nach Inhalt und Form für das reifere Mannesalter ungenießbar ist. Die Darstellung thatenloser Gefühlsschwelgerei in einem unaussprechlich geschmacklosen Stil, auf die doch bei Jean Paul in Wahrheit alles hinausläuft, ist auf die Dauer nicht zu ertragen. Die Jean Paul Schwärmer sind über ein solches Urtheil entrüstet und zeihen ja auch Gervinus einer kalt philisterhaften Beurtheilung des großen Dichters. Ich habe mich aber erst ganz kürzlich bei einer wiederholten Lektüre der beiden letzten Bände von Gervinus' „Geschichte der deutschen Dichtung" überzeugt, daß der große Literarhistoriker nichts weniger als schnöde wegwerfend über Jean Paul urtheilt, sondern sein allerdings im ganzen ungünstiges Urtheil, das ihn aber nicht verhindert, Jean Paul in der Schilderung einer gewissen Periode des menschlichen Lebens für völlig unerreicht zu erklären, auf das eingehendste und unbefangenste, ja, man kann sagen, liebevollste begründet.

Viel Anregung bot uns auch in diesem Winter wieder eine Reihe von Vorlesungen, welche Dr. Adolf Wohlwill, dieses Mal über „Schwäbische Zustände", im Hause des Herrn Siegmund Warburg hielt.

Diese geselligen Vereinigungen erlitten aber auch in diesem Winter, für uns wenigstens, mancherlei Störungen und Unterbrechungen. Ich eröffnete den Reigen in den ersten Tagen des

Februar mit einem Fall die kleine rundlaufende, zum Windfang führende Treppe hinunter. Mein harter Schädel erwies sich, wie öfter früher und später, so auch dieses Mal gegen den härtesten Puff unempfindlich. Nicht ganz so kräftigen Widerstand aber vermochten, wie sich bald herausstellte, meine Rippen zu leisten. Der Arzt freilich nahm die Sache leicht, meinte, wer so tief und gut athme, könne sich innerlich nicht verletzt haben und empfahl mir, die Stelle mit Campherspiritus, esprit de camphère, wie er scherzend hinzusetzte, einzureiben. Mehrere Tage hindurch ertrug ich die Schmerzen. Da sie aber nicht nachlassen wollten, mich vielmehr in der Nacht heftig plagten, schickte ich abermals zum Arzt, wo es sich dann herausstellte, daß ich eine der sogenannten falschen Rippen gebrochen habe. Ich mußte mich nun mit der Weisung, möglichst wenig zu sprechen, sofort ins Bett legen und erhielt einen Panzer von in kochendem Wasser erweichter Guttapercha, mit welchem ich aufstehen und nach etwa acht Tagen wieder ausgehen durfte, den ich aber noch bis zu meiner vollständigen Wiederherstellung, etwa drei Wochen lang, tragen mußte.

An dem Sonntage, welchen ich im Bette zubringen mußte, benutzte ich meine unfreiwillige Muße dazu, ein Akrostichon auf den Namen meiner Frau zu dichten, die ich am folgenden Tage, ihrem Geburtstag, damit, wie mit verschiedenen Geschenken, überraschte und erfreute.

Aber mein Gesundheitszustand war in jener Zeit im ganzen viel weniger befriedigend, als er es Gott sei Dank neuerdings ist. Nervenschmerzen waren an der Tagesordnung und wenigstens monatlich einmal mußte ich mehrere Tage lang das Bett hüten. Stillschweigend und gewissermaßen selbstverständlich war zwar seit meiner letzten, durch den Gebrauch des Morphium veranlaßten Krankheit die Anwendung dieses Mittels abgeschafft. Daß es aber noch wieder in Frage kommen konnte, zeigte sich eines Tages, Ende Februar, wo mir der Arzt, nach einer jämmerlich in Schmerzen verbrachten Nacht, trotz des sehr energischen Einspruches meiner Frau, eine Morphiumeinsprützung applicirte, die dann auch ihre wohlthätige Wirkung nicht verfehlte. Meine Frau aber war außer sich, sie warf das Morphiumfläschchen ins Feuer

und machte mir die bittersten Vorwürfe, daß ich mich nicht geweigert habe, mich einspritzen zu lassen. Das war nun allerdings von einem schmerzgequälten Patienten, dem zur Linderung bereiten Arzt gegenüber, viel, vielleicht allzuviel verlangt. Der Arzt hat aber doch zugegeben und der Erfolg hat es gezeigt daß meine Frau mit ihrem Drängen auf radikale Lossagung von Morphium Recht gehabt hat. Ich habe das feierliche Versprechen, mich des Morphium nie wieder zu bedienen, welches ich meiner Frau am nächsten Morgen geben mußte, bis heute streng gehalten und habe mich unter diesem morphiumlosen Regime bald stets viel besser befunden als unter der Herrschaft des Morphium.

In einer Anfang März bei Zacharias' stattgehabten Volkswirthschaftlichen Versammlung, auf welcher der als Statistiker rühmlichst bekannte Herr Wilhelm Lazarus ein interessantes Referat über Hülfskassen erstattete, befand sich unter den eingeladenen Gästen auch Director Hoche, mit welchem ich mich beim Abendessen sehr gut unterhielt. Er hatte jetzt auch ein erhöhtes Interesse für mich dadurch bekommen, daß wir Carl, der bereits als Schüler des Johanneum bei ihm angemeldet war, von Ostern an seiner Obhut übergeben wollten. In nächster Zeit sollte Carl ein Examen bestehen, von dessen Ausfall es abhing, in welche Klasse er gesetzt werden würde. Der 20. März war der große Tag des Examens. Früh halbacht Uhr frühstückten wir gegen unsere Gewohnheit, nach welcher wir viel später Kaffee zu trinken pflegten und pflegen, mit Carl, um nach Kräften dazu beizutragen, ihn in die rechte Stimmung zu dem bevorstehenden feierlichen Akt zu versetzen. Die wichtige Frage war, ob es ihm gelingen werde, nach Obertertia zu kommen. Darauf war sein ganzer Ehrgeiz gerichtet, wie er denn schon einige Zeit zuvor, als ich mich bemühte, ihm auseinanderzusetzen, daß ja gar nichts daran gelegen sei, wenn er nach Untertertia komme, charakteristisch genug für seine Auffassung gesagt hatte: „Ich will aber durchkommen." Bald nach dem Frühstück ging es fort nach dem Johanneum, wo das Aufnahmeexamen stattfand. Wir entließen ihn mit den besten Wünschen und sahen seiner Rückkehr erwartungsvoll entgegen. Um ein Uhr kam er mit der freudigen

Nachricht nach Hause, er sei für Obertertia reif befunden worden — und zwar, wie er zögernd hinzufügte, allein von neun Examinirten.

Wenige Tage zuvor hatten uns auch Heinrich und Mariechen mit guten Quartalzeugnissen erfreut. Zur Belohnung für ihr gutes Verhalten wurden Carl und Heinrich am Abend des Examentages, und zwar zum ersten Mal in ihrem Leben allein, ins Stadttheater geschickt, wo sie „Die Stumme von Portici" hörten.

In den Monat März fallen noch eine Vorlesung von Treitschke über Gustav Adolf, die meine Frau und ich besuchten und ein vom Verein für Kunst und Wissenschaft veranstalteter Kostümball, an welchem meine Frau Theil nahm Ueberhaupt waren wir in dieser Zeit sehr munter und zum Aufsuchen von Vergnügungen aller Art, namentlich auch des Theaters aufgelegt. Von den häufigen Theatervorstellungen, denen wir in dieser Zeit beiwohnten, will ich hier nur eines einaktigen Lustspieles „Nur mit der Artôt", Erwähnung thun, das mich eines Abends im Thaliatheater, namentlich durch die komische Darstellung des schwedischen Damenquartetts durch Männer, ungemein belustigte. Als Beleg für die Lebenslust und gute Laune, von denen wir damals beseelt waren, führe ich an, daß meine Frau und ich nach dem Theater auf unsere eigene Hand in Iden's Keller zu Abend aßen.

Die Monate April und Mai, wenn sie einigermaßen günstig ausfallen, kleiden unser Haus besonders gut. Alle Räume sind heiter und freundlich in dem Glanze der wiedererwachenden Frühlingssonne. Daher mag es kommen, daß jugendliche Festlichkeiten bei uns vorzugsweise in diese Zeit des Jahres fallen. So gab es in diesem Frühling für Mariechen eine große Kindergesellschaft, die sehr hübsch ausfiel. Nicht nur die Kinder amüsirten sich am Eiersuchen, Charaden-Aufführen und namentlich am Tanzen, zu welchem Frau Zacharias gütigst aufspielte, sondern auch die wenigen anwesenden Erwachsenen waren in so munterer Stimmung, daß sie sich am Tanze der Kinder eifrig betheiligten.

Das Frühjahr führte auch meine Mutter einmal wieder her, und zwar dieses Mal zu einem längern Aufenthalte in

Hamburg. Sie hatte ihre Residenz in diesem Jahre im Andreasbrunnen aufgeschlagen, wo sie eines der kleinen im Garten stehenden Häuschen bezog und wo wir sie natürlich Mittags und Abends häufig besuchten. Auch unser Onkel Ferdinand war nach mehrjährigem Aufenthalte in Stuttgart wieder nach Hamburg gekommen, und zwar um sich, zu unser Aller Freude, dauernd hier wieder niederzulassen. In den letzten Tagen des Mai kaufte er ein schönes Haus am Mittelwege, das er bald darauf bezog und bis zu seinem im Frühjahr 1881 erfolgten Tode bewohnt hat.

Carl und Heinrich nahmen auch in diesem Jahre an der von dem Bieber-Club unternommenen Pfingsttour nach Holstein Theil, von der sie Mitte Mai sehr vergnügt zurückkehrten.

Meine Frau aber, die wiederholt leidend gewesen war, konnte fürs erste an dem so bereicherten Familienverkehr wenig Theil nehmen; sie mußte zur Kur nach Kissingen, wohin sie Ende Mai und zwar auf ihren eigenen Wunsch ohne mich, der ich sie nur in ihrer Kur gestört haben würde, aufbrach.

Die bevorstehende wochenlange Trennung von meiner Frau erschien mir, der ich mehr als die meisten anderen Männer auf meine Frau angewiesen bin, natürlich recht hart. Eine äußerst rege Correspondenz mit Amalie, der ich fast ausnahmlos täglich schrieb und von der ich fast täglich Brief erhielt, bot mir einen wenn auch schwachen Ersatz für ihre Anwesenheit, und so vergingen die sieben Wochen des Alleinseins verhältnißmäßig rasch. Gleich am Tage nach ihrer Abreise konnte ich meiner Frau eine ganz erfreuliche Mittheilung machen. Dr. Adolf Wohlwill hatte mich besucht, um mir im Namen von F. A. Brockhaus in Leipzig den Vorschlag zu machen, den Artikel „Brasilien“ für die bevorstehende zwölfte Auflage des Conversations-Lexikons zu bearbeiten. Dr. Wohlwill, welcher wegen Ueberbürdung mit anderen Arbeiten diese Bearbeitung hatte ablehnen müssen, war durch meine Broschüre über die deutsche Auswanderung, in der ich auch die brasilianischen Zustände bespreche, veranlaßt worden, sich an mich zu wenden. Ich ging auf seinen Vorschlag ein und bearbeitete den Artikel zu Herrn Brockhaus' Zufriedenheit, welcher mir in der Folge die Revision mehrerer anderer Artikel und neuerdings für die jetzt erscheinende dreizehnte

Auflage des Conversations-Lexikons die Behandlung aller südamerikanischen Länder übertrug.

Wenige Tage später hatte ich meiner Frau den plötzlich erfolgten Tod meiner in diesen Blättern schon mehrfach genannten Cousine und Gevatterin, Frau Emilie Jaques geb. Embden, zu melden. Sie hatte sich von meiner frühesten Jugend an gegen mich und die Meinigen immer liebreich und gütig erwiesen, und ich bewahre ihr ein freundlich dankbares Andenken.

Einen neuen Anziehungspunkt bot von etwa Mitte Juni an der Andreasbrunnen für mich, in welchem Marie Leo aus Berlin auf mehrere Wochen bei meiner Mutter Wohnung genommen hatte. Der rege Verkehr mit einer so guten Freundin war mir natürlich in einer Zeit, wo ich die Gesellschaft meiner Frau entbehren mußte, besonders erwünscht. Ich wurde übrigens mit der Zeit eine recht gute Hausfrau; ja, ich unternahm es am 16. Juni, auch ohne Amalie, den Bieberclub bei mir aufzunehmen. Mit Minna's Hülfe ging es ganz gut. Zu der Bewirthung hatte meine Frau durch eine Torte mit einem Willkommgruß beigesteuert, die sie von Kissingen aus beordert hatte.

Des 29. Juni gedenke ich wegen eines furchtbaren, viele Stunden lang dauernden Gewitters, wie es mir in ähnlicher Heftigkeit und besonders Dauer noch nie vorgekommen ist. Es begann etwa gegen sieben Uhr Abends und dauerte bis nach Mitternacht, mit fast ununterbrochenem Blitz und Donner. Der kleine Otto fürchtete sich sehr und sagte wiederholt: „Der liebe Gott soll aufhören." Anna aber, die muthiger und rührend besorgt für ihren jüngern Bruder war, sagte, als dieser zu Bett gegangen und eingeschlafen war: „Das ist nur gut, nun fürchtet sich doch Otto nicht mehr."

Ich brachte diesen Abend bei Eckardt's mit ihrem Gaste Fräulein von Lichtenhain und einer in der Nähe wohnenden Schwester von Frau Dr. Eckardt, Frau von Liphart zu. Als es elf Uhr schlug, wollten die letztere und ich gern nach Hause gehen. Das Gewitter aber tobte unaufhörlich so fürchterlich, daß nicht daran zu denken war. Erst nach Mitternacht konnten wir beide, von Dr. Eckardt geleitet, den Heimweg antreten.

Am 18. Juli früh kehrte meine Frau wohl und munter

von Kissingen zurück. Ich freute mich unendlich, wieder in ihrem Besitz zu sein, dessen ich mich am heimathlichen Heerde freilich nicht lange erfreuen sollte, denn nach Dr. Cohen's Verordnung sollten wir binnen kurzem zu meiner Erholung, und zwar dieses Mal nach der französischen Schweiz, wieder aufbrechen. Ein in der Nähe des Genfersees auf dem Grand Muveran gelegener kleiner Ort, Villars sur Ollon, war das Ziel unserer Reise.

Ehe ich an die Schilderung derselben gehe, will ich auf meine seit Anfang des Jahres geübte literarische Thätigkeit, soweit ich ihrer nicht bereits gelegentlich gedacht habe, einen kurzen Rückblick werfen.

An der Uebersetzung des Lebens des Prinzen Albert von Theodore Martin arbeitete ich schon seit Mitte Februar, obgleich ich mit dem Uebersetzungsrecht und dem Verlage noch nicht völlig im Reinen war.

Recht eifrig ging ich jedoch erst, nachdem ich mich im April mit Perthes definitiv geeinigt hatte, an diese große Arbeit, deren ganzen Umfang ich freilich damals noch nicht voraussah, da das Werk zunächst nur auf drei Bände berechnet war, während es deren schließlich bekanntlich fünf erhielt, deren Uebersetzung mich fast ununterbrochen bis zum Jahre 1880 in Anspruch nahm. Ende April erhielt ich ein Schreiben des Herrn Martin, in welchem er mir die Erlaubniß der Königin Victoria mittheilte, auf den Titel des Buches die Worte: „Mit Genehmigung Ihrer Majestät der Königin Victoria“ setzen zu lassen.

Bücher, die ich in der ersten Hälfte des Jahres 1875 im Correspondenten besprach, waren Treitschke's: „Zehn Jahre deutscher Kämpfe 1865—74“, Eduard von Hartmann's „Selbstzersetzung des Christenthums“, deren Lektüre mich gleichzeitig mit der der „Philosophie des Unbewußten“ von demselben Schriftsteller beschäftigte, und ein neuer Band von Julian Schmidt's „Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit“. Der letztere enthielt u. a. interessante Artikel über Heine und Turgenjew, die mir zu einer eingehendern Darlegung und Begründung meiner Gesammtauffassung der genannten Schriftsteller Veranlassung boten. Mein schließliches Urtheil über beide hochbegabte, unter sich so grundverschiedene Dichter lautete nach meiner innersten Ueberzeugung

aus ganz verschiedenen Gesichtspunkten ungünstig. In Betreff Turgenjew's war Dr. Eckardt, wie ich das nicht anders erwartet hatte, ganz abweichender Meinung und sprach dieselbe in einer Anmerkung zu meinem Artikel aus.

Für Paul Lindau's „Gegenwart" lieferte ich zwei an der Hand des ersten Bandes des Martin'schen Werkes verfaßte Artikel über die Besuche des Kaisers Nikolaus von Rußland in England.

Am 29. Juli Abends fuhren wir, von Carl und Mariechen an die Eisenbahn geleitet — Heinrich war von Leos nach Scharbeutz mitgenommen — mit dem Nachtzuge in einem Schlafcoupé nach Frankfurt am Main.

Hier brachten wir den größten Theil des Tages behaglich in dem schönen Palmengarten zu. Abends um sieben Uhr reisten wir nach Heidelberg, wo wir übernachteten. Am folgenden Tage fuhren wir weiter nach Schaffhausen über die interessante Schwarzwaldbahn, leider bei Regenwetter, das meiner Frau die Aussicht verkümmerte. Die merkwürdige Construction der Bahn erklärten uns zwei liebenswürdige Wiener Ingenieure, die mit uns im Waggon saßen. Von Schaffhausen, wo wir geschlafen hatten, fuhren wir Morgens nach Schloß Laufen. Hier nahm meine Frau den Rheinfall, in welchen sie auch mit einem Boote hineinfuhr, zu ihrer größten Befriedigung gründlich in Augenschein. Nachmittags ging es weiter nach Zürich; wir fuhren mit der kürzlich neu eröffneten Zahnradbahn auf den Uetli, wo, nach der Aeußerung einer Schweizer Kellnerin, die oben in Thätigkeit war, „schauterhaft viel Menschen" waren. Unsere nächste Station war Freiburg, wo meine Frau sich sehr für die höchst eigenthümliche Bauart der Stadt interessirte und wo wir Abends die berühmte Orgel im Münster hörten, die aber, wie uns schien, ihre Luzerner Nebenbuhlerin nicht ganz erreicht. Nun ging es über Lausanne mit der längs des Genfersees hinfahrenden Eisenbahn nach Aigle und von hier Nachmittags bei schlechtem Wetter mit der Post nach unserm Bestimmungsort Villars sur Ollon.

Die ersten Tage unseres Aufenthaltes in der Pension du Grand Muveran verliefen wie meistens an neuen Orten. Wir hatten uns erst einzuleben und einzugewöhnen. Die schöne Natur konnten wir bald ausgiebig genießen, nachdem sich das Wetter

nach drei schlimmen Tagen aufgeklärt hatte. Es fehlte weder an schönen Spaziergängen noch an angenehmen schattigen Ruheplätzen, die man um so öfter aufzusuchen Veranlassung hatte, als es bald entsetzlich heiß wurde. Die schöne und balsamische Luft hatte doch hier auf dem viel südlicher und niedriger gelegenen Punkte nicht die stählende Wirkung, wie zum Beispiel auf Rigi-Scheideck. Ich litt von der Hitze und war mit meinem Befinden nicht sonderlich zufrieden, ohne mich jedoch irgend ernsthaft über dasselbe zu beunruhigen.

Die aus den Vertretern verschiedener Nationen, vorwiegend aber aus französischen Schweizern zusammengesetzte Gesellschaft, war im ganzen uninteressant. Nähere Berührung hatten wir anfänglich nur mit einigen Hamburgern, Herrn Präses Dr. Ernst Goßler und Frau und einem alten Ehepaar Oppenheim, das sich namentlich während eines mehrtägigen Unwohlseins meiner Frau sehr gütig gegen mich erwies.

Etwa zehn Tage nach unserer Ankunft befiel mich ganz plötzlich ein Unwohlsein, das wir anfänglich leicht nehmen zu dürfen hofften, das sich aber bald als sehr ernst erwies.

Ein junger Mediziner, Herr Dreyfuß aus Straßburg, welcher sich unter den Kurgästen befand, und an welchen wir uns wendeten, erklärte das Unwohlsein für einen Magenkatarrh, der aber nicht bedenklich sei und stellte baldige Besserung in Aussicht, die er jedoch nicht abwarten konnte, da seine Ferien schon nach einigen Tagen zu Ende gingen. Glücklicherweise machten wir uns die grenzenlose Unbequemlichkeit der ganzen Existenz auf dieser Gebirgshöhe für einen Kranken noch nicht so recht klar, hofften vielmehr auf baldige Genesung, auch ohne ärztliche Hülfe; das schöne sonnige Wetter, das ich, auf einer Chaiselongue liegend, auf einem vor unserm freundlichen dreifenstrigen Zimmer befindlichen Balkon genießen konnte, sollte, hofften wir, das seinige dazu beitragen. Die Gesellschaft erwies sich auf jede Weise theilnehmend, meine Frau erhielt von allen Seiten freundlichen Zuspruch; man schickte mir stärkenden Wein, und wir waren verhältnißmäßig noch immer guten Muthes, der auch durch die fortwährend guten Nachrichten vom Hause und sonstige angenehme Briefe gestärkt wurde. Carl hatte vier-

zehn Tage höchst angenehm bei Eckardts in Niendorf verbracht, wo Mariechen noch bis zum September verweilen sollte; Heinrich schrieb beseligte Briefe aus Scharbeutz. Meine Schwester Elisabeth lud uns ein, sie auf dem Bürgenstock, wo sie seit einiger Zeit verweilte, auf acht Tage zu besuchen. Frau Anna Hirsch forderte uns zu einem Rendez-vous am Bodensee, Wichmann zu einem solchen in Thale am Harz auf Brockhaus gab mir seine Zufriedenheit mit der Bearbeitung des Artikels „Brasilien" dadurch zu erkennen, daß er mir den Artikel „Chile" übertrug und mir für diese und spätere Aufträge den höchsten Preis, vierzig Thaler pro Bogen, bewilligte. Die englische Verlagsfirma Routledge erklärte sich bereit, mir Bulwer's nachgelassenen historischen Roman „Pausanias the Spartan" für fünfundzwanzig Pfund Sterling zu überlassen. Auch meine Correspondenz mit Hartleben über den Verlag der neuen Erzählung von Mrs. Beecher Stowe, „We and our Neighbours", welche, wenn ich nicht sehr irre, Hartleben mir zur Uebersetzung angetragen hatte, führte zu gutem Ende. Springer schickte Exemplare der durchgesehenen, nunmehr fehlerfreien zweiten Ausgabe meiner Uebersetzung der Tyndall-Rede. Auch ein angenehmes geselliges Element hatte sich in dem kürzlich eingetroffenen Reichstagsmitgliede Oberbergrath Bluhme und seiner Frau gefunden. Meine Frau hatte sich rasch mit diesem liebenswürdigen Ehepaare befreundet, das auch mich auf meinem Krankenzimmer öfters durch seinen Besuch erfreute. Das waren eine ganze Menge erfreulicher Dinge, die auf unsere Stimmung nur wohlthätig wirken, aber der Hartnäckigkeit meines Unwohlseins gegenüber nicht vorhalten konnten. Eine schriftliche Anfrage um ärztlichen Rath, welche meine Frau bei Gelegenheit eines Gratulationsbriefes zu Dr. Cohen's silberner Hochzeit an diesen richtete, konnte, der Natur der Sache nach, trotz des freundlichen Eingehens des sehr beschäftigten Arztes auf ihre Bitte, aus der Entfernung zu keinem positiven Resultate führen. Ein Arzt, Dr. Besançonnet, welchen wir aus Aigle kommen ließen, sprach sich so ungünstig über meinen Zustand gegen meine Frau aus (die es mir natürlich nicht mittheilte), daß sie sich im höchsten Grade darüber beunruhigte.

In diesem traurigen Zustande, der meine Frau beiläufig auch veranlaßte, einen Logiswechsel vorzunehmen und uns ein sonniges Parterrezimmer beziehen zu lassen, befand ich mich, als meine Schwester Elisabeth mit ihren Kindern in den ersten Tagen des September eintraf, um uns für einige Zeit Gesellschaft zu leisten. Elisabeth hatte, als meine Frau sie von meinem Befinden und von der Unmöglichkeit, ihrer Einladung nach Bürgenstock Folge zu leisten, in Kenntniß gesetzt hatte, in ihrer impulsiven Weise rasch den Entschluß gefaßt, uns in Villars aufzusuchen, um dem kranken Bruder nach Kräften Erleichterung zu bringen. In der Bethätigung dieses Entschlusses entwickelte sie unermüdlich die liebenswürdigsten Seiten ihres Wesens; ihre große Herzensgüte, ihre stete Dienstfertigkeit und Opferbereitschaft waren mir wochenlang in meinem jammervollen Zustande ein wahres Labsal, für das ich ihr das dankbarste Andenken bewahre. In ihrer und ihrer Kinder Gesellschaft fühlte ich mich, nach einem gleich damals von mir gebrauchten Ausdruck, ganz wieder wie zu Hause, und das um so mehr, als auch meine Schwester meiner Frau gelegentlich auf das nachdrücklichste versicherte, ihr sei das Leben hier mit uns kein Opfer, sondern eine große Freude. Wir brachten den größten Theil des Tages, meistens in dem nach dem Garten zu gelegenen hübschen Salon meiner Schwester gemeinschaftlich zu, machten kleine Spaziergänge, die natürlich, meinen schwachen Kräften angemessen, nur nach nahen Ruhepunkten gingen und plauderten zu allen Tageszeiten in der gemüthlichsten Weise, wobei Elisabeth es einzig verstand, mich durch ihre große Munterkeit und ihren lebhaften Witz zu erheitern und oft zum Lachen zu bringen. Sie sang und spielte mir sehr hübsch vor und las mir Abends in ihrem Salon und nach dem Thee bis zu meinem natürlich recht zeitigen Schlafengehen aus verschiedenen englischen und deutschen unterhaltenden Büchern vor, so aus Fritz Reuter's Schriften, aus der kürzlich erschienenen neuen Auflage der Keller'schen „Leute von Seldwyla" und den Roman „Three feathers" von William Black. Einer Lektüre Amaliens: „Les Etangs" von Droz, welche eine Genfer Dame, Madame Lombard, ihr empfohlen, erwähne ich hier beiläufig, weil die Erzählung ihr, und nachmals auch mir, so wohl gefiel, daß ich sie

später übersetzte. Sie ist in dem Feuilleton der Rigaschen Zeitung im Jahre 1880 erschienen; einen Verleger für eine Buchausgabe zu finden, ist mir nicht gelungen.

Während der Mahlzeiten, an denen ich selbstverständlich keinen Theil nehmen konnte, pflegte ich bei schönem Wetter auf der Altane, bei schlechtem Wetter im Salon auf einer Chaiselongue im Halbschlummer zu liegen. Es war eine, soweit es die Umstände gestatteten, ganz gemüthliche Existenz. Die Umstände waren und blieben aber doch, so lange mein Befinden sich nicht besserte, eben sehr traurige. Mein Zustand scheint auf meine Schwester, die, weil sie neu hinzugekommen war, noch unbefangener urtheilen konnte als meine Frau, einen höchst trüben Eindruck gemacht zu haben. Schon nach wenigen Tagen erklärte sie meiner Frau, so könne das unmöglich mit mir fortgehen; es müsse etwas energisches geschehen. Sie drang darauf, daß wir den von Dr. Cohen eventuell empfohlenen Dr. Cossy aus Bex kommen lassen sollten. Auf eine telegraphische Bitte meiner Frau erwiderte Dr. Cossy sofort telegraphisch zusagend. Am 7. September am frühen Nachmittage erschien er. Es war eben nach Tisch; ich lag, wie oben geschildert, auf der Chaiselongue auf der Altane. Die Damen und Kinder hielten sich in und vor dem Salon auf.

Dr. Cossy gefiel uns Allen ausnehmend, viel besser als der schwarzsehende, wichtigthuerische Dr. Besançonnet. Was diesem so bedenklich erschienen war und auch uns beängstigte, den fortgesetzten, mit Erbrechen verbundenen Schwindel erklärte Dr. Cossy einfach für eine hochgradige nervöse Magenschwäche, die aber nichts bedenkliches habe: „Mais il faut manger, il faut absolument manger.“ Darauf waren die meisten seiner Verordnungen gerichtet, um dem Körper Kräftigung zuzuführen. Sehr erfreut war namentlich meine Frau, wie sie mir später sagte, als Dr. Cossy sie in heiter-scherzender Weise versicherte: „Je regrette, madame, de ne pas pouvoir m'inquiéter de la santé de monsieur votre mari.“

Komischerweise hatte Dr. Cossy, verleitet durch meinen Doktortitel, welcher in der Schweiz nur von Aerzten geführt wird, geglaubt, ich sei ein ärztlicher College, sonst würde er, wie er

meiner Frau mittheilte, nicht gekommen sein. „Mais“, fügte er verbindlich hinzu, „je ne le regrette pas.“

Von Stund an besserte sich mein Befinden merklich, und wir durften wieder Hoffnung schöpfen.

Ein besonders günstiger Umstand war es, daß sich unter den Kurgästen jetzt auch ein tüchtiger Arzt fand, der mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit meine Behandlung übernahm. Es war ein Dr. Goudet aus Genf, der mit seinen Söhnchen, seinem Vater und einem jüngern Bruder zur Kur nach Villars gekommen war, feine gebildete Leute, mit denen meine Frau und meine Schwester sich bald näher befreundeten.

Mein besseres Befinden machte mich natürlich noch viel empfänglicher für die Annehmlichkeit des Besuches meines Bruders Rudolf, der am 21. September zu uns nach Villars kam. Bis zu unserer an einem der letzten Tage des Monates erfolgenden Abreise konnten wir nun unseres Zusammenseins mit ihm und Elisabeth noch recht froh werden. Er war liebenswürdig, munter und witzig wie immer und verstand es vortrefflich, mich durch seine Unterhaltung zu erheitern. — Seine glückliche Komik, die er bei den verschiedensten Gelegenheiten zur Geltung brachte, machte mich oft lachen. So kam er einmal, nachdem er sich, auf meine Klagen über die übermäßige Stärke meines Bartes, den mir hier niemand schneiden könne, erboten hatte, mein Bartscherer zu sein, Vormittags raschen Schrittes, ganz mit den Allüren eines Friseurs und mit den Worten in mein Zimmer: „Cheveux ou barbe, monsieur?“ und fuhr dann, als ich lachend erwiderte: „La barbe, s'il vous plait,“ ohne eine Miene zu verziehen, trockenen Tons fort „C'est la moitié du prix,“ und ging sogleich ans Werk.

Beiläufig bemerkt, verdanke ich dem Aufenthalte in Villars die Befreiung von einer der lästigsten Plagen des männlichen Geschlechtes, dem Barbier. Ich war von jeher zu ungeschickt gewesen, um mich selbst zu rasiren und hatte mich daher, seit ich mich eines Bartes erfreute, bis zu dem Aufenthalte in Villars, also etwa zweiunddreißig Jahre meines Lebens, täglich dem Messer eines Barbiers preisgeben müssen. Anfänglich trug ich, wie es mein im Jahre 1848 von Rudolf gemaltes Portrait

zeigt, einen Vollbart, aber Kinn und Lippe glatt; später, seit dem Jahre 1851, wie es mein im Jahre 1855 von Heinrich gemaltes Portrait zeigt, einen Schnurrbart, dagegen keinen Vollbart, sondern einen englischen Backenbart, sogenannte Cotelettes. Jetzt nun entschloß ich mich, nachdem ich anfänglich aus der Noth eine Tugend gemacht hatte, den ganzen Bart stehen zu lassen und habe mich bei der Ausführung dieses Entschlusses bis zum heutigen Tage ganz wohl befunden.

Nach dieser interessanten Bartdigression nehme ich den Faden meiner Erzählung wieder auf. Am 27. September, nach fast achtwöchentlichem Aufenthalte auf Villars, schien ich wieder kräftig genug, um die Rückreise nach Hamburg antreten zu können, die meine Frau, nachdem wir uns binnen kurzem von meinen Geschwistern getrennt haben würden, ganz allein mit mir zu machen unternahm. Meine Geschwister wurden nicht müde, sie mit Vorstellungen von der Bedenklichkeit einer solchen Reise und Bitten, doch einen Diener oder eine Dienerin für die Rückreise zu engagiren, zu bestürmen. Alles vergebens! Sie beharrte bei ihrem Entschluß, die Rückreise mit mir allein zu unternehmen und hat denselben vollkommen glücklich durchgeführt. Zu der besonders bedenklich erscheinenden Fahrt bergabwärts, im Beginn der Reise, hatte der Inhaber unserer Pension, Herr Petter, seinen mit einer bequemen Vorrichtung zum Liegen versehenen Wagen hergeliehen. Ich überstand die Fahrt ganz gut und kam wohlbehalten in Aigle an, wo wir übernachteten.

Am nächsten Tage fuhren wir mit meinen Geschwistern über Lausanne, wo Rudolf sich von uns trennte, nach Vevey, wo wir noch bis zum 30. September mit Elisabeth und Kindern zusammen blieben. Dann mußten wir uns auch von dieser lieben Gesellschaft trennen und unsere Reise allein fortsetzen. Ueber Bern und Basel, an welchen Orten wir übernachteten, ging es nach Heidelberg, wo wir am 2. October eintrafen, wie auf der Herreise in dem schönen Hôtel de l'Europe in der Nähe des Bahnhofes abstiegen und den folgenden Tag, einen Sonntag, blieben. Ich war wohl genug, um mit meiner Frau eine Fahrt aufs Schloß unternehmen und Abends drei Akten einer Aufführung der „Karlsschüler“ im Theater beiwohnen zu können. Ganz

geheuer fühlte ich mich zwar immer noch nicht, leichte Anwandlungen von Schwindel wollten mich nicht verlassen; aber das waren, wie ich hoffte, nur die letzten Spuren eines überwundenen Unwohlseins, und so setzte ich guten Muthes die Reise fort.

Am Dienstag den 5. October endlich trafen wir, von Carl am Bahnhof erwartet, Abends in Hamburg ein und waren glücklicher als je, wieder im Kreise der Unserigen zu sein.

Bereits am nächsten Tage nahm ich, wie immer nach Reisen, meine gewohnte Thätigkeit wieder auf und hielt mich während des ganzen Monates October, wenn mich auch eigentlich keinen Augenblick das Gefühl verließ, immer noch nicht völlig wiederhergestellt zu sein, in meiner Thätigkeit und meiner Theilnahme am geselligen Leben ganz leidlich aufrecht. Auch ins Theater wagte ich mich einmal, um den „Hamlet“ von Barnay zu hören; wir verließen das Theater indeß schon am Schlusse des dritten Aktes, welchen Luxus wir uns erlauben durften, weil wir damals, durch die Güte unseres Onkels Ferdinand, auf dessen schönen Plätzen häufig das Theater besuchen konnten.

In den ersten Tagen des November, kurz nach einer kleinen Abschiedsfeier, welche wir für unsere, nach fast sechsjährigem Zusammenleben aus unserm Familienkreise scheidende Minna Neumann veranstaltet hatten, trat wieder eine wesentliche Verschlimmerung in meinem Befinden ein. Ich konnte zwar noch an einem Titan-Abend theilnehmen; dann aber mußte ich die Anwendung eines energischen Mittels, eine Einreibung des Nackens mit Pockensalbe, über mich ergehen lassen, zunächst freilich mit dem Erfolge, daß ich nun erst recht krank wurde und gleich anfänglich über acht Tage das Bett kaum verlassen durfte. Die beunruhigenden Lähmungserscheinungen, die selbst den Arzt irre machten, der meiner armen geängsteten Frau keinen Trost zu geben vermochte, sondern selbst ganz verzagt wurde, nahm ich anfänglich mit trauriger Gelassenheit hin; allmählich aber bemächtigte sich meiner, wohl in Folge meines deprimirenden Allgemeinbefindens, eine mir sonst fremde tiefe Melancholie, die in dem gänzlichen Versiegen des spärlichen noch vorhandenen Sehvermögens reiche Nahrung fand. Das ewige Einerlei des Dunkels war mir furchtbar, und meine arme Frau gab sich alle Mühe,

mich durch tröstlichen Zuspruch zu ermuthigen und mich durch den halb scherzenden, humoristischen Appell an meine Ehre aufzurichten: Ob ich denn von meinem Piedestal herabsteigen und nicht mehr „der Heilige“ sein wolle, wie meine Mutter mich nenne? Für Humor war ich jederzeit empfänglich, und so machten wir aus, wir wollten meine Stimmung vor aller Welt verheimlichen, dann bliebe ich „der Heilige.“

Das beste Mittel, die trübe Stimmung zu verscheuchen, war nun freilich ein unverhoffter Aufschwung in meinem Befinden. Die Lähmungserscheinungen waren offenbar nur die vorübergehende Wirkung des scharfen Mittels gewesen; auch mein Augenlicht hob sich wieder, Schwindel und Uebelkeit schwanden langsam, und nach einigen Wochen gestaltete sich mein Befinden wieder ganz erträglich. Ich empfing wieder Besuche, sprach auch eines Mittags Fräulein Molly Ferber eingehend und verhandelte mit ihr über unser kleines Mariechen, welche wir, auf Frau Dr. Eckardts freundlichen Vorschlag, mit ihren Töchtern und Alice Schenck an einem Cursus von Fräulein Ferber Theil nehmen lassen wollten. Ich konnte leichte Lektüre vertragen, mich, spazieren gehend, oder im offenen Wagen trotz der Kälte fahrend, in frischer Luft kräftigen und bald auch auf's Neue zu arbeiten anfangen, ja, ich gewann schon den Muth, an neue literarische Arbeiten zu denken und demnächst mit der Uebersetzung von Bulwers unvollendet nachgelassenem Werke „Pausanias the Spartan“ zu beginnen, die mir eine liebe und in hohem Grade interessante Arbeit war, bei welcher ich mich wiederholt der mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit gegebenen vorzüglichen Auskunft meines Freundes Dr. Ferdinand Lüders zu erfreuen hatte. Ganz kürzlich wurde ich übrigens wieder an Bulwer's Pausanias erinnert und veranlaßt, mich über das Werk auszusprechen, als ich Max Duncker für die Zusendung seines [am 8. Novbr. 1883] in der Berliner Akademie gehaltenen Vortrages über den Prozeß des Pausanias zu danken hatte.

Nicht allemal ist übrigens die Liebe und der Fleiß, den wir auf eine Arbeit verwenden, maßgebend für die Behandlung, welche wir uns von der Kritik erhoffen. Ich selbst freilich hatte mir schon damals, durch mancherlei Erfahrungen gefestigt, große

Unbekümmertheit um alles um mich her Vorgehende angeeignet; aber meine Frau empfand es als ein mir geschehenes Unrecht, daß einem Kritiker der Wiener Deutschen Zeitung in meiner im Frühling des Jahres 1876 bei Hartleben erschienenen Uebersetzung des „Pausanias“ mein Stil nicht gefiel, und daß er die Uebersetzung nicht entfernt an das Original heranreichend fand — was ich dem Herrn auf's Wort glaube, denn welche Uebersetzung vermöchte das! Freude hatte es dagegen meiner Frau und ein wenig auch mir gemacht, als sie eines Tages, noch im November dieses Jahres, unverhofft in dem Hamburg. Correspondenten auf eine wohlwollende Besprechung meiner Uebersetzung von Campanella's „Mein Leben und was ich darin gelernt habe“ gestoßen war, in welcher die ihren Ohren wohllautende Wendung vorkam, übrigens habe Campanella das Glück gehabt, in Emil Lehmann einen Uebersetzer zu finden, zu dem man ihm nur gratuliren könne. Von unleugbar großem Werthe für mich war aber eine sehr günstige Besprechung meiner Uebersetzung von John Stuart Mill's „Essays on Religion“ in Zarncke's Literarischem Centralblatt, weil mir dadurch eine Genugthuung für früher in diesem Blatte erfahrene Unbill geboten wurde.

Mittlerweile war, während meine Genesung langsam vorschritt, das Weihnachtsfest herangerückt. Ich war doch so weit wieder hergestellt, daß am Weihnachtsabend die hübsche Bescheerung mit vielen scherzhaften Julklapps in gewohnter Weise unter Theilnahme der meisten Familienmitglieder in meinem Beisein vor sich gehen konnte, freilich vermochte ich noch nicht den ganzen Abend auszudauern; ich zog mich bald nach beendeter Bescheerung auf mein Zimmer zurück, wo mich noch einige der Anwesenden besuchten, ehe ich früh zur Ruhe ging. Am 28. Dezember fand eine hübsche und würdige Weihnachtsnachfeier drüben bei Eckardts statt. Es wurde, wie alle Jahre am Heiligabend, nur dieses Mal vor einem erweiterten Kreise, zu welchem auch Zacharias', Mittelstädts, Steinerts und die Meinigen gehörten, die Krippe gestellt. Die drei kleinsten Mädchen, auf einem erhabenen Platze drei Engel mit goldenen Flügeln und Bella den Engel der Verkündigung darstellend, müssen nach der begeisterten Schilderung Aller ein lieblicher Anblick gewesen sein. Später am Abend

führten die drei ältesten Eckardts Körner's „Gouvernante" sehr niedlich auf, wobei Heinrich die Titelrolle gab.

Aller Verkehr, den ich, da ich noch keinerlei gesellige Vereinigungen besuchen durfte, damals mit der Außenwelt hatte, wurde mir durch Besuche von Freunden vermittelt, deren ich mich in meiner Genesung vielfach zu erfreuen hatte. Auch Bürgermeister Weber, mein alter Universitätskamerad, suchte mich eines Tages auf und blieb über eine Stunde in lebhafter Unterhaltung bei mir. Eine meiner angenehmsten Zerstreuungen bildeten die öfteren abendlichen Besuche der getreuen Nachbarn Eckardts, bei welchen er mir noch weitere Novellen aus dem Tagebuche eines Jägers von Turgenjew vorlas, und mit Vergnügen gedenke ich eines Abendbesuches des Ehepaares Zacharias, wo mir Herr Zacharias die sechs ersten Gesänge des „Rattenfänger von Hameln" von Julius Wolff vorlas, dessen Lektüre er später an mehreren Abenden in seinem Hause beendete. Auch mein alter Freund Louis Asher tauchte wieder bei uns auf, sobald er hörte, daß ich Besuch empfangen dürfte; ihm und mir las meine Frau mehrfach aus den höchst fesselnden Erinnerungen der Gräfin von Voß: „Neunundsechszig Jahre am Preußischen Hofe" vor. Ende des Monates wurden die Titan-Abende, an denen ich nun wieder Theil nehmen konnte, frisch aufgenommen. Die erste größere Gesellschaft, die ich dann wieder besuchte, war ein Diner bei Leos am 23. Januar.

Wenn ich es einerseits mit großer Genugthuung empfand, daß ich mich meiner literarischen Thätigkeit nun ganz wieder hingeben konnte, so brachte es doch andererseits, der Natur der Sache nach, diese volle Wiederaufnahme meiner Thätigkeit mit sich, daß mir auch unangenehme Erfahrungen nicht erspart blieben. Eine sehr unangenehme Erfahrung sollte ich vor Ablauf des Monates Januar machen. Schon vor längerer Zeit hatte ich die Zusage von Herrn Lewes erbeten und erhalten, daß er mir das Uebersetzungsrecht an dem nächsten Roman George Eliot's geben wolle. In dem festen Vertrauen auf die Erfüllung dieser Zusage hatte ich ruhig gewartet, auch als mir verschiedene Gerüchte über das bevorstehende Erscheinen eines solchen Romanes zu Ohren kamen. Erst als ich die bestimmte Nachricht erhielt, daß der bekannte

Schriftsteller Adolf Strodtmann im Auftrage der Gebrüder Paetel in Berlin den neuesten Roman von George Eliot „Daniel Deronda" übersetzen werde, begann ich der Sache nachzuforschen und erfuhr zu meinem lebhaften Verdruß, daß es zu spät sei. Lewes entschuldigte sich damit, daß er von der Voraussetzung ausgegangen sei, ich wolle den Roman nur im Auftrage meines Verlegers Duncker übersetzen, daß er daher in der Ablehnung Dunckers auch die meinige erblicken zu dürfen geglaubt habe. Da war nichts zu machen. Ich stand einer vollendeten Thatsache gegenüber und mußte mich abermals fügen. Gemildert wurde mein Verdruß später in etwas, als ich den Roman kennen lernte und zu der Erkenntniß kam, daß derselbe, bei einzelnen großen Schönheiten, doch im ganzen einen Vergleich mit den Meisterwerken George Eliot's, namentlich mit Middlemarch nicht aushalte.

Erst viel später wurde mir klar, daß dem Entschlusse Franz Dunckers, das Uebersetzungsrecht von Daniel Deronda nicht zu erwerben, ernste geschäftliche Schwierigkeiten seiner Verlagsfirma zu Grunde liegen mußten. Ich selbst sollte dies im Verlaufe meiner Arbeit an G. H. Lewes' Werke: „On Actors and the Art of Acting" empfindlich erfahren. Noch jetzt begreife ich nicht recht, was zum Beispiel damit bezweckt werden sollte, daß mir die Druckbögen zu Lewes' Buch „On Actors etc." aus Dunckers Druckerei im Sommer 1876 nicht mit meinem Manuskripte, sondern mit einer willkürlich veränderten Copie meiner Uebersetzung zugingen, was ich mir selbstverständlich nicht bieten ließ, sondern auf der Nachsendung meines Manuskriptes bestand, welche dann auch jedesmal erfolgte. Unter den vielen Launen, Weiterungen, Willkürlichkeiten der Verleger, die ich bereits kennen gelernt hatte, war mir die hier geübte noch nicht vorgekommen. Sie war mir in dem vorliegenden Falle um so verdrießlicher, als ich die überwiegend meisten der von Duncker vorgenommenen Veränderungen nach reiflicher, unbefangenster Prüfung geradezu als Verschlechterungen ansehen mußte. Der immer sehr höfliche und liebenswürdige Duncker erklärte zwar, seine Aenderungen seien nur Vorschläge, die wieder zu beseitigen mir völlig freistände, versprach auch nach einer spätern mündlichen

Beredung mit mir, von weiteren Aenderungen abzustehen; welche Bewandtniß es aber mit dem vorstehend geschilderten, eigenthümlichen Verfahren Dunckers gehabt habe, und daß alles nur auf ein Hinhalten des Druckes abzielte, erfuhr ich erst im Sommer 1877 in Lauterberg am Harz, als mir meine Cousine Emilie Leo mittheilte, daß Dunckers Verlag schon seit mehreren Monaten seine Zahlungen eingestellt habe.

Schließlich übernahmen Duncker und Humblot, unter Franz Dunckers Namen, Druck und Verlag meiner Uebersetzung von Lewes' „Ueber Schauspieler und Schauspielkunst" und brachten dieselbe Ende 1877 in der vorzüglichen Ausstattung dieser altbewährten Firma.

In genauem Gegensatz zu Franz Dunckers hinhaltendem Verfahren stand die schnelle Förderung des Druckes, welche Hartleben in Wien von seinen Mitarbeitern beanspruchte. Da Hartleben so sehr auf die Beschleunigung meiner Arbeit drängte und meine Kräfte mir noch keine große Anstrengungen gestatteten, entschloß ich mich — zum ersten und einzigen Male — fremde Hülfe für meine Uebersetzung in Anspruch zu nehmen, nicht nur von meiner Frau, sondern auch von meiner Schwester, die sich gütigst erbot, einige Kapitel für mich zu übersetzen. Nach meiner Genesung konnte ich dann allein alles Nöthige leisten, namentlich die bei solcher gemischten Arbeit doppelt schwierige Manuskriptrevision aufs gewissenhafteste und gründlichste vornehmen und Hartleben das Manuskript rechtzeitig einliefern.

Darnach nahm ich dann die Arbeit an dem ersten Bande des Lebens des Prinzen Albert wieder auf, welche ich freilich erst in den letzten Tagen des Monates Mai vollendete. Und da ich nun mit dem Bericht über meine Thätigkeit in den Sommer hineingerathen bin, so erzähle ich gleich weiter, daß mich daneben die Bearbeitung des Artikels „Ecuador" für Brockhaus' Conversationslexikon beschäftigte und daß ich Ende Mai mit einer Besprechung der kürzlich unter dem Titel: „Aus den Papieren des Freiherrn von Schön" erschienenen Aufzeichnungen begann, über welche der Correspondent im Laufe des Sommers fünf Artikel von mir brachte.

Im Sommer nahm mich, seit langer Zeit zum ersten Mal

wieder, eine französische Uebersetzung in Anspruch. Die Lektüre von Droz' Novelle „Autour d'une Source“ hatte mich gereizt, es einmal wieder mit dem Uebersetzen aus dem Französischen zu versuchen, welches, wenn man es ernst nimmt, seine ganz eigenthümlichen Schwierigkeiten hat; ich hatte das Uebersetzungsrecht von den französischen Verlegern erworben und machte mich während der Abwesenheit meiner Frau an einem schönen Sommerabend zuerst an die Arbeit. Später erschien meine Uebersetzung von „Autour d'une Source“ und von „Un paquet de Lettres“ in einem Bande bei Hartleben in Wien.

Zwei Bücherbesprechungen endlich, die ich in der letzten Zeit vor unserer Sommerreise schrieb, will ich noch erwähnen, die eine von Felix Dahn's Roman: „Ein Kampf um Rom“, die andere von Direktor Classen's hübscher und pietätvoller Schrift über Niebuhr.

Unter verschiedenen Uebersetzungs-Angeboten und -Aussichten aus dieser Zeit, welche zu keinem günstigen Resultate führten, nenne ich, des unleugbaren Interesses halber, welches sich an die Namen der Verfasser und an ihre Werke knüpft, ganz beiläufig die folgenden: Trevelyan's Biographie Macaulay's, Hepworth Dixon's „White Conquest“, Alphonse Daudet's „Le petit Chose“ und John Cooper's, des Anti-Sklavereiführers „The lost Continent.“ Alle Bemühungen meinerseits, die ich, mehr um des würdigen Autors als um meinetwillen anstrengte, einen Verleger für dieses letztere Werk zu finden, blieben erfolglos.

Am Geburtstage meiner Frau, den 8. Februar, konnte ich sie mehr als durch alle Geschenke durch verschiedene Beweise meiner völlig wiederhergestellten Gesundheit erfreuen. Zunächst hatte ich mir vorgenommen und führte diesen Vorsatz glücklich durch, die Bescheerung dieses Mal morgens so zeitig zu veranstalten, daß auch unsere Schulkinder daran Theil nehmen könnten. Schon um vier Uhr früh war ich munter und brachte alles so gut in Gang, daß wir uns um halbacht Uhr in dem behaglich warmen Wohnzimmer, wo der Geburtstagstisch meiner Frau aufgeputzt stand, mit den Kindern zum Frühstück versammeln konnten. Unter meinen Geschenken befand sich auch eines, welches Zeugniß davon ablegte, daß ich mich wieder nach Herzenslust frei be-

wegen konnte. Es war meine Photographie, die ich an einem vorhergehenden Sonntage, während meine Frau einer Aufführung des Verdi'schen Requiem im Stadt-Theater beiwohnte, ohne ihr Wissen in dem Atelier von Fräulein Bieber hatte anfertigen lassen und die nun meiner Frau, obgleich ich nach allgemeinem Urtheil noch recht angegriffen auf derselben aussah, große Freude machte.

Im März herrschten längere Zeit heftige Stürme, welche große Ueberschwemmungen zur Folge hatten, wenn auch die Besorgnisse der Bevölkerung vor Deichbrüchen an der Bille und Elbe zum Glück unbegründet waren. An einem solchen stürmischen Abend war es, daß meine Frau, die sich nach Tische aufgemacht hatte, die Singakademie zu besuchen, bald, des entsetzlichen Regens und Sturmes wegen, unverrichteter Sache zurückkehrte, ein Fall, der, soviel ich mich erinnere, in unserer ganzen Ehe noch nicht ein einziges Mal vorgekommen war.

In den ersten Tagen des März besuchte meine Frau einmal auf Veranlassung von Frau Dr. Eckardt ein von dem Vorstande des Rauhen Hauses veranlaßtes Tea-Meeting, von welchem sie aber, obgleich sie einer strengern kirchlichen Richtung zuneigt, nicht sehr befriedigt war. Die künstliche Verquickung von geselligem Zusammensein mit religiöser Erbauung widerstrebte ihrem gesunden Sinn. Ich unterhielt mich inzwischen vortrefflich mit Emilie Leo aus Berlin, die mir an jenem Abend Gesellschaft leistete und aus „Le petit Chose" von Daudet vorlas.

Am 21. März gab es bei uns in Gegenwart von Herrn Grädener, dem Lehrer unserer Kinder, ein förmliches Kinderconzert, dessen Programm ich hieher setze, nicht um mit den musikalischen Leistungen unserer Kinder zu prunken, die vielmehr nicht über das Niveau gewöhnlicher Schülerleistungen hinausgingen, sondern um der vorzüglichen Anregung dankbar zu gedenken, die unseren Kindern durch die Anleitung ihres geistvollen und von lebendigem Interesse für seine Schüler erfüllten Lehrers zu Theil wurde.

Das Conzert enthielt die folgenden Nummern:

1. **Sonate** für Klavier und Violine. **Mozart.**
   Gespielt von Heinrich und Marie.
2. **Bagatelle** für Klavier. **Beethoven.**
   Gespielt von Carl.
3. **Dreistimmige Gesänge.**
   Gesungen von Marie, Greti und Bella Eckardt.
4. **Symphonie** (Vierhändig.) **Haydn.**
   Gespielt von Marie und Greti Eckardt.
5. **Verschiedene Piecen** für Klavier und Violine. **Corelli.**
   Gespielt von Frau Dr. und Heinrich Eckardt.
6. **Trio** für Violine, Bratsche u. Cello. **Haydn.**
   Gespielt von Heinrich Eckardt und 2 Mitschülern unserer Söhne.

Als am Vorabend des kaiserlichen Geburtstages, brachte ich beim Abendbrot einen Trinkspruch auf Kaiser Wilhelm aus, welchem die Jugend mit begeisterten Hochrufen zustimmte und welchem sich patriotische Lieder anschlossen.

Ein mehr zufälliges als vorher verabredetes Zusammentreffen verschiedener Mitglieder unserer Familie gestaltete sich zu einem förmlichen Familiencongreß. Friedrich traf zuerst mit seiner Tochter Nina etwa Mitte April hier ein und wir verbrachten mit ihnen eine höchst gemüthliche Zeit. Die kleine Nina befreundete sich bald mit unserm Mariechen auf das innigste, mein Bruder leistete mir fast täglich angenehme Gesellschaft. Wenn er, wie meistens, bei uns aß, pflegte er schon mehrere Stunden vor Tisch zu uns zu kommen, mir den Correspondenten vorzulesen und mit mir spazieren zu gehen, ein um so größerer Genuß für mich, als ich dabei nun auch nicht mehr das Rauchen zu entbehren brauchte, dessen ich mich lange Zeit hatte enthalten müssen. Abends wurde auch gelegentlich das schon früher von ihm so gern betriebene Silhouettenschneiden wieder vorgenommen.

Einige Tage nach Friedrich trafen Elisabeth mit ihrer Tochter Lily und meine Mutter aus Berlin ein, die alle im Victoria-Hôtel wohnten. Wir waren natürlich fast beständig Alle zusammen. Nur eines Abends, als die ganze übrige Familie ins Theater gegangen war, um einer Vorstellung der hier, so viel

ich weiß, zum ersten Male gegebenen Goethe'schen „Stella“ — mit Marie Seebach in der Titelrolle — beizuwohnen, zog ich es, ich weiß nicht mehr aus welchem Grunde vor, zu Hause zu bleiben, um mir von Carl vorlesen zu lassen.

Eines Abends stellten wir bei uns, auf den besondern Wunsch meiner kleinen Nichte Nina, Lebende Bilder. Die improvisirte Vorstellung, zu der meine Frau mit ihrer dienstfertigen Bereitwilligkeit ihren ganzen Vorrath an bunten Shawls und Stoffen zur Verkleidung der jugendlichen Darsteller zur Verfügung stellte, gelang über Erwarten gut. Außer unseren Kindern Nina Lehmann und Lily Benzon wirkten dabei die drei ältesten Eckardts und zwei kleine Fräulein Hahn mit. Zur Darstellung gelangten „Vatel“, „Des Goldschmidts Töchterlein“ von Uhland und „Corelli.“ In dem Schlußbilde zu dem Worte Vatel machten Anna und Otto als Köche an Mariechens kleinem Heerde Furore.

Um diese Zeit war es auch wohl, daß wir die angenehme Bekanntschaft des als Lehrer an der Gelehrtenschule neu angestellten, aus Berlin hierher berufenen Professor Eyssenhardt machten. Er besuchte uns mit einer Empfehlung von Frau Piaget, und wir hatten alle Ursache, uns über die Bereicherung unseres geselligen Kreises durch dieses neue anregende Element zu freuen.

Als Beleg für unsere muntere Stimmung in jener Zeit führe ich an, daß meine Frau und ich uns einmal wieder aufgelegt fühlten, einer Operetten-Aufführung im Carl Schultze Theater beizuwohnen. Wir hörten „Fatinitza,“ das mich indessen nicht so belustigte, wie bei einer frühern Gelegenheit „Giroflé-Girofla.“ Auch hörten wir verschiedene Male mit Vergnügen die Aufführungen des Bilse'schen Orchesters mit seiner vorzüglichen Technik, von welcher namentlich die, wenn auch ästhetisch vielleicht nicht zu billigende, doch bewundernswürdige Ausführung der Variationen des Beethovenschen A-dur Quartetts durch zwölffache Besetzung, ein glänzendes Zeugniß ablegte.

Die Anwesenheit meiner Schwägerin Antonie Zimmern aus London, die zu einem längern Besuche bei unserm Onkel Ferdinand eingetroffen war, gab Veranlassung zu manchen heiteren

Zerstreuungen. So führte ich sie ins Thaliatheater zu einer Aufführung des damals besonders beliebten „Mein Leopold“ von L'Arronge.

Eigentlich aber war es schade, den „wunderschönen Monat Mai“, dessen wir uns in diesem Jahre wirklich zu erfreuen hatten, in geschlossenen Räumen zu verbringen, noch dazu bei dem Reichthum an Nachtigallen, den uns dieser Frühling endlich einmal wieder gebracht hatte. So bedurfte es kaum der Promenaden-Conzerte im Harvestehuder Eichenkamp, um uns zu täglichen Spaziergängen an die Alster zu locken; übrigens waren wir auch schon im Klosterstieg von dem köstlichsten Nachtigallenschlag umgeben.

Bei Nachtigallenschlag und Promenaden-Conzerten fällt mir ein, daß auch Carl damals an seiner Ausbildung zu einem Orchestermitgliede arbeitete. Unter der Leitung des Gesanglehrers hatten die musikalischen Schüler der Gelehrtenschule ein Orchester gebildet, das regelmäßige Uebungen hielt und bei welchem Carl die Trompete übernommen hatte. Wir ließen den Jungen gewähren, obgleich seine häuslichen Studien auf diesem Instrumente ohrenzerreißend waren, bis Dr. Cohen ihm das für seine Lungen zu anstrengende Handwerk legte.

Anfang Juni mußte meine Frau zur Wiederholung ihrer vorjährigen Kur wieder nach Kissingen. Mein Leben mit meinen Kindern, ohne meine Frau, und meine rege Correspondenz mit dieser gestalteten sich im wesentlichen wie im vorigen Jahre. In die in Abwesenheit meiner Frau stattfindenden Familienzusammenkünfte brachte nur die Anwesenheit meines Neffen Freddy Oppenheim eine angenehme Abwechslung.

Häuslich hatte ich es allerdings nicht so behaglich wie im Vorjahre mit unserer lieben Minna Neumann, vielmehr war deren Vertreterin so wenig am Platze, daß meine Frau, als ich ihr nach ihrer Rückkehr die Sachlage mittheilte, mit völligem Gleichmuth kurzen Prozeß machte und Fräulein van Kerkhoven vermochte, uns nach wenigen Tagen wieder zu verlassen. Seitdem haben wir uns nicht bewogen gefunden, den von ihr bekleideten Posten wieder zu besetzen.

Da wir unsere diesmalige Sommerreise erst ziemlich spät

antreten wollten, hatten wir noch etwa vier Wochen gemüthlichen Zusammenseins mit den Kindern vor uns und nutzten diese Zeit in jeder Beziehung gut aus. Unter den mancherlei Ausflügen in die Umgegend, die wir mit den Kindern unternahmen, erwähne ich eines sehr gelungenen nach Reinbeck, zu welchem der dortige Sommeraufenthalt unseres Onkels Ferdinand und unserer Tante Löwenthal im Nancy-Thal Veranlassung gab, und eines Besuches in Flottbeck bei der Familie Lippert.

Die Kleinen, Anna und Otto, konnten zu diesen größeren Ausflügen nicht mitgenommen werden; sie belustigten sich aber zu Hause auf die mannigfachste Art, wie sie denn an August-Abenden mit ihren von Großmama geschenkten Papierlaternen glückselig im Klosterstieg auf- und abmarschirten.

In den ersten Tagen des August trat auch eine kurze Diversion in unserm Leben durch den Besuch einer neugewonnenen auswärtigen Freundin meiner Frau ein. Sie hatte sich in Kissingen mit der in Danzig lebenden Wittwe des Dichters und Malers Robert Reinick befreundet und war hoch erfreut, als diese jetzt zu einem mehrtägigen Besuch bei Verwandten in Hamburg eintraf und auch uns mehrfach Gelegenheit gab, sie zu sehen.

Unsere Sommerreise, auf welcher uns dieses Jahr Mariechen begleiten durfte, hatte zum Ziel Schwarzburg in Thüringen, woselbst wir uns mit Wichmanns treffen wollten. Wir nahmen wieder Quartier im „Weißen Hirsch" mit seiner reizenden Altane. Unser etwa vierwöchentlicher Aufenthalt in Schwarzburg gestaltete sich im allgemeinen angenehm; freilich waren wir vom Wetter wenig begünstigt, nur selten gab es wirklich schöne Tage, welche wir an reizenden Ruheplätzen auf einem grünen Waldhügel in der Nähe von Wichmanns Wohnung mit diesen Freunden genießen konnten. Wir mußten unsere Wanderungen durch Wald und Flur, die wir, unbeirrt durch die Witterung, fast täglich unternahmen, oft bei strömendem Regen machen. Wir ließen uns aber dadurch in unserer guten Laune nicht irre machen; denn wir hatten in reichem Maße das, was doch immer und überall das Beste ist und bleibt: angenehmen Verkehr und gemüthliches Zusammenleben mit einer uns engbefreundeten Familie. Wichmann

und ich hatten eine Fülle von Berührungspunkten, wir sympathisirten meistentheils in unseren Anschauungen und Ansichten; er wußte aus dem reichen Schatz seiner Lebenserfahrungen im Verkehr mit vielen bedeutenden Menschen interessant zu erzählen, war für meine Auffassung von Menschen und Verhältnissen empfänglich und ließ sich meine humoristischen Neckereien, an denen ich es nicht fehlen ließ, gutmüthig gefallen, wie ich mir die seinigen, so daß sie zu einer besondern Würze unserer Unterhaltung wurden.

Auf einer unserer Wanderungen, bei welchen er immer ein vortrefflicher Führer war, weil er die Gegend so genau kannte, bot sich mir eine willkommene Gelegenheit zur Neckerei. Es galt den Uebergang über einen schmalen, hölzernen, nur an der einen Seite mit einem nothdürftigen Geländer versehenen Brückensteg, unter welchem ein rauschender Waldbach dahinschoß. Meine Frau half mir unverzagt über diesen Steg hinweg, während mein guter nervöser Wichmann, statt meiner Frau ritterlich beizustehen, ängstlich davon lief, weil er den nach seiner Ansicht gefahrvollen Brückenübergang nicht mit ansehen könne.

Von sonstigen angenehmen Begegnungen hätte ich nur allenfalls des Afrikareisenden Güßfeldt zu gedenken, mit welchem wir während seines kurzen Aufenthaltes durch Wichmann bekannt wurden, und der uns öfter auch auf gemeinschaftlichen Spaziergängen von seinen Reisen in Afrika gut unterhielt. Recht unterhaltend war auch, was Herr von Bernuth aus Hamburg, welcher während der ersten Tage unseres Dortseins nach Schwarzburg kam, um seine Frau und Kinder abzuholen, von der Aufführung der Nibelungen-Trilogie in Bayreuth, von woher er eben kam, erzählte. Eine recht angenehme Begegnung endlich war die mit Herrn Perthes aus Gotha, der eines Abends auf der Durchreise in der Wirthsstube erschien, sich eine Weile zu mir setzte und mir unter anderm mittheilte, daß der erste Band meiner Uebersetzung des Lebens des Prinzen Albert soeben erschienen sei. Nicht lange darnach traf auch ein Brief von Theodore Martin ein, in welchem er mir für die Zusendung des ersten Bandes meiner Uebersetzung seines Werkes dankte und hinzufügte: „The Queen admires your translation very much.“

Die Ankunft meiner Schwestern Elisabeth und Marie brachte in unser Schwarzburger Leben eine erfreuliche Diversion. Beide waren auf unsere Aufforderung, uns in Schwarzburg zu besuchen, mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit eingegangen. Elisabeth kam aus Ems, Marie aus Carlsbad. Wir verlebten eine gemüthliche Zeit zusammen, nahmen Mittag- und Abendessen — meine Schwester Marie ganz gegen ihre Gewohnheit — zusammen an der Wirthstafel, machten bei günstiger und ungünstiger Witterung fast täglich gemeinschaftliche Spaziergänge und verbrachten die Abende, plaudernd und lesend, regelmäßig mit einander in Elisabeths hübschem Salon.

Sehr lustig ging es namentlich zu bei einer Fahrt nach dem Eberstein, einem Jagdschlößchen des Fürsten von Schwarzburg, zu welchem uns Wichmann noch vor seiner Abreise durch seine Bekanntschaft mit dem Oberförster den Zutritt erwirkt hatte. In zwei Wagen ging es bei kaltem Wetter, das aber unserer guten Laune keinen Eintrag that, auf hübschen Wegen ans Ziel; die unerläßliche Passage einer Furth, bei welcher einige der Damen sich lachend fürchteten, erhöhte nur unsere Heiterkeit. Auch daß in Eberstein selbst unsere hochgespannten Erwartungen von der Ansammlung einer großen Schar von Ebern, die man uns verheißen hatte, ziemlich stark getäuscht wurden, verstimmte uns keineswegs. Es trug vielmehr nur dazu bei, unsere unverwüstliche Heiterkeit noch zu erhöhen, als statt der erwarteten Menge, trotz des von uns beobachteten tiefen Schweigens, zu dem man uns angehalten hatte, nur zwei oder drei Eber erschienen, die das hingestreute Futter angelockt hatte.

Auch an anregender und unterhaltender gemeinschaftlicher Lektüre fehlte es uns nicht. Elisabeth las uns die neuesten Lieferungen des noch im Erscheinen begriffenen Eliot'schen Romanes „Daniel Deronda" vor, den wir, wenn auch manches nicht unsern Beifall hatte, doch mit dem größten Interesse verfolgten. Marie las uns zu meinem nicht geringen Ergötzen und ganz vortrefflich Eckstein's „Besuch im Carcer" vor, den meine Frau, wie sie komisch bemerkte, wenn es nicht unmoralisch wäre, gern unseren Söhnen geschenkt haben würde.

Mariechen machte uns durch ihr aufgewecktes, verständiges und

heiteres Wesen nur Freude und erwarb sich überall rasch gute Freunde, die sie auf alle Weise verzogen. In Schwarzburg war es außer Wichmanns, die Mariechen sehr zugethan waren, mit deren beiden Töchtern sie sich bald innig befreundete, namentlich eine „Frau Oberküchenmeisterin", die Wittwe des Oberküchenmeisters des Königs Louis Philippe und Tante unseres Wirthes, welche Mariechen ihre besondere Gunst bezeigte.

Endlich mußte es geschieden sein. Wir nahmen von Elisabeth, mit der wir noch einige Tage in Eisenach zugebracht hatten und die mit ihren Kindern nun nach England zurückkehrte, heitern Abschied und riefen ihr „Auf fröhliches Wiedersehen" zu, nicht ahnend, daß wir sie nicht wiedersehen sollten.

Wir aber wandten unsere Schritte, einer freundlichen Einladung meines Bruders Sebastian und seiner Frau folgend, nach Dresden. Ueber Weimar, wo wir übernachteten und Mariechen die Musenstadt ein wenig zeigten, gingen wir nach Dresden, wo wir, nachdem wir bei Riesa die Elbbrücke durch Ueberschwemmung zerstört gefunden und mit einer Fähre hatten übersetzen müssen, Abends eintrafen und von unseren Verwandten aufs herzlichste empfangen wurden, die alles aufboten, um uns die Tage unseres Dresdener Aufenthaltes so angenehm wie möglich zu machen. Meine Schwägerin und meine Nichte machten meiner Frau und Mariechen die Honneurs der herrlichen Kunstschätze Dresdens. Sebastian war im Verkehr mit uns der unverändert herzliche und vielfach zu Lehmann'schem Scherz aufgelegte Kumpan, als welchen wir ihn von jeher gekannt hatten, wiewohl er schon lange alle geselligen Freuden mied und, meist völlig zurückgezogen, oft hypochondrisch verstimmt, nur seiner leidenden Gesundheit lebte.

Bei Lehmanns traf ich einmal wieder mit dem vormals als Buchhändler in Paris etablirten, schon früher von mir genannten, jetzt in Dresden lebenden Dr. Frank zusammen, sowie mit Herrn Vollard, dem frühern Privatsekretär des Prinzen Heinrich von Preußen, der jahrelang ein genauer Bekannter meines Bruders Rudolf in Rom gewesen war. Mein Hauptvergnügen war auch hier in Dresden das Theater, in welches uns meine Nichte Bessy, die eine enthusiastische Theaterfreundin war und ist, gern begleitete. Wir sahen und hörten mit dem größten Interesse

zwei Vorstellungen der Meininger im Albert-Theater. Das eine Mal das Bruchstück „Esther" von Grillparzer und „Der Eingebildete Kranke" von Molière, bei dessen Aufführung es mich besonders interessirte, daß der vortreffliche Darsteller der Hauptrolle ein Blinder war; das andere Mal Kleist's „Käthchen von Heilbronn." Ich hatte das Käthchen nie auf der Bühne gesehen oder gehört, fand aber, — wenn ich auch die Begeisterung meiner Frau und das Entzücken meiner zwölfjährigen Tochter, der überschwänglichen Romantik des Stoffes halber, nicht ganz theilen konnte —, den Kern von großer, unvergänglicher Poesie.

Zwei Mal hörten wir auch schönen Kirchengesang, das eine Mal in der protestantischen Kreuzkirche, das andere Mal am Sonntag bei der Messe in der katholischen Kirche.

Sehr befriedigt von unserm Dresdener Aufenthalte reisten wir am 26. September über Berlin, wo wir uns nur wenige Tage aufhielten, und von wo ich nur einer Aufführung von Richard III. im Schauspielhause, mit Kahle als vorzüglichem Vertreter der Titelrolle, und eines sehr unterhaltenden Besuches bei Paul Lindau Erwähnung thun möchte, nach Hamburg zurück.

Dort trafen wir am 1. October zu Tische ein, fanden die zu Hause gebliebenen Kinder wohl vor und lebten uns rasch wieder in das gewohnte bürgerliche Leben ein.

Da meine Vorleserin Fräulein Amyot noch auf einer Reise nach Schweden begriffen war, von der sie erst nach etwa anderthalb Wochen zurückkehrte, arbeitete ich so lange in den sonst durch Fräulein Amyot's Thätigkeit ausgefüllten Stunden abwechselnd mit meiner Frau und mit Carl, der eben Ferien und daher Zeit hatte, sich mir zu widmen.

Carl entwickelte sich übrigens in durchaus erfreulicher Weise. Bei ihm konnte es im Hinblick auf sein Alter und seine verhältnißmäßig geistige Reife auch nicht das mindeste Bedenken haben, ihn auf seine Confirmation vorbereiten und im Frühjahr einsegnen zu lassen. Zweifelhafter konnte die Sache bei Heinrich erscheinen, sowohl im Hinblick auf seine geistig etwas langsamere Entwicklung als namentlich auf sein noch so sehr jugendliches Alter. Er war erst vierzehn Jahre alt, und wir würden unfehlbar mit seiner Confirmation noch wenigstens ein Jahr ge-

wartet haben, wenn nicht meine Frau den lebhaften Wunsch gehabt hätte, die beiden Knaben, die bei aller Verschiedenheit des Alters, der Anlagen, des Charakters, doch stets in jeder Beziehung innig befreundet waren, auch diesen bedeutsamen Lebensabschnitt gemeinschaftlich durchleben zu lassen. Da nun auch der liebenswürdige und vortreffliche Geistliche, Herr Pastor Gotthard Ritter, dessen Unterricht wir die Knaben anzuvertrauen gedachten, sich mit ihrer gleichzeitigen Confirmation einverstanden erklärte, so entschlossen wir uns zu dieser und ließen demgemäß die Knaben alsbald die Vorbereitungsstunden bei Pastor Ritter besuchen. Beide Söhne nahmen es zu unserer großen Freude mit dem Confirmationsunterricht sehr ernst und kehrten regelmäßig angeregt und erbaut aus den Stunden zurück.

Während der ersten Hälfte des Oktober hatten wir so herrliches Sommerwetter, daß wir zweimal, am 8. und am 13. Oktober, im offenen Wagen mit meiner Schwester größere Spazierfahrten unternehmen konnten. Der öftere Besuch des Theaters, welchen wir, wie schon erwähnt, der Güte unseres Onkels Ferdinand verdankten, war um diese Zeit besonders lohnend durch das gleichzeitige Engagement der drei vortrefflichen Schauspieler Barnay, Friedmann und Fräulein Franziska Ellmenreich. Mit dem größten Vergnügen hörten wir in diesem Winter Shakespeare's „Julius Cäsar“ mit Barnay als Antonius, eine seiner vorzüglichsten Rollen, „Die Hermannsschlacht“ von Kleist, diese bei aller Großartigkeit einzelner Momente doch im ganzen mehr wunderliche als schöne Dichtung, deren Aufführung man als reine Kuriosität bezeichnen konnte, und den „Othello“ von Shakespeare mit Barnay, Friedmann und Fräulein Ellmenreich in den Rollen des Othello, des Jago und der Desdemona, eine Vorstellung, die nach dem Urtheil competenter Zuschauer wohl in der That weniger Lob verdiente, als ich ihr zu ertheilen bereit war, was darin seinen Grund haben mochte, daß ich das kraß-naturalistische, wie man mir versicherte zuweilen wahrhaft thierische Gebahren in der Rolle des Othello nicht sehen konnte. Auch an vorzüglichen Opernvorstellungen bot das Repertoir viel; ich greife aus der großen Anzahl klassischer Opern, die namentlich meine Frau, aber auch wiederholt ich mit ihr hörte, Wagner's Fliegenden

Holländer und Mozarts „Cosi fan tutte“ heraus, erstern, um zu sagen, daß ich über die sterbliche Langeweile dieses Werkes des „Meisters“ nicht hinwegkommen und wenig Schönes daran finden kann, letzteres um zu beklagen, daß der anmuthigen Mozart'schen Musik auch durch den neuen, wiederum recht albernen Text keine bessere Unterlage gegeben worden ist.

Eine Lektüre, die mich in dieser Zeit angelegentlich zu beschäftigen anfing und längere Zeit in Anspruch nahm, und die mir einer besondern Erwähnung werth scheint, war die der Werke des Philosophen Schopenhauer. Die nächste Veranlassung dazu gab das von meiner Nichte Helene Zimmern englisch geschriebene Buch über das Leben und die Werke Schopenhauer's — eine namentlich für eine Dame mit bewundernswerther Geschicklichkeit verfaßte Arbeit — die ich mit großem Interesse las, in der ich aber doch eine klare Darlegung des eigentlichen Wesens der Schopenhauer'schen Philosophie vermißte. Ich suchte mich daher über diese an der Quelle näher zu unterrichten und ließ mir von meiner Frau sowohl das Hauptwerk Schopenhauer's „Die Welt als Wille und Vorstellung“ als einzelne Stücke aus seinen „Parerga und Paralipomena“ vorlesen. Ich bewunderte die Schärfe des Ausdruckes und oft des Gedankens in diesen Werken; zu einem Bekenner der pessimistischen Weltanschauung Schopenhauer's wurde ich aber durch diese Lektüre keinesweges.

Unser geselliges Leben brachte uns wieder manche angenehme Abende bei uns und bei Freunden. Ich gedenke namentlich eines Abends mit sehr angeregter Unterhaltung bei Eckardts, wo wir Frau Clara Schumann trafen, von welcher wir kürzlich in einem Bargheer'schen Concerte das Quintett ihres Mannes wunderbar spielen gehört hatten, und eines gut verlaufenden Kinderconzertes bei Leos.

Zu einer großen Festlichkeit, die wir mitmachten, gab das am 11. November gefeierte 25jährige Jubiläum des Bieber-Clubs Veranlassung. Die hübsche Feier, welche im Sagebiel'schen Lokal stattfand, bestand zunächst in der Aufführung einer von Dr. Bieber componirten, von Mitgliedern des Bieber-Clubs, größtentheils Knaben, aufgeführten Oper „Prinz Heinzelmann“, die ein um so größeres Interesse für uns hatte, als unserm

Heinrich eine nicht unbedeutende Rolle darin übergeben war. Der Junge, der eine wunderhübsche Sopranstimme und ein gutes musikalisches Gehör hatte, war von Dr. Bieber dazu ausersehen, die jugendliche Rolle des Liebhabers Conrad, des Prinzen Heinzelmann, zu geben. Man kann es als ein recht charakteristisches Symptom des trägen, verdrossenen und verlegenen Wesens, das damals für Heinrich bezeichnend war, ansehen, daß er sich über diese Wahl nicht nur nicht freute, sondern sie als eine unangenehme Last betrachtete, über die er sich öfter beschwerte und die er durch lässigen Besuch der Proben Dr. Bieber bereuen zu lassen Gefahr lief. Schließlich zog er sich ganz gut aus der Affaire. Zwar sein Spiel, das ich ja leider nicht beurtheilen konnte, soll äußerst hölzern gewesen sein; sein Gesang dagegen war ganz reizend und fand den allgemeinsten Beifall, wie denn selbst die sonst so wortkarge Frau Dr. Eduard Cohen nach der Aufführung zu mir sagte: „Wie entzückend hat Ihr Junge gesungen!" Nach der Oper ging es zum Abendessen, bei welchem die zahlreiche Gesellschaft ungemein lustig war und bei welchem es natürlich nicht an Toasten fehlte, die mit Recht den Bieber-Club und namentlich seinen Begründer und Dirigenten Dr. Bieber feierten, der schon als Knabe im elften Lebensjahre den ersten Grund zu diesem seitdem so schön aufgeblühten Verein gelegt hatte. Nach Tische nahm der Ball seinen Anfang, an dem Groß und Klein sich betheiligte und der bis tief in die Nacht dauerte. Dr. Bieber hatte speziell gewünscht, daß auch die Schwestern der kleinen Clubmitglieder an dem Feste theilnehmen möchten und war sehr böse, daß meine Frau aus mütterlicher Vorsicht das zwölfjährige Mariechen zu Hause gelassen hatte.

Nur als einen Beleg dafür, wie ernst wir, wie ernst namentlich meine Frau, es mit der Schule nahmen, erzähle ich folgendes: Am 20. Dezember kehrte Carl, der damals in Untersecunda war, mit dem zerknirschten Bekenntnisse aus der Schule nach Hause zurück, sein Klassenlehrer Dr. Binz habe zu ihm gesagt, wenn er sich nicht ändere, dürfe er sich keine Hoffnung darauf machen, Ostern nach Obersecunda versetzt zu werden. Ich bekenne, daß ich diese Aeußerung gleich für das nahm, was sie, wie sich zeigen sollte, wirklich war, für den nicht allzu ernst ge-

meinten Ausbruch einer vorübergehenden Unzufriedenheit. Aber meine Frau war außer sich, für sie war es ausgemacht, daß Carl uns Ostern die Schande bereiten werde, in seiner Klasse sitzen zu bleiben. Zu ihrer Beruhigung blieb mir nichts übrig, als mich zu entschließen, mich an dem kalten Wintertage bei stürmischem Schneewetter in später Nachmittagsstunde, mit Aufopferung des Mittagessens, mit Carl auf den weiten Weg nach dem Steindamm zu machen, wo Dr. Binz wohnte, um wo möglich eine Milderung seines Ausspruches zu erwirken. Das gelang mir auch. Zwar die kalte, mit hungrigem Magen unternommene Expedition, die trotz einer Droschke, in die wir uns alsbald setzten, besonders deshalb recht lange dauerte, weil wir lange auf Dr. Binz, der anfänglich nicht zu Hause war, warten mußten, war und blieb namentlich in ihrem ersten Theil recht unangenehm. Auf dem Heimwege fühlten sowohl der Sünder Carl als ich uns sehr erleichtert durch die Erklärung, die mir Dr. Binz gegeben hatte, daß er bei seinem Ausspruch nur das moralische Verhalten Carls, seine Flüchtigkeit im Auge gehabt habe, die er ja hoffentlich bald abstellen werde, daß er aber mit seinen Fähigkeiten, seinem Fleiß und seinen Fortschritten durchaus zufrieden sei und ihn vermöge dieser zum Aufrücken für vollkommen qualifizirt halte. So konnte ich zu meiner größten Genugthuung meine Frau wirklich beruhigen.

Der Weihnachtsabend, der 24. Dezember, wurde in diesem Jahre bei Leos gefeiert. Martin und Alfred Leo und Mariechen führten den Körner'schen „Vetter aus Bremen" sehr niedlich auf. Am 25. fand die Bescheerung bei uns statt und wurde durch hübsche lebende Bilder und eine kleine Scene verherrlicht, in welcher Mariechen als „Mädchen aus der Fremde" das gleichnamige Schiller'sche Gedicht deklamirte und jedem Anwesenden am Schlusse ein kleines Geschenk überreichte.

In scharfem Contrast zu der oben erwähnten fast sommerlichen Wärme im October stand die in der Weihnachtszeit und in den letzten Tagen des Jahres 1876 herrschende Kälte, die in der Nacht vom 25. zum 26. Dezember bis auf 21½° Réaumur stieg. In und außer dem Hause war es gleich unerträglich kalt. Keine Ofenwärme reichte hin, die Zimmer ordentlich zu erwärmen

und die fest zugefrorenen Scheiben zum Aufthauen zu bringen. Die Fenster konnten nicht geöffnet werden und man war — namentlich für uns Luftschnapper keine geringe Beschwerde — dazu verurtheilt, seine Tage und Nächte in ungelüfteten Zimmern zu verbringen.

Verzeichniß der Druckfehler und Berichtigungen.

Im Zweiten Bande.

S. 5 Z. 5 v. u. statt wären lies: „waren."
S. 19 Z. 16 v. o. statt die Schneekoppe lies: „den Schneekopf."
S. 25 Z. 5 v. o. statt mich lies: „mir."
S. 38 Z. 4 v. o. statt den lies: „die."
S. 113 Z. 1 v. o. statt ungewöhnlicher lies: „ungewöhnlich."
S. 134 Z. 3 v. o. statt erbärmlichsten lies: „erbärmlichste."
S. 148 Z. 9 v. u. statt der lies: „die."
S. 221 Z. 14 und 21 statt Anhalterstraße lies: „Anhaltstraße."
S. 234 Z. 14 v. o. statt Biberach lies: „Biebrich."
S. 238 Z. 1 v. u. statt schon früher hatte lies: „Später hat auch."